JAHRBUCH
DER
UNGARISCHEN GERMANISTIK
1997

Germanisztikai Intézet Könyvtára
KLTE DEBRECEN
2503 4844

JAHRBUCH
DER
UNGARISCHEN GERMANISTIK
1997

Herausgegeben von

Antal Mádl

Gunther Dietz

24.155
1998
RII5/54

Budapest · Gesellschaft Ungarischer Germanisten
Bonn · Deutscher Akademischer Austauschdienst

Redaktion:

Leitender Redakteur
András Balogh

Literaturwissenschaft
András Balogh
Klaus Bonn

Sprachwissenschaft
Roberta V. Rada
Susanne Schäfer

Deutsch als Fremdsprache
Anna Zalán-Szablyár
Gunther Dietz

Wissenschaftlicher Beirat:

Árpád Bernáth (Szeged)
Peter Canisius (Pécs)
Reinhard Fiehler (Mannheim)
Csaba Földes (Veszprém)
Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)
Piroska Kocsány (Debrecen)
Hans Jürgen Krumm (Wien)
Klaus J. Mattheier (Heidelberg)
Gerhard Neuner (Kassel)
Hartmut Steinecke (Paderborn)
Horst Turk (Göttingen)

Redaktionsbeirat:

Magdolna Balkányi (Debrecen)
Márta Baróti-Gaál (Szeged)
Anita Czeglédy (Budapest)
Erzsébet Forgács (Szeged)
Zsuzsa Iványi (Nyíregyháza)
Edina Kis (Eger)
Judit Kováts (Miskolc)
Anette Sramóné Klingenberg (Pécs)
Petra Szatmári (Szombathely)
Ewa Drewnowska-Vargáné (Veszprém)

Anschrift der Redaktion:

ELTE
Germanisztikai Intézet
Ajtósi-Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest
abalogh@isis.elte.hu

Manuskripte sind an die Redaktion zu richten. In bezug auf die Gestaltung der Manuskripte wird gebeten, das **Merkblatt** des Jahrbuchs anzufordern.

Alle Rechte des Nachdrucks vorbehalten.
© Redaktion und die einzelnen Verfasser
Gesamtherstellung: SCIU GmbH

ISSN 1217-0216

Das Jahrbuch erscheint mit Unterstützung des DAAD.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 9

Literaturwissenschaft

ILONA T. ERDÉLYI (BUDAPEST)
Deutschsprachige Dichtung in Ungarn und ihre Gegner um 1820-1830. 13

ANTAL MÁDL (BUDAPEST)
Lenaus Aktualität heute 23

PETER PLENER (WIEN/BUDAPEST)
Arthur Schnitzlers Tagebücher oder Die Textur der Erinnerung 33

Sprachwissenschaft

JOHN OLE ASKEDAL (OSLO)
brauchen *mit Infinitiv* 53

BETTINA RIEBER (KÖLN)
Ellipsen kontrastiv: Deutsch-Russisch 69

Deutsch als Fremdsprache

PÉTER BASSOLA (SZEGED)
Fremdsprachenunterricht im Ungarn der 90er Jahre 89

HANS-WERNER SCHMIDT (BUDAPEST)
Evaluation des Weiterbildungsstudienganges zu Deutschlehrern 115

Werkstatt

SZABOLCS BORONKAI (BUDAPEST)
Bedeutungsverlust und Identitätskrise der ungarndeutschen Literatur des 19. Jahrhunderts 131

ANITA CZEGLÉDY (BUDAPEST)
Der problematisierte Heimatroman in der österreichischen Prosaliteratur der 60er und 70er Jahre 149

GABRIELLA KISS (SZEGED)
Individualität und Intertextualität 161

MÁRIA RÓZSA (BUDAPEST)
Auf Ungarn bezügliche Berichte des Wiener Wanderer *1851-1861* 173

ERICH W. SCHAUFLER (BUDAPEST)
Wohin mit Canetti? 191

Szilvia Deminger (Heidelberg)
Zum Problem von Sprachattitüden in Sprachinseln: am Beispiel von Szigetújfalu 209

József Tóth (Szombathely)
Zur Vorgeschichte der Feldtheorien 217

Rezensionen

Auckenthaler, Karlheinz F. (Hg.): Die Zeit und die Schrift. Österreichische Literatur nach 1945. (Gerd K. Schneider) 231

Györffy, Miklós: A német irodalom rövid története. (József Szaszovszky) 232

Haslmayr, Harald: Die Zeit ohne Eigenschaften. Geschichtsphilosophie und Modernebegriff im Werk Robert Musils. (Márta Horváth) 235

E.T.A. Hoffmann Jahrbuch. Bde. 1 (1992-93), 2 (1994), 3 (1995). (Magdolna Orosz) 237

Berger, M. – Krolop, K. – Papsonová, N. (Hg.): brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien-Slowakei 1995. (Michel Reffet) 240

Petersen, Jürgen H.: Fiktionalität und Ästhetik. Eine Philosophie der Dichtung. (Gabriella Rácz) 242

Lorenz-Lindemann, Karin (Hg.): Widerstehen im Wort. Studien zu den Dichtungen Gertrud Kolmars. (Gábor Kerekes) 245

Glaser, Horst Albert (Hg.): Deutsche Literatur zwischen 1945 und 1995. Eine Sozialgeschichte. (Erich W. Schaufler) 248

Tanzer, Ulrike: Frauenbilder im Werk Marie von Ebner-Eschenbach. (Anikó Zsigmond) 251

Földes, Csaba: Deutsche Phraseologie kontrastiv. Intra- und interlinguale Zugänge. (Roberta V. Rada) 253

Hessky, Regina – Ettinger, Stefan: Deutsche Redewendungen: ein Wörter- und Übungsbuch für Fortgeschrittene. (Erzsébet Forgács) 256

Konopka, Marek: Strittige Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert. (Mihály Harsányi) 259

Korhonen, Jarmo: Studien zur Phraseologie des Deutschen und des Finnischen I.; Korhonen, Jarmo (Hg.): Studien zur Phraseologie des Deutschen und des Finnischen II. (Regina Hessky) 262

Korn, Robert: Das System der Vokalphoneme der schwäbischen Mundart in Kazachstan. (Thomas Herok) 266

Palm, Christine: Phraseologie. Eine Einführung. (Tamás Kispál) 268

Sommerfeldt, Karl-Ernst – Schreiber, Herbert: Wörterbuch der Valenz etymologisch verwandter Wörter: Verben, Adjektive, Substantive. (József Tóth) 272

Kohn, János – Wolff, Dieter (Hg.): New Methodologies in Foreign Language Learning and Teaching / Neue Methoden im Fremdsprachenunterricht. (Gunther Dietz) 274

Bücherschau

Tőkei, Éva: Naturdarstellung und poetische Existenz bei Nikolaus Lenau. (Wolfgang Martens) 281

Kim, Jeong-Yong: Das Groteske in den Stücken Ödön von Horváths; Haag, Ingrid: Ödön von Horváth. Fassaden-Dramaturgie: Beschreibung einer theatralischen Form. (Isabella Kesselheim) 282

Der Sturm Elektra. Gertrud Eysoldt – Hugo von Hofmannsthal Briefe. Hg. und mit einem Nachwort von Leonhard M. Fiedler. (Isabella Kesselheim) 284

Forschungsthema Regionalliteraturen:
Scholdt, Günter: Grenze und Region. Literatur und Literaturgeschichte im Grenzraum Saarland-Lothringen-Luxemburg-Elsaß seit 1871.
Motzan, Peter – Sienerth, Stefan (Hg.): Deutsche Regionalliteraturen in Rumänien 1918-1944. Positionsbestimmungen, Forschungswege, Fallstudien.
Grunewald, Eckhard – Sienerth, Stefan (Hg.): Deutsche Literatur im östlichen und südöstlichen Europa, Konzepte und Methoden der Geschichtsschreibung und Lexikographie (András Balogh) 285

Berichte, Informationen

Konferenzbericht über das Forum zur Phraseologie und Parömiologie vom 06. 12. 1997 am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Veszprém (Márta Murányiné-Zagyvai) 291

Berichte der Institute 1997 294

Nachrufe

Karl Mollay (Karl Manherz) 323

Zsuzsa Széll (Péter Zalán) 326

Előd Halász (Árpád Bernáth) 329

Bibliographie 1996 335

Die Autoren des Bandes 351

Vorwort

Das vorliegende *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* erscheint in äußerlich gleichgebliebenem Gewande und ist doch durch eine Reihe von kleineren und größeren Wandlungen gegangen, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten.

Zwei wesentliche Veränderungen betreffen die beiden Gremien, die das *Jahrbuch* in unterschiedlicher Form unterstützen: Im Wissenschaftlichen Beirat sind von ungarischer Seite alle germanistischen Institute an Universitäten mit je einem Mitglied vertreten und von deutscher Seite wurden je zwei namhafte „ungarnengagierte" Fachvertreter der drei Teilbereiche des *Jahrbuchs* um ihre Mitarbeit gebeten. Ein Blick auf die Liste läßt zugleich erkennen, daß sie kürzer geworden ist. An dieser Stelle wollen wir uns deshalb bei all den bisherigen Mitgliedern des Wissenschaftlichen Beirats für ihre Mitgliedschaft und die damit verbundene Aktivität bedanken. Das andere Gremium, der Redaktionsbeirat, ist dagegen mit Absicht vergrößert worden: Alle germanistischen Institute und Lehrstühle von Universitäten und Hochschulen des Landes wurden eingeladen, je eine „Kontaktperson" zu entsenden. Wir erhoffen uns dadurch einen effizienteren Informationsaustausch zwischen der Redaktion und den Instituten sowie eine bessere Repräsentation der ungarischen Germanistik im *Jahrbuch*.

Was den Aufbau des *Jahrbuchs* selbst anbelangt, so ist alles beim Alten geblieben. Allerdings wurde dieses Jahr insofern mit der Aufteilung in Haupt-Artikel und Werkstatt-Beiträge Ernst gemacht, als in der Werkstatt von nun an *ausschließlich* Beiträge des wissenschaftlichen Nachwuchses zu finden sind, während der Hauptteil vor allem den „gestandenen" Wissenschaftlern zugedacht ist, wobei herausragende Nachwuchstexte auch dort erscheinen können. Eine kleine Neuerung besteht allerdings darin, daß wir zum ersten Mal Werbung von Fachverlagen abdrucken. Der eine oder andere mag das bedauern, andererseits sollte es im Bestreben des *Jahrbuchs* liegen, die großzügige finanzielle Förderung durch den DAAD im Rahmen des absolut Notwendigen zu halten und — wenigstens in Maßen — ein Scherflein durch Eigenanstrengung beizusteuern.

Personell hat es ebenfalls einige Veränderungen gegeben: Zunächst einmal mußte sich die Redaktion von Wolfgang Schmitt verabschieden, der für zwei Ausgaben des *Jahrbuchs* als Mitherausgeber von Seiten des DAAD verantwortlich zeichnete. Der Dank der Redaktion gilt dabei nicht nur seiner ruhigen — und beruhigenden — Art, mit Problemen umzugehen, nicht nur der Gewissenhaftigkeit, mit der er die organisatorischen Aufgaben bewältigt hat, sondern auch seiner Fachkompetenz im von ihm mitbetreuten Bereich Deutsch als Fremdsprache. Diese beiden Funktionen hat mit dieser

Ausgabe Gunther Dietz übernommen, der schon seit 1996 als DAAD-Lektor im Bereich Sprachwissenschaft der Redaktion angehört, wodurch ein fließender Übergang gewährleistet war. Nach dem Ausscheiden von Rita Brdar-Szabó als Bereichsredakteurin für die Sprachwissenschaft (s. Vorwort des *JuG* 96) hat Roberta Rada diese Aufgabe übernommen. Mit den DAAD-Lektoren Susanne Schäfer und Klaus Bonn sind zwei weitere neue Mitarbeiter zur Redaktion gestoßen. Anne Stalfort (DAAD-Lektorin in Pécs) danken wir herzlich für ihre langjährige Mitarbeit.

Zu guter Letzt muß noch einmal Dank ausgesprochen werden, und zwar an einen Kreis von Personen, ohne deren Mitwirkung die Arbeit der Redaktion überhaupt nicht funktionierte: die Gutachter, die — unentgeltlich und oft mit großem zeitlichem Aufwand — die Qualität des *JuG* prägen.

Die Herausgeber

LITERATURWISSENSCHAFT

Ilona T. Erdélyi (Budapest)

Deutschsprachige Dichtung in Ungarn und ihre Gegner um 1820-1830.

Der „Pyrker-Streit“[1]

Mit der deutschsprachigen Literatur in Ungarn beschäftigten sich in letzter Zeit — aus neuen Aspekten — Moritz Csáky, István Fried und László Tarnói. Im vorigen Jahr erschien der 1. Band einer Anthologie-Reihe: „Deutschsprachige Lyrik im Königreich Ungarn um 1800“, redigiert und herausgegeben von Tarnói.[2] Mit diesem Band wurde eine „kartographische“ Aufnahme „unserer einheimischen Literatur“ — wie die Deutsch-Ungarn ihre eigene Literatur damals nannten — in Gang gesetzt.[3]

In diesem kurzen Beitrag möchte ich nur einige Aspekte der von Moritz Csáky gründlich geprüften Frage der „Hungari“ und der liberalen Patrioten und des Nationalismus hervorheben, und versuche die Zusammenhänge der damaligen literarischen „Streite“ mit dem erwähnten Problemenkreis zu dokumentieren.[4]

In dem Maße wie Buda, Pest, Alt-Ofen zu einem Verwaltungs-, Handels-, Verkehrs- und Kulturzentrum wurden, konzentrierte sich diese Literatur in der „Dreierstadt“, wo sie immer größeren Einfluß auf das Leserpublikum hatte. Dem Anspruch nach stieg die Zahl der deutschen Verleger und Werke an. Aus den Forschungsergebnissen von M. Csáky ist bekannt, was für eine bedeutende Rolle die in Pest erschienenen deutschsprachigen Bücher, Almanache, Zeitschriften, die Pester Verleger, aber auch das deutsche Theater im kulturellen Leben des Landes spielten. Ebenfalls bekannt ist die Ausstrahlung dieses kulturellen Zentrums auf Wien.[5]

Zur raschen Entwicklung dieser deutschsprachigen Literatur hat bereits das günstige politische Klima der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts für die deutschen „Elemente“ des Landes vielfach beigetragen. In diesen Jahren wurde „der ungarische Kursus“ wegen der Jakobinerprozesse und Verurteilungen plötzlich gelähmt. Das waren für die ungarische Literatur die Jahre des Schweigens und der Furcht. In der zweiten Hälfte der 20er und in den 30er Jahren trat aber eine neue Strömung hervor, die in die gegensätzliche Richtung einen großen Einfluß ausübte.

Diese gegensätzliche Bewegung wurde bemerkbar, als die „Sprachfrage“ und die Reformpläne in den Sitzungen der sog. Reformreichstage von 1825-27 immer mehr in den Vordergrund rückten und parallel laufend dazu die Stimmen derer immer lauter wurden, die für die ungarische Literatur und deren Institutionen einen größeren Raum forderten.

In denselben Jahren sind aber auch einige Gattungen der „einheimischen [deutschen] Literatur" in den ungarischen Leserkreisen so populär geworden, daß sie der auflebenden ungarischen Literatur eine gefährliche Konkurrenz bedeuteten. Die Lage war umso schlimmer, da die führende Figur der Literatur, Károly Kisfaludy, der am Ausbau der literarischen Institutionen eine wichtige Rolle spielen sollte, bereits dem Tode nahe war. Die jungen Verehrer und Freunde von Kisfaludy: József Bajza, Ferenc Toldy und Mihály Vörösmarty meldeten sich als Führer der neuen Generation. Der Wegweiser war József Bajza. Er erwarb sich mit seinen mit Advokatenlogik durchgeführten „Federkriegen" einen furchterregenden Namen.[6] Es war wirklich eine große Waffentat — die seinen Ruhm begründete —, als er den Gedanken der „literarischen Republik" zum Siege verhalf, und den Schriftstellern die Möglichkeiten der freien, vom Autoritätsprinzip unabhängigen Meinungsäußerungen sicherte. Im literarischen Leben spielte „der Club", „die Partei", wie die jungen Leute Bajza und Toldy in ihren Briefen über den Freundeskreis schrieben, eine immer größere Rolle.[7] Ihre Gesellschaft wurde aber auch von ihren Gegnern im Sinne der „Interessengenossenschaft" so bezeichnet. Bajza war ein guter Kritiker und unerbittlicher Streiter, Toldy ein ausgezeichneter Organisator und Vörösmarty der größte Dichter seiner Zeit. Die drei erhielten später einfach den Namen „die Trias".

Die Jahre 1830-31 betrachte ich als einen Wendepunkt im Verlauf des Zurückdrängens der „einheimischen [deutschen] Literatur", da — unabhängig von der Politik — in diesen Jahren von der „Partei" zwei Diskussionen geführt wurden — ausgesprochen oder auch nicht — gegen die einheimischen deutschen Verleger, bzw. gegen die nicht auf ungarisch schreibenden „Ungarn". Die Wendung kann mit der als „Pyrker-Prozeß„, oder „Pyrker-Streit" bekannt gewordenen Polemik in Beziehung gebracht werden, weil diese auf einen breiten Kreis wirkte, da sie zwei bekannte und angesehene Persönlichkeiten der Epoche ins Kreuzfeuer genommen hatte. Die Klärung des „Pyrker-Streites", genauer gesagt, das Begreifen ihrer treibenden Kraft und ihrer Umwertung, konnte erst im Jahre 1969 versucht werden, nachdem Ambrus Oltványi den vollständigen, von zeit- und literaturgeschichtlichem Standpunkt gesehenen sehr reichen Briefwechsel von Bajza und Toldy herausgegeben hatte.[8]

Ehe wir aber den „Pyrker-Streit" zur Diskussion stellen, wollen wir die um ein Jahr früher, am Anfang 1830 begonnene Debatte über den sogenannten „Conversations-Lexikon-Streit" kurz erwähnen. Zu jener Zeit hat sich der bekannte deutsche Verleger von Pest, Otto Wigand, vorgenommen, nach dem Modell des populären, beim Brockhaus Verlag erschienenen deutschen Lexikons ein ungarisches Lexikon herauszugeben. Nach dem Wigandschen Aufruf und nach der Erscheinung der für die Werbung veröffentlichten Probe-Stichwörter hat „die Partei" ihren Angriff eröffnet.[9] Ihre Argumente waren: der Chefredakteur Gábor Döbrentei (ein Rivale von Toldy) ist nicht

geeignet,und auch die Mitarbeiter wurden falsch ausgewählt: „sie sind alle einst glänzende, jetzt aber schon veraltete Champions".[10]

Die Hauptanklage lautete aber: Wigand, ein „einfacher Buchhändler" [„könyvtáros"], „beherrscht nicht einmal die ungarische Sprache" und macht mit seinem Lexikon die ungarische Wissenschaft und Kultur im Auge des Auslandes lächerlich, indem er über diese ein miserables Bild malt.[11]

Bei dieser Gelegenheit soll auf die Einzelheiten der Debatte nicht detailliert eingegangen werden, da dieser Streit nur ein erster Anlaß zum sog. „Pyrker-Streit" war. Der „Wigand-Streit" dient uns doch zur Lehre, weil da schon die „Schlüsselwörter" oder ihre Synonyme vorkommen, die im „Pyrker-Prozeß" dann kräftiger betont werden. So erscheinen — neben „dem Club" und „der Partei" — „die Flagge", „das Interesse", „der Nutzen", „der Doppelbeheimatete" als Attribute und „die Angelegenheit der Nation".

Und nun zurück zur „Pyrker-Debatte"! Die Diskussion wurde von einem mit dem Zeichen G. versehenen Artikel in der ersten Nummer der von Bajza und Toldy gegründeten „Kritikai Lapok" („Kritische Blätter") in Gang gesetzt. G. (alias Toldy) verurteilte Ferenc Kazinczy, weil „... er sich als erstrangiger ungarischer Schriftsteller so sehr vergessen hat ...",[12] daß er einige Teile aus dem Werk von J. L. Pyrker „Perlen der Heiligen Vorzeit", und noch früher die Erzählungen von Graf Johann Majláth ins Ungarische übersetzte. Dafür kann Kazinczy sich „... nie vor einem wissenschaftlichem Gerichtshof rechtfertigen." „Beide sind nichts als Bettler [...] ihm unwürdig [...] und wir benötigen sie nicht!" — erklärte Toldy sozusagen im Namen der gesamten Nation,[13] weil Kazinczy „[...] mit seiner märchenschönen Prosa" ein Werk übersetzte,[14] das „[...] ein Ungar, ja sogar ein ungarischer Kirchenfürst und Obergespan" auf deutsch geschrieben hat.[15] Später auf Pyrker eingehend fuhr G. (Toldy) fort: „[...] obwohl er durch seine Geburt uns geschenkt wurde [...]", schrieb er doch nicht in ungarischer Sprache: „[...] in ihm hat unsere Sprache, unsere Dichtung und damit auch unser Volkstum einen Kämpfer ersten Ranges verloren, und sogar mehr: der Schaden ist mehr als ein negativer Schaden. Das Ausland mußte sehen, daß *ein Ungar*, dessen Wiege eine Muse schaukelte, seine Sprache beschränkt gefunden hat, um in ihr die Stimmen seines großen Geistes ausdrücken zu können [...]" (Hervorhebung von mir: I. T. E.)[16]

In Zusammenhang mit diesen Anschuldigungen können wir fragen: Warum hat Toldy das alles plötzlich so scharf formuliert? Früher haben selbst sein Vorbild und Freund Károly Kisfaludy, sogar Ferenc Kölcsey deutsch geschriebene Werke ungarischer Autoren (Graf Mailáth, Georg Gaal, Baron Palocsay) ins Ungarische übersetzt.

Eine mögliche Erklärung könnte die folgende sein: In diesen Jahren (1830-31) waren Bajza und Toldy in voller Kampfbereitschaft. Es war für sie eine große Öffentlichkeit erforderlich, die Aufmerksamkeit mußte geweckt und Erfolge sollten erzielt werden.[17] Das benötigte „die Partei", „der Club",

oder wie es Kazinczy auf elegante Weise ausdrückte: „[...] ein sehr angesehener, kleiner Kreis, welcher alles sein möchte und in allem nur selbst."[18] Später bezeichnete sie Kazinczy als „Kumpanei, furchtbare, abstoßende Kumpanei, das ist ihre Sache, sie werden mich zertreten."[19]

Der erste Schritt war die Übernahme der Lenkung des ungarischen literarischen Lebens und der Ausbau von dessen Institutionen. Ein wichtiges Mittel dazu war das Organ der „Kritischen Blätter", deren Vorbereitungen im Jahre 1826 begonnen wurden. Dementsprechend war diese Revue bedeutend, weil sie die Aufmerksamkeit der Leser auf „die Partei", auf „den Club" richtete. Diesen Absichten diente „der scharfe Ton", „der Lärm", der Angriff von „weitbekannten Persönlichkeiten", um dadurch die „Kritischen Blätter" populär zu machen.[20] Dazu brauchte man eine diesem Ziel entsprechende „Flagge"; (sie schrieben: „[...] jetzt müßen wir die Fahne aufstecken [...]". Es mußte ein Schlagwort hervorgeholt werden, welches den „Zeitgeist" ausdrückte und das Lesepublikum motivieren konnte. Das gelegenste Schlagwort war am Anfang der 30er Jahre das Wort „national". Nur mit dem erhofften Wiederklang und mit dieser „Fahne" war es möglich, die Tätigkeit Kazinczys, des einstigen geistigen Führers der ungarischen Literatur und seinen Patriotismus in Frage zu stellen.

Der Lärm um die erste Nummer der „Kritischen Blätter", die Untergrabung der Autorität von Széphalom (d.h. von Kazinczy) brachte „Nutzen" für „den Club", für „die Partei", genau so wie der Zwist, der nach Toldys Meinung seinen Ruhm und Namen stärkte.[21] Als letztes war es „nützlich" für „die Partei", ihre Machtergreifung einer Öffentlichkeit vorzuführen und bewußt zu machen.

Das wahre „Interesse" — was wir noch später erwähnen werden — brachte nämlich wahren Nutzen: es weckte die Aufmerksamkeit der ungarischen Leser für die in „nationaler" Sprache geschriebenen Werke, und wirkte sich bald als nationale Mode aus.[22]

Es war wohlbekannt, daß die Bürger Ungarns deutschsprachiger Städte, aber auch ihre ungarischen Einwohner, mit Vorliebe deutsche Bücher (in erster Reihe Romane) lasen, was für die deutschen Verleger großen Gewinn brachte, gleichzeitig aber für die ungarischen Almanache, Verleger, Redakteure eine harte Konkurrenz bedeutete. Darum konnte Bajza mit Recht schreiben: der „Streit war nützlich, selbst in dem Falle, wenn nur ein einziger deutschschreibender Ungar seine Lust verlor, deutsch zu schreiben. Ergo: „ad demonstrandum" war ein Spießrutenlauf von Kazinczy und Pyrker nötig.

Zuletzt blieben in den „Streiten" öfter erscheinende Ausdrücke „doppelheimatig" oder „heimatlos". (Bajza nannte z.B. den Grafen Majláth „doppelheimatiges Gräflein",[23] und Vörösmarty charakterisierte den Erzbischof von Eger (Erlau), J. L. Pyrker als einen, „der [...] die Heimat niemals erreichen" wird. Die Interpretation dieser Ausdrücke gab selbst der Zeitgenosse, Mihály Vörösmarty. Er schrieb ein Epigramm — mit dem Titel „Híres magyar-német

költő" /"Berühmter ungarisch-deutscher Dichter"/ — wahrscheinlich auf Zurede seiner mitkämpfenden Freunde, um mit seinem wohlklingenden Namen „die Partei" zu unterstützen. Das kleine Gedicht beginnt mit einer Frage:

> Merre van a' te hazád, vendég szózatnak irója?
> Kedves e áldozatod és kik az isteneid?"

Die Antwort darauf:

> Bujdosol és nem fogsz, boldogtalan, érni hazába;
> A'kit imádsz bálvány, füstbe megy áldozatod.[24]
>
> (Wo liegt deine Heimat, Schriftsteller fremdsprachiger Dichtung? // Ist dein Opfer dir wert und wer sind deine Götter? — Du irrst herum, und wirst du, unseliger, die Heimat niemals erreichen.)

Es gibt aber von Vörösmarty auch ein anderes Gedicht, das ebenfalls in den „Kritischen Blättern" — etwas später — erschien. Darin schreibt er von einem „Zweiherzigen, Zweigläubigen": Dieses Symbol reimt unmittelbar auf Bajzas „Doppelheimatigen". Dies ist das Gedicht „An den Heimatlosen" (A hontalannak).

> Még egyszer! te nekünk nem kellesz nagy nevű iró:
> Nem vagy az isteneké, nem vagy az embereké.
> Embereké nem, mert nincs honnod semmi hazában:
> Isteneké nem, mert két szivü, két hitü vagy.[25]
>
> (Nochmals, wir benötigen Dich, ruhmvollen Dichter, nicht.
> Du gehörst weder den Göttern, noch den Menschen.
> Den Menschen nicht, weil Du keine Heimat besitzt:
> Den Göttern nicht, da Du zweiherzig, zweigläubig bist.)

Das zweite Gedicht bezieht sich, nach der Meinung des ersten Herausgebers der kritischen Ausgabe der Werke von Vörösmarty, Pál Gyulai, wahrscheinlich auf Pyrker, so gehört es zu diesem Problemkreis. Auch nach Bajzas Behauptung über den Grafen Majláth, konnte es sich auf Pyrker beziehen, außer ihm aber auch noch auf Baron Mednyánszky und auf alle „Hungari", die die Anhänger der früheren und einflußreichen Hormayrischen „vaterländischen Bewegung" waren.[26] Das Ziel dieser Literaten war die geistige Vereinigung der Völker in der vielsprachigen Habsburg-Monarchie, im Geiste der gemeinsamen Vergangenheit der Geschichte — mit Hilfe der Literatur und der Künste. Sie waren alle „Patrioten", wenn auch im Geiste eines anderen Nationalprinzips. Auf ihr „doppelheimatiges" Denken, auf ihre Doppelbindungen wiesen z.B. Graf Majláth und Baron Mednyánszky hin, als sie einmal die ungarische, und dann die österreichische Literatur als „unsere Literatur" bezeichneten. Wir können sie nicht aus der ungarischen Literatur ausschließen, und Herumirrende, Heimatlose nennen. Deshalb können wir auch den Erzbischof Pyrker nicht verurteilen, der wahrscheinlich die gegen ihn ausgesprochenen Beschuldigungen gar nicht verstand: „[...] das schmerzt dem ungarischen Volke und zwar mit Recht" — wie es Toldy in seiner Kritik behauptete, daß Pyrker „[...] in der Sprache einer fremden Nation" schrieb.[27]

Auch er — wie Pyrker meinen konnte — war wie G. (Toldy) Untertan „des allerhöchsten Österreichischen Herrscherhauses". Er, Pyrker, lebte dort, wohin ihn seine (übernationale) Kirche, sein Schicksal sandte. Von Felsőláng (Komitat Fejér, West-Ungarn), wo er geboren wurde, kam er nach Italien, von dort in die Abtei Lilienfeld, nachher als Bischof in die Zips, später ins Patriarchat von Venedig und endlich als Erzbischof nach Erlau (Eger).

Im Geiste des „Reichspatriotismus" konnte auch Pyrker derselbe „Patriot" sein wie sein Kritiker G., alias Toldy, der Sohn des deutschen Postmeisters von Buda (Toldy hieß nämlich ursprünglich Franz Karl Joseph Schedel). Über seine nationale Zugehörigkeit äußerte sich Pyrker in seiner Autobiographie: In seinem 20sten Lebensjahr, als er in Italien herumwanderte, fragte ihn ein Italiener nach seiner Nationalität: „Er mochte vernommen haben," — schreibt Pyrker — „daß ich ein Deutscher sei, (obgleich in Ungarn geboren, galt ich für einen Deutschen, mit dem allgemeinen, für Österreich geltenden Namen 'tedesco' bezeichnet) und ließ nun bald seinem Mutwillen freien Lauf."[28]

Kazinczy und Kölcsey verstanden die Bedeutung der „Doppelheit". Kazinczy war Anführer der ungarischen Sprachreform, und sogar großer Verfechter der ungarischen Schulen und der Bildung in ungarischer Sprache. Er war aber nicht intolerant und hatte gute Beziehungen zu den sog. „Doppelheimatigen", den „Hungari", obwohl sie meistens eine andere Meinung über den „Gesamtstaat" hatten als er; das Interesse und die Vorliebe für die ungarische Literatur war aber ihre gemeinsame Angelegenheit.[29]

Auch Kölcsey zeigte sich jederzeit entgegenkommend. Im Jahre 1832 äußerte er sein Unverständnis über die Angriffe gegen Pyrker: „[...] wer könnte das übelnehmen, wenn jemand in der Sprache schreibt, die er am besten beherrscht. Und wer könnte es eben dem Dichter übelnehmen, daß er sich in der am meisten angeeigneten Sprache ausdrückt, wenn er diese Sprache vollkommen besitzt. Oder wünschen wir, daß er schweigen soll? Nein, meine Herren, das wäre heidnisch. Das Gefühl, welches die Brust völlig erfüllt, muß einen Weg finden, sonst sprengt es sich einen Weg."[30]

Der Geist der Generation, die in den 20-30er Jahren debütierte, wurde von dem Nationalgefühl der sog. Reformreichstage geprägt. Sich nach dem „Zeitgeist" zu richten hieß für sie nicht nur, daß sie die „Hungarus-Auffassung" nicht anerkannt haben, sondern daß sie sich zu der nach dem italienischen und deutschen Begriff der Nation entstandenen Nationalauffassung bekannt haben. In der Ausstrahlung dieses „Zeitgeistes" formte sich diese Generation. Ihre Vertreter waren in jeder Hinsicht intolerant. Erstens war die „Partei" ungeduldig, da die jungen Schriftsteller auf die naturgesetzmäßige Wachablösung an der Spitze der Literatur nicht länger warten wollten. Um ihr Ziel schneller und leichter erreichen zu können, haben sie die „Fahne" des „Zeitgeistes" gehißt und in dessen Namen den alten Kazinczy (obwohl er ein eifriger Sprachreformer war) und den Erzbischof Pyrker angegriffen. Das war der erste Grund des sog. „Pyrker-Streites". Der zweite war — wie wir auch mit dem kurzen Überblick des sog. „Wigand-Prozesses" bereits versucht haben anzudeuten — die Absicht der Marginalisierung der „einheimischen Literatur" der Ungarndeutschen, auch im Namen des „Zeitgeistes". Das Erreichen dieses Zieles sollte die sehr starke Konkurrenz der deutschsprachigen Literatur in den Städten mindern und dem damals unter der Leitung der „Trias" organisierten literarischen Leben einen viel größeren Markt sichern, wie das später auch tatsächlich geschah. (Auf die dadurch angerichteten Schäden durch diese Unduldsamkeit wollen wir jetzt nicht näher eingehen.)

Die Konsequenz davon war jedenfalls, daß die Berechtigung der deutschsprachigen Literatur in Ungarn in Frage gestellt wurde, obwohl die „einheimische [deutsche] Literatur" dazu keinen Anlaß gab. Im Gegenteil: die ungefähr eine Million zählenden deutschsprachigen „Hungari" identifizierten sich mit den Interessen des Königreichs Ungarn. Es ist aber wahr, daß die Deutsch-Ungarn mit ihrem besser entwickelten Verlagswesen, mit ihren Buchhandlungen und ihrem besseren Beziehungssystem für das ungarische literarische Leben eine große Konkurrenz bedeuteten.

Als Schlußfolgerung können wir behaupten, daß die Ungeduld in keiner Hinsicht ein guter Ratgeber war, wie das Beispiel des tief beleidigten, bald verstorbenen Kazinczy zeigte, und wie auch ein anderer „Streit", der „Streit mit Rumy" bewies. Karl Georg Rumy war dessen leidendes Subjekt. Rumy hat manche „Fehler" im Auge „der Partei" begangen: er verteidigte Kazinczy, huldigte sogar Pyrker. Sein größter Fehler war aber, daß er zu einer bekannten Gestalt der nicht ungarisch schreibenden Literatur und Kultur wurde.[31]

Diese Geschichte gehört aber nicht mehr strenggenommen zum sog. „Pyrker-Streit", so daß wir jetzt darauf nicht näher eingehen wollen.

Anmerkungen

1. Zum sog. „Pyrker-Streit" siehe Ilona T. Erdélyi: *Egy kései kiengesztelés kísérlete. Néhány megjegyzés a „Pyrker-pör" kapcsán*. In: Irodalomtörténeti Közlemények, 1997. Nr. 5-6. (Versuch einer verspäteten Versöhnung. Einige Bemerkungen über den sog. „Pyrker-Streit"). Vgl. noch Kajtár, Mária: *Pyrker János László és a magyar irodalom*. — In: *Pyrker Emlékkönyv*. Szerk. Hölvényi György. Eger: 1987. S.179-194. (Kajtár, M.: J. L. Pyrker und die ungarische Literatur. — In: Pyrker-Gedenkbuch. Hrsg. Gy. Hölvényi.)
2. *Deutschsprachige Lyrik im Königreich Ungarn um 1800*. Hg. László Tarnói. — Budapest: Germanistisches Institut der Eötvös-Loránd-Universität 1996. (= Deutschsprachige Texte aus Ungarn. Bd. 1) S. 387., mit einem Vorwort von László Tarnói S. 7-12.
3. „Unsere einheimische deutsche Literatur", siehe dazu in dem von Tarnói redigierten Band den Anonymus Q. S.: *Freymüthige Erinnerungen über Ungerns* (!) *deutsche Literatur*. S. 351 ff.
4. Csáky, Moritz: *Von der Aufklärung zum Liberalismus. Studien zum Frühliberalismus in Ungarn*. Wien: Verlag der Akademie der Wissenschaften 1981. S. 156-169.

5. Csáky, Moritz: *Die Bedeutung der deutschsprachigen Zeitschriften Ungarns für die österreichische Literatur des Vormärz.* — In: *Die österreichische Literatur. Ihr Profil im 19. Jahrhundert.* Hg. Herbert Zeman. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1982. S. 91-106.
6. Zu „Federkriegen" siehe *Tollharcok. Irodalmi és színházi viták 1830-1847.* Összeállította, gondozta, a jegyzeteket írta Szalai Anna. — Budapest: Szépirodalmi Kiadó 1981. (Federkriege. Debatten in der Literatur und um das Theater 1830-1847. Red. und Hg. von Anna Szalai.)
7. Die Korrespondenz von József Bajza und Ferenc Toldy (früher: Franz-Karl-Joseph Schedel) zeigt und erklärt uns die Hintergründe der sog. „Streite". *Bajza József és Toldy Ferenc levelezése.* Sajtó alá rendezte és a jegyzeteket írta Oltványi Ambrus. Budapest: Akadémiai 1969. (Der Briefwechsel von J. B. und F. T. Red. und hg. von Oltványi, Ambrus). Hier sind „der Club", „die Partei", „die Fahne", „der Streit" oft erwähnt, nicht nur von ihnen und von ihren Freunden, Mitkämpfern, sondern auch von den Gegnern oft zitiert, aber natürlich in anderer Weise interpretiert. Einige Zitate aus den Schriften der Bajza-Gegner: „Partei, immer die Partei! Übertreibungen, die die Hoffnungen unseres Fortschrittes in Stücke schneiden" (*Tollharcok*, S. 25.), „... sie sprechen nicht für das Wohlergehen der Nation, sondern für ihr persönliches Interesse" (*Tollharcok*, S. 29.), oder die Partei ist als „Interessengenossenschaft" erwähnt. (Siehe *Tollharcok*, S. 29.) Dieser Briefwechsel später zitiert als: Briefwechsel Bajza-Toldy.
   Zu Bajzas und Toldys engstem Kreis gehörte auch Mihály Vörösmarty. Die sog. „Trias" lenkte das literarische Leben von 1831 bis Mitte der 40er Jahre. Toldy bewahrte seine führende Rolle auch nach 1849 — als Literaturhistoriker, Redakteur, Sekretär der Akademie der Wissenschaften, Professor an der Universität, Präsident der Kisfaludy-Gesellschaft usw. (Bajza starb 1854, Vörösmarty 1855. Toldy war der große Überlebende: er starb im Jahre 1875.)
8. Siehe Anm. 7.
9. Über das Conversations-Lexikon, bzw. den „Wigand-Streit" s. *Tollharcok,* 7-23.
10. „... valaha fénylő, de már elaggott bajnokok ..." Tollharcok, S. 13.
11. Wigand „... magyarul nem ért" („er versteht nicht ungarisch"), s. *Tollharcok*, S. 13.
12. „mi nyomorú képe lesz a magyar nemzetnek" „ein miserables Bild ...", *Tollharcok*, S. 16., „Angelegenheit der Nation ..." *Tollharcok*, S. 11. Schon im „Wigand-Streit" wird Graf Majláth am 9. April 1830 von Bajza ein „doppelheimatiges Gräflein" („kétlakú grófocska") genannt, s. *Tollharcok*, S. 34.
12. *Tollharcok*, S. 128.
13. ebenda.
14. *Tollharcok*, S. 132.
15. *Tollharcok*, S. 127.
16. *Tollharcok*, S. 127-128.
17. Toldy an Bajza, den 1. März 1830. Briefwechsel Bajza-Toldy, S. 489.: „Már most ki kell tűznünk a zászlót s világosan clubot formálnunk." /"Schon jetzt sollen wir die Fahne ausstecken ..."/
18. *Tollharcok*, S. 144.
19. In Kazinczys Brief an János Kis (4. Mai 1831.) In: Kazinczy Ferenc levelezése, Bd. 21. Közzéteszi Váczy János. Budapest: MTA 1911. S. 538. (Briefwechsel von Ferenc Kazinczy. Hg. János Váczy)
20. Briefwechsel Bajza-Toldy, S. 277.
21. Über „Nutzen" s. Briefwechsel Bajza-Toldy, s. 149., 189., 274., 297., 469., 499., 503.
22. Über die Forderung der ungarischen Sprache der neuen Literatur: Briefwechsel Bajza-Toldy, S. 276. ebda. Über die Werbung der Leser, später: „Az új iskolának kell diadalmaskodni, vagy elveszünk. Dixi." („Die neue Schule muß der Sieger sein, oder wir werden verlorengehen.") Briefwechsel Bajza-Toldy, S. 277

23. *Tollharcok*, S. 34.
24. *Vörösmarty Mihály Összes Művei*, Bd. 2., S. 155. bzw. 524-26. (Gesammelte Werke von. M. V., Károly Horváth (Hg.) — Budapest: Akadémiai 1960.
25. Ebda Bd. 2., S. 162. bzw. 566. Beide Gedichte sind ohne Namen erschienen. Die Eingeweihten wußten aber, wer der Verfasser war. Schon der Zeitgenosse, Pál Gyulai, der Herausgeber der Werke von Vörösmarty, knüpfte auch das zweite Epigramma zum sog. „Pyrker-Streit". (Die Übersetzung von T. E. I.)
26. Über die Beziehungen der „Hungari" zu Hormayr und zur Caroline Pichler s. zuletzt T. Erdélyi Ilona: *Politikai restauráció és irodalmi újjászületés (Értékek és eszmények keresése a reformkor hajnalán)* (Politische Restauration und literarische Erneuerung. Auf der Suche nach Werten und Idealen am Anfang des Reformzeitalters.) (Noch nicht erschienen)
27. *Tollharcok*, S. 127.
28. Johann Ladislaus Pyrker: *Mein Leben.* Hg. Czigler Pál Aladár. — Graz - Wien - Köln: Böhlau 1966. S. 19.
29. Zu diesem Themenkreis s. Anmerkungen 5 und 8.
30. *Kölcsey Ferenc Minden Munkái.* — Budapest: Franklin 1886. (= Gesammelte Werke von Ferenc Kölcsey) Bd. 7. S. 13-24.
31. Fried, István: *Rumy Károly György, a kultúrközvetítő.* (Karl Georg Rumy der Kulturvermittler) — In: *Filológiai Közlöny*, Bd. 1963. Zitat: S. 205.

Antal Mádl (Budapest)

Lenaus Aktualität heute

Lenau, obwohl vor 150 Jahren in geistige Umnachtung versunken und sechs Jahr später gestorben, kann uns auch heute zum besseren Verständnis der mittel- und osteuropäischen Welt im Vergleich zum Westen des Kontinents verhelfen. Er kannte nämlich beide Welten sehr gut, und seine Herkunft aus dem Karpatenbecken, sein stetes Wandern zwischen dem habsburgischen Vielvölkerstaat und Schwaben über zehn Jahre hindurch bot ihm ausreichende Vergleichsmöglichkeiten. Eine simple Antwort, wozu der heutige Mensch besonders leicht neigt: die eine Welt sei rein und gut und die andere durch und durch schlecht, findet man in seiner Dichtung freilich nicht, aber von einem harten Ringen um eine gemeinsame bessere Welt — in materieller wie in seelisch-geistiger Hinsicht — ist seine Dichtung durchdrungen.

Ein etwas seltsamer Vergleich aus Lenaus Brief an seinen Schwager Anton Xaver Schurz vom 22. Juli 1831 führt uns diesen von ihm erkannten Unterschied auf eine sehr plastische Weise vor. Der Brief berichtet über Lenaus Erlebnisse in Karlsruhe und gibt eine kurze Zusammenfassung seiner Eindrücke, die er in Bayern, in Schwaben und in Baden gewonnen hatte. Mir geht es in diesem Zusammenhang ausschließlich um die Gegenüberstellung zweier Welten und Lebensauffassung, bezogen auf das Verhältnis der Menschen zur Natur. Nach dem Lob, das er Württemberg und Baden spendet, folgt sein Bedenken:

> Ich konnte mich eines gewissen Eindruckes des Kleinlichen doch nicht erwehren, und armselig kam mir der Mensch vor, der wie ein Bettler, ein zudringlicher, seine Hand auf jeden Stein rekt, in jedes Loch stekt, daß ihm die Natur was hineinwerfe. Sieh, lieber Alter, da spricht wieder der Ungar aus mir. Die Nachlässigkeit hat doch was Edles, mit welcher der Bauer Pannoniens sein Korn in die seichte Furche wirft und seinen Weinstok mit ein Paar Schnitten abfertigt, und dann unbekümmert nach Hause geht und Tabak raucht. Die schönen Tokayer Weinberge (jezt seh' ich Dich lachen) in ihrer Ungezwungenheit; mit ihren weit voneinander abstehenden Weinstöken, mit ihren dazwischen gepflanzten Obstbäumen sehen viel besser aus, als die badischen mit ihren terassenförmigen Abstufungen und engen zusammengedrängten Reben. In Ungarn ist der ganze Landbau eine bescheidene Anfrage bey der Natur, eine ganz und gar nicht heftige Einladung, daß sie kommen möge mit ihren köstlichen Gaben; die Faust des Deutschen pakt die Frau gleich an der Gurgel, und drükt und würgt sie so gewaltig, daß ihr das Blut aus Nas' und Ohr hervorquillt.[1]

Vergleiche dieser Art werden aber nicht nur auf die Außenwelt bezogen. Auch für sich selbst sucht Lenau bei der Beobachtung des Verhaltens der Menschen an den verschiedensten Orten, so auch auf der ungarischen Heide

oder in der damaligen Weltstadt Wien eine Lehre zu ziehen (es ist freilich eine ganz andere Frage, welche Lehren man aus verschiedenen Erscheinungsformen der Umwelt logisch zu ziehen vermag, und welchen davon man tatsächlich folgen kann oder überhaupt gewillt ist zu folgen). Sein vielleicht bekanntestes Gedicht, *Die drei Zigeuner*, das vor dem Zweiten Weltkrieg noch in jedem Schulbuch bis tief in den Osten des Kontinents hinein vorzufinden war, wurde und wird zum Teil heute noch als ein romantisches Bild einer exotischen Welt betrachtet. Doch wollte der Dichter damit viel Wesentlicheres sagen. Es geht darin um das Menschenglück in einer Welt, die nach seinen Erfahrungen, durch seine Reisen nach Wien, nach Amerika, durch seinen Aufenthalt in diesen osteuropäischen Regionen, in einem großen Wandel begriffen war. In jener Welt der ungarischen Puszta fand er noch eine ruhige Ecke mit drei glücklichen, selbszufriedenen Zigeunern:

> Dreifach haben sie mir gezeigt,
> Wenn das Leben uns nachtet,
> Wie mans verraucht, verschläft, vergeigt
> Und es dreimal verachtet.
>
> (HKA II 44)

Bereits jener Lenau spricht aus diesem Gedicht, der von Amerika zurückgekehrt, zu der Überzeugung kam, daß das menschliche Glück und die echte Freiheit des Menschen vor allem im eigenen Inneren gesucht und gefunden werden muß.

Die Themenwahl, der Weg zu den am Rande der Gesellschaft lebenden Menschen öffnet für Lenau freilich nicht nur romantische Bilder, nicht nur für ihn und für seine Zeit kaum mehr realisierbare Wege, sondern führt ihn zu einem gewichtigen Problem der gesamten Vormärzzeit, zu den ungelösten sozialen Problemen. Auch hier begegnen wir eine bis heute höchst aktuelle Frage; allein die Dimensionen haben sich geographisch gelegentlich verschoben. Der Hunger, der heute in einigen Gegenden Afrikas droht, das völlige Ausgeliefertsein der Willkür am Randgebiete unseres Kontinents überzeugen uns, daß Lenaus Probleme bis in unseren Tagen ungelöst vor der Menschheit stehen. Die Komplexität von Nationalismus, von ungeheilten sozialen Schmerzen und von einem durch vermeinte Gottglaubigkeit bedingten Fanatismus bildete den Großteil der Thematik, mit der sich Lenau in seinen Werken beschäftigte. Für einen Nationalstolz, der sich gegen andere Völker richtete, hatte er kein Gehör. Das Ungarntum war er keinesfalls bereit, mit der ungarischen Aristokratie zu identifizieren. Im Gedicht *Die Bauern am Tissastrande* bezeichnet er sie als „Törichte Freunde des Alten, / Fahrend in ausgeleierten Gleisen, / Tanzend nach verklungenen Weisen." (HKA I_I 287)

Seine Briefäußerungen enthalten gelegentlich bittere Klagen gegen den Aristokratendünkel, ob ungarisch, östereichisch oder deutsch, wie er ja bei dem Ehepaar des Grafen Alexander von Württemberg mit seiner aus Ungarn stammenden Frau für Lenau vorzufinden war. Als Graf Alexander die Erzieherin seiner Kinder, „das hülflose Mädchen", wie Lenau sie bezeichnete, auf brutale Weise aus dem Hause wies, nennt Lenau dieses Benehmen eine „aristokratische Verwilderung" (HKA VI/1 131). Der Dichter setzte sich dann für die Erzieherin ein und besorgte ihr eine ähnliche Stelle in der Schweiz. Sein Gedicht *Mischka an der Theiß* weiß den armen Fischer, die Zigeuner und jene Husaren, die ebenso auch Räuber sein könnten, zusammenzuführen. Die Fortsetzung von diesem Gedicht, *Mischka an der Marosch*, ist dann schon die unerbittliche Rache des ausgestoßenen und von keinem Recht geschützten Zigeuner gegen den Aristokraten.

Liest man dann noch das kurze und sehr frappant formulierte Gedicht über den *Räuber im Bakony*, bekommt man den Eindruck, als würde Lenau — sicher aufgrund der um 1840 bereits aus England und Frankreich einströmenden neuen sozialen Lehren — den Räuber sein Recht zusprechen, seinen Hunger auch mit Gewalt stillen zu dürfen.

> Und ists ein Mensch mit Geld und Gut,
> So meint der Hirt [=Räuber]: es ist sein Blut
> Nicht anders, auch nur rot und warm,
> Und ich bin arm.
>
> (HKA II 253)

Das Bild, das uns Lenau über den Fanatismus aus religiösen Überzeugung bietet, ist in seinen epischen Großgedichten, in *Savonarola* und in den *Albigensern* zu verfolgen. In beiden Werken geht es — wenn auch mit unterschiedlichem Vorzeichen — um die Frage, wie werden Menschengruppen, genannt Ketzer, die von der öffentlichen Kirche abweichen, behandelt, bestraft und bitter verfolgt. Der Ausklang dieser Werke ist nur so zu deuten, daß jede Art Intolleranz gegen anders Denkenden oder auf andere Weise an einem Gott Glaubenden, auf eine andere Weise ihr Seelenheil Suchende, letzten Endes zwar zu schrecklichen Massakern führen kann, aber nie zu einer Lösung des Problems, der Spannungen. Wir begegnen hier einer Aussage, die heute genauso oder vielleicht noch mehr aktuell ist, als zu Lenaus Zeit. Ob ein Ausweg aus all den Problemen gegeben ist oder in Zukunft gefunden werden kann, bleibt weitgehend offen in Lenaus Dichtung. Eine bejahende Antwort wird von ihm auf eine fernere Zukunft verlegt.

Die Frage nach dem bisher Gesagten, wer war eigentlich Nikolaus Lenau, der Dichter, der für die engere deutsch-österreichische Literatur des 19. Jahrhunderts ohne Zweifel die größte Begabung war, in seiner Zeit viel gelesen wurde und zahlreiche Menschen ansprach?

Vor allem war er ein unsteter Wanderer. In mehreren Gedichten behandelt er das aus der Bibel bekannte Thema des Ewigen Juden, der Christus auf seinem Leidensweg vor seinem Haus keine Rast vergönnte und dafür als Strafe nie sterben kann, immer in der Welt von einer Stelle zur anderen wandern muß. Lenau verglich sich selbst mit Vorliebe mit Ahasver, dem ewigen Juden.

Hier ist sein Bildniß an den Sarg geheftet,
Der einst gekommen, schmachtend und entkräftet,
Der einst vor meiner Thür zusammenbrach,
Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,
Der mich um kurze Rast so bang beschwor;
Ich aber stieß ihn fort, verfluchter Thor!
(HKA I 275)

Der Jude aber wandte sich ab von den Hirten: „Und wieder floh der Wandrer ohne Ruh." (HKA I 275)

Lenaus Wanderschaft begann am südöstlichen Teil des damaligen Ungarn, im Banat; sie führte bis nach Amerika und wieder zurück nach Europa. Er entstammte väterlicherseits einer Familie, die ihre Herkunft nach Schlesien zurückführen konnte und der adlige Zunahme von Strehlenau sowie sein Familienname Niembsch, aus dem Slawischen Nimec, Nemec, Nimbc verweist auf diese Herkunft. Seine Mutter war die Tochter eines wohlhabenden Advokats, des Obersindikus von Pest und ging aus dem deutschsprachigen Bürgertums Ofens, eines Stadtteils der heutigen ungarischen Hauptstadt hervor. Wegen der Trunksucht des Vaters, der deshalb die Militärlaufbahn seiner Voreltern nicht antreten konnte, nur als bürgerlicher Angestellte beim Militär sein Brot erwerben durfte, wurde das Kind in die ärmste Verhältnisse hineingeboren. Nach einigen Jahren war er vaterlos und erst etwa ein Jahrzehnt später nahm sich ein entlassener Militärarzt, Dr. Vogel als Ziehvater seiner und seiner zwei Schwester an. Einer tiefreligiösen Mutter, die sich selbst aufopferte für ihre Kinder, besonders für den heißgeliebten Sohn Niki, standen Onkeln gegenüber, die den religiösen Einfluß ins Gegenteil umkehrten. Hier wurde bereits eine Unsicherheit, ein Zweifel, eine Neigung von einem Extrem zum anderen in die kindliche Seele verpflanzt. Das äußere Leben bestand aus Wanderschaften und Umzug von einem Ort zum anderen: bereits in den ersten Kinderjahren, noch zu Lebzeiten seines Vaters begann dieses Wanderleben. Nach dessen Tod floh die Mutter nach Ofen und fand mit ihren drei Kindern vorübergehend in einem früheren Bestattungshaus eines Militärfriedhofs Unterkunft. Gleichzeitig blieb aber der Anspruch nach Kultur und Kunst in der Advokatentochter aufrecht: ihr Sohn zeigte Interesse für Musik und erhielt einen Privatlehrer. Er wurde auch Schüler des Piaristengymnasiums, der angesehendsten Schule der damaligen Stadt. Mit dem Ziehvater Dr. Vogel übersiedelt nach einiger Zeit die Familie nach Tokaj, wo der einstige Militärarzt eine entsprechende Praxis sich erhoffte. Der Sohn setzt seine Studien bei den Piaristen in Nordostungarn (Sátoraljaújhely) fort.

Aus dem bisher Mitgeteilten dürfte hervorgehen, daß die Kindheits- und Jugendeindrücke auf ungarischem Boden von Not und Sorgen begleitet waren. Der inzwischen geadelte väterliche Großvater und besonders die ihrer Herkunft nach adlige Großmutter wollten das einzige männliche Enkelkind schon längst zu sich nehmen. Jetzt, da die Mutter — es waren noch zwei kleine Schwestern hinzugekommen — keinen anderen Ausweg mehr fand, trennte

sie sich von ihrem Sohn, der von den Großeltern standesgemäß erzogen werden sollte. Alldas ging aber nicht so einfach: ein wesentlicher Unterschied zwischen der Zucht im großelterlichen Haus und der zärtlichen Liebe der Mutter, die dem verwöhnten Sohn alles gestattete, hatte seine Folgen. Eine Trennung von den Großeltern, eine völlige Unsicherheit — trotz hoher und vielseitiger Begabung — bei der Entscheidung für einen bürgerlichen Beruf, waren die Folgen. Nikolaus Niembsch absolvierte das dreijährige Philosophiestudium in Wien; aber das war auch das einzige Studium, — das übrigens damals noch keine Berufsausbildung vermittelte — das er beendete. Seine zweimaligen Versuche in der Medizin, in Rechtswissenschaft — einmal in Wien und einmal in Preßburg (Pozsony, Bratislava) — sowie sein verbummeltes Jahr an der landwirtschaftlichen Hochschule in Ungarischaltenburg, waren nach der gediegenen bürgerlichen Auffassung der Großeltern ein völliges Versagen.

Es folgte dann ein Jahrzehnt, in dem er zum Mann herangereift, die Großeltern und später auch die Mutter verloren hatte, vorher noch eine erste leidenschaftliche Liebe, die mit einem unehelichen Kind endete, wobei er nicht einmal seiner Vaterschaft sicher sein konnte. Erste dichterische Versuche und sogar ansehnliche Erfolge begleiteten dieses Jahrzehnt. Das nirgends Zuhausesein und keinen bürgerlichen Beruf zu haben, verbunden mit mancher Abenteuerlust und romantischen Illusionen trieb ihn dann mit der Erbschaft von den väterlichen Großeltern nach Amerika. Vorher hatte er jedenfalls bereits den Weg nach Schwaben und zum Verlag Cotta gefunden, wo seine ersten Gedichte in Druck gingen, während er mit baldigen, großen Enttäuschungen einen Winter in Amerika verbrachte. Von dort zurückgekehrt war er endgültig zum ewigen Wanderer geworden, ohne ein Zuhause, ohne einen Beruf zu haben. Über zehn Jahre hindurch reiste er zwischen Wien und Schwaben im Jahr gelegentlich auch mehrmals hin und her. In Wien fand er provisorische Unterkunft bei seinem Schwager Schurz, bei dem Mann seiner geliebten Schwester Therese, dann bei der Familie Löwenthal, in einem ihrer Häuser, nach dem er sich in Frau Sophie von Löwenthal verliebt hatte. In Schwaben wanderte er von einem Freund zum anderen, wobei das Kernerhaus in Weinsberg, Graf Alexander von Württemberg in Esslingen (Vgl. HKA V/1 278) und das Ehepaar Reinsberg in Stuttgart seine Zufluchtsorte waren.

Ob und inwieweit sich Lenau in diesem Wanderleben wohl gefühlt hat oder nicht, ist eine berechtigte Frage. Die Aussage seiner Gedichte lassen vermuten, daß er immer wieder einen Ausweg gesucht hat, ohne ihn finden zu können. Ebenso ist anzunehmen, daß die feste seelische Verbundenheit zu Sophie von Löwenthal, von der er sich mehrmals mit Gewalt trennen wollte (Heiratsversuch mit der Wiener Schauspielerin Caroline Unger, dann im Jahre 1844 mit der Tochter des Frankfurter Bürgermeisters Marie Behrends), stärker war, als daß er sich für einen Neubeginn seiner Lebensführung hätte entschließen können. Unter solchen Umständen ereilte ihn im Herbst 1844 der völlige geistige Zusammenbruch. Über die Ursache seiner Krankheit

gibt es bis heute unterschiedliche Meinungen: eine syphilitische Ansteckung und deren Folgen auf den Organismus sind kaum auszuschließen, aber ebenso wenig auch eine sträfliche und ständige Überanstrengung des eigenen Körpers und besonders der Nerven, was allein schon einen frühzeitigen Zusammenbruch auslösen mußte.

Wir haben ein Lebensschicksal, eine Lebenstragödie vor uns; ein Leben, das keinesfalls als beispielgebend hinzustellen ist. Und trotzdem ergreift uns dieses Leben und die Art, wie Lenau Leben und Dichtung miteinander zu verbinden suchte. Nicht die Ausgewogenheit, das Vorbildhafte ist es, was uns bei Lenau anzieht, sondern im Gegenteil, das ständige Suchen nach einem Lebensziel hier auf Erden und die ständige Befragung, geht es und wenn ja, wie geht es nach dem Tode weiter, d.h. die letzten und die Menschheit schon immer beschäftigten Fragen sind es, auf die er in seiner Dichtung immer wieder zurückkommt.

Daraus folgt auch die Eigenart seiner Dichtung, die ebenso wie sein Leben am Rande zweier oder mehrerer Welten steht und mit keiner dieser Welten fertig werden konnte, aber auch nie bereit war, seinen Kampf mit sich selbst und der Welt aufzugeben. Als er seinen ersten Nervenzusammenbruch einige Tage später brieflich nach Wien an Sophie von Löwenthal mitteilte, und darauf mit dem Hinweis auf ein Zingreff-Zitat die gutgemeinte tröstende Antwort enthält: „Duck dich und laß vorübergahn, / Das Wetter will seinen Willen han!“ — streicht er das Zitat durch und schreibt darüber: „Ich ducke mich nicht!“ Das „nicht“ ist von Lenaus Hand dreimal unterstrichen und danach setzte er drei Aufrufungszeichen.[2]

Das war Lenau, der ewige Wanderer, der ständig Suchende: seine Naturpoesie, wie er selbst hervorhebt, ist kein Harmonisieren mit der Natur, sondern in den meisten Fällen eine Gegenüberstellung zwischen Naturerscheinungen und Vorgängen in der menschlichen Seele. Finden wir einen Gleichklang, so ist es vor allem der Herbst mit seinem annähernden Verwesen, was auf ähnliche Weise das Ende des menschlichen Erdenlebens andeuten sollte. Die vom Dichter selbst erwünschte höhere Einheit aus der Gegenüberstellung zwischen Menschenleben und Natur kann er selbst nur selten verwirklichen. Die unerfüllte Liebe in seinem Verhältnis zu Sophie von Löwenthal, wie das besonders seine Tagebucheintragungen an sie, die erst nach seinem Tode der Geliebten zugingen, das erwünschte und nie erreichte Familienglück, die Sehnsucht nach einem ausgewogenen Eheleben stehen im Hintergrund dieses angespannten Verhältnisses, das unter anderem in seiner Naturpoesie ihren Niederschlag fand.

Die Piaristenschule mit ihrem Lateinunterricht und mit ihrer Bildung in den Humaniora-Fächern, so auch in der Sprachkunst, brachte für den späteren Dichter eine sichere Beherrschung der formalen Poesie und gute Kenntnisse der antiken Literatur mit sich. All das wurde ergänzt durch ein Studium der unmittelbaren ungarischen und auch der deutschen Kultur und Literatur.

Darauf konnte sich das dreijährige Philosophikum in Wien stützen, das Lenau als der Beste in seinem Studienjahr absolviert hatte. Nach heutigen Begriffen könnte man sagen, er hatte in Philosophie und Ästhetik eine ausgezeichnete Bildung genossen, die noch durch sein Interesse und auch durch seine aktive musikalische Betätigung seinen Kunstsinn weiterhin schärfte. Nimmt man all das zusammen, so gehörte Lenau ohne Zweifel im gesamten deutschen Sprachbereich zu den poetisch am meisten gebildeten Dichtern der Vormärzepoche.

Damit dürfte auch sein ständiges Suchen nach einem weiteren Weg der Dichtkunst in der nachgoetheschen und nachromantischen Zeit zu erklären sein. Auch in dieser Hinsicht läßt sich Lenau nicht ohne weiteres irgendeiner Richtung zuordnen. Sein *Faust* ist ein Beweis, wie mutig er sogar an den von Goethe bearbeiteten Stoff heranging, indem er feststellte: „Faust ist zwar von Göthe geschrieben, aber deshalb kein Monopol Göthes, von dem jeder andere ausgeschlossen wäre. Dieser Faust ist Gemeingut der Menschheit“. (HKA V/1 262) Mit seiner Naturdichtung hat er eigentlich der Naturpoesie früherer Jahrzehnte offen den Krieg erklärt, indem er sich von der einfachen Naturbeschreibung lossagte. Sein Mittelalterbild, das er in seinen großen epischen Dichtungen vorführt, widerspricht vollkommen den Vorstellungen der Romantiker über das Mittelalter. Er war auch den Tagesereignissen in seiner Dichtung überhaupt nicht abgewandt. Seine heftigen Angriffe auf Metternich (*Am Grabe eines Ministers*), sein Abschiedsgedicht *An mein Vaterland* (= Atlantika 3.), als er nach Amerika zog:

> Wie fern, wie fern, o Vaterland,
> Bist du mir nun zurück!
> Dein liebes Angesicht verschwand
> Mir, wie mein Jugendglück!
>
> (HKA I 270)

— erheben ihn in die erste Reihe der politischen Dichtung seiner Zeit, was er mit anderen Gedichten und auch mit dem Versepos *Albigenser* noch weit übersteigerte. Im Gedicht *Protest* schwört er:

> Nie wird mein Flügelroß zum Schindergaule
> Für meine Ehre, und mich strafe Gott,
> Sing ich ein Fürstenlied, daß mir, zum Spott,
> Die Hand vom Saitenspiel herunterfaule.
>
> (HKA II 351)

Seine jahrelangen Affären mit der österreichischen Zensur bezeugen, wie er das freie Dichterwort zu verteidigen suchte. Seinen Widerstand gegen die Zensur drückt ein Fünfzeiler sehr treffend aus:

> Ihr kriegt mich nicht nieder,
> Ohnmächtige Tröpfe!
> Ich komme wieder und wieder,
> Und meine steigenden Lieder
> Wachsen begrabend euch über die Köpfe.
>
> (*Trutz Euch!*, HKA II 374)

All das ist weitgehend bekannt. Weniger geklärt und eindeutig zu beantworten ist vom Dichterischen, von seiner **ars poetica** her, sein Verhältnis zwischen den Dichtern Schwabens auf der einen Seite und Heine bzw. den Vertretern des Jungen Deutschland auf der anderen. Die Größe von Heine, Büchner und anderer entsprechend hervorzukehren in Literaturgeschichten geschah nicht selten auf Kosten der schwäbischen Dichterschule, wozu Heine selbst, aber auch Gutzkow und andere Jungdeutschen den ersten Anstoß gegeben haben. Sie haben Lenau, weil er bei Cotta veröffentlichte und mit den bekannntesten Dichtern Schwabens eng befreundet war, diesen zugeordnet. Lenaus Protest allein konnte dies nicht verhindern, auch war er nicht nur menschlich viel zu eng mit einigen aus der schwäbischen Dichterschule verbunden. Ihr Dichten, ihr Verfahren im Kleinsten des Alltagslebens, das Menschliche hervorzukehren, ihr Freundeskreis, in dem er hoch geehrt und geschätzt wurde, hat ihm sehr zugesagt, ohne daß er als Dichter dieselbe ars poetica vertreten hätte, wie die Schwaben. Er suchte seinen eigenen Weg zu gehen: er kannte wohl die Schwächen der einzelnen Schwabendichter. In seinem Brief an Anton A. Schurz vom 28. Juni 1834 schreibt er folgendes:

> Weit entfernt, das wirklich Schöne, das in Mayers Liedern und in den Deinigen vorkommt, zu verkennen, kann ich doch mit der fatalen Kürze nicht einverstanden seyn, die den Leser gerade da, wo sich ein poetisches Gefühl in ihm anspinnen will, im Stiche läßt. Es liegt eine gewisse Neckerei darin, ein kindisches Versteckenspielen. Ferner tadle ich dieses Hinausgehen in den Wald, dieses Herumspioniren, ob die Natur nicht irgendwo einen poetischen Anhaltspunkt biete, gleichsam eine Blöße gebe, wo ihr beizukommen ist. Bei dieser Manier (so muß ich allerdings dieses Verfahren nennen) lebt der Dichter gar zu sehr in der Außenwelt, er lauert beständig auf Naturerscheinungen, an welchen er am Ende blos herumdeutelt. ... Die angeschaute u. und zum Symbol gewandelte Naturerscheinung soll nie Zweck, sondern nur Mittel seyn zur Darstellung einer poetischen Idee.

Selbstkritisch fügt er dann noch hinzu: „Ich weiß recht gut, daß ich selbst gar oft gegen diese Ansicht verfahren bin; allein ich glaube die Ansicht ist richtig." (HKA V/1 332-333). Lenau war gleichzeitig mit seinen kritischen Einwänden auch, wie bekannt, ständiger Berater seiner schwäbischen Dichterfreunde und gelegentlich hat er sogar korrigierend in ihre Gedichte eingegriffen. Zahlreiche Briefstellen bieten dazu ausreichende Belege; vgl. u.a. den Brief an Justinus Kerner vom 4. August 1834 (HKA V/1 337-338), oder ebenfalls den an ihn vom 25-28. Januar 1836 über die Korrektur der Gedichte von Alexander von Württemberg. (HKA V/1 442) Als ein allgemein gehaltener Rat an seine schwäbischen und zum Teil Wiener Dichterfreunde ist etwa das Gedicht mit dem Titel *Form* zu verstehen:

> Ist die Form auch festgeschlossen,
> Immer noch ists kein Gedicht,
> Wenn um den Gedanken nicht
> Stetig sich des Wort gegossen,
> Werfen noch die Worte Falten,
> Kein lebendger Leib, nur Kleid,
> Was sie wecken werden, Lust und Leid,
> Wird im Hörer bald erkalten.
>
> Hört den losen Kern er klappern,
> Wie Toneisenklapperstein,
> Mag das Wort gemeistert sein,
> Ist es doch nur dürres Plappern.
>
> (HKA II 196.)

Gleichzeitig hat er seine Freunde in Schwaben auf seine Weise gegen Heine, Gutzkow und andere immer verteidigt. Die Art, wie die Jungdeutschen Literatur „machten", war nicht nach seinem Geschmack:

> Prophetisch rauscht der Wald: die Welt wird frei!
> Er rauscht es lauter mir als eure Blätter,
> Mit all dem seelenlosen Wortgeschmetter,
> Mit all der matten Eisenfresserei.
>
> (Castle I 367)

Gegen die politisch ausgerichtete Literatur — in der Prosa bei den Jungdeutschen, in der Lyrik dem Österreicher Anastasius Grün folgend bei den politischen Lyrikern zur Mode geworden, die alle auf dieselbe Weise in dasselbe Horn bliesen, — betont Lenau energisch: der Weg des Dichters ist ein schwieriger:

> Doch mußt du einsam ihn beschreiten,
> Der Mut allein sei dein Gespann!
> Die Fähre trägt nur einen Mann,
>
> (*An denselben*, HKA II 199)

Der Dichter muß sich allein durch die Dickicht des Waldes einen Pfad schlagen: „Im tiefen Walde ging die Poesie/ Die Pfade heilger Abgeschiedenheit" (HKA, II 183) — heißt es im Auftakt des Gedichtes *Die Poesie und ihre Störer*. Noch kräftiger betont Lenau dasselbe in dem Gedicht *An einen Dichter*:

> Nur wer sich mit eignen Kräften
> Durch das Dikicht einen Pfad schafft,
> Kann den Kranz sich dauernd heften;
> Kunst ist keine Kameradschaft.
>
> (HKA II 198)

Diese Art dichterisch-ästhetischer Auffassung Lenaus, seine Abgrenzung von den Ultra-Liberalen wird bekräftigt durch ein bisher in Europa noch unbekanntes, während seines amerikanischen Aufenthaltes geschriebenes Gedicht, in dem er sich von der zur Zeitmode gewordenen politischen Literatur noch schärfer abgrenzt.

> Die Deutsche Muse glüht im Freiheitseifer;
> Mit vollen Backen ruft sie zru Verschwörung,
> Und bläs't die Gluth wahnwitziger Empörung,
> Vom Mund der Göttin sprudelt Zornesgeifer. — — —
>
> (*An die Ultraliberalen in Deutschland*, HKA II 345)

Der einsame Weg ist nach Lenaus Auffassung ein schwerer, aber der einzig richtige Weg eines Künstlers, der allein zur wahren Kunst führen kann, der allein die völlige Freiheit des dichterischen Wortes nicht nur der Zensur gegenüber bewahrt, sondern sich auch von jedem Modezwang fernhält, denn:

> Du siehst das Ufer lockend winken;
> Nimmst du, zu trotzen der Gefahr,
> Von Ruderknechten eine Schar,
> So müßt ihr allesamt versinken.
>
> (HKA II 199)

Als richtiges Verfahren für den echten Dichter bleibt nur:

> Wenn mirs beliebt, werd ich hier Blumen pflücken;
> Wenn mirs beliebt, werd ich von Freiheit singen;
> Doch nimmermehr laß ich von euch mich dingen!
>
> (*Die Poesie und ihre Störer*, HKA II. 183)

Ein solcher ästhetisch-künstlerische Standpunkt hat von seiner Aktualität bis heute nichts eingebüßt hat, ebenso wie auch manche Problemstellungen allgemeinen Charakters das Ziel des Menschenlebens betreffend heute ebenso zeitgemäß sind wie zu Lenaus Zeiten. Und trotz des ungeheuren technischen Fortschitts seit dem Vormärz ist die Menschheit seit Lenaus Zeit mit manchen Problemen, die bereits ihn beschäftigten, noch immer nicht fertig geworden.

Anmerkungen

1. Lenau, Nikolaus: *Werke und Briefe*. Historisch-kritische Gesamtausgabe. — Wien, Stuttgart: Österreichischer Bundesverlag (Deuticke), Klett 1989. Bd. V/1, S. 97-99. (Im weiteren gekürzt als HKA, mit Angabe der Band- und Seitenzahl im Text.)
2. Grün, Anastasius: *Nikolaus Lenau*. Lebensgeschichtliche Umrisse. — Stuttgart, Berlin: o. J. S. 89.

Peter Plener (Wien/Budapest)

Arthur Schnitzlers Tagebücher oder Die Textur der Erinnerung

> Meine Empfindung, dass ich mich an etwas gewagt, was meine Kräfte übersteigt. [...] Geringe Arbeitskraft. Dabei findet man, dass ich fleißig bin. Oesterreich! — Keiner macht was.
>
> [Arthur Schnitzler am 4/XII/1902 in seinem Tagebuch]

0. Einleitung

> Ja, auch ich habe seit meinem fünfzehnten Jahr bis heute täglich alles Wichtige aufgeschrieben, und ich kann mich nicht entschließen, diese Tagebücher von fremder Hand kopieren zu lassen. Sie sind zu ehrlich, und ich bin kein großer Dichter." [—] Auf unseren Protest hin sagte er: „Nein, ich weiß, daß ich kein ganz Großer bin. Es gibt viel, viel größere Dichter als ich, aber ich glaube, daß diese Tagebücher, wenn sie einmal herauskommen sollten, sich an Bedeutung mit den Werken der Größten messen können.[1]

Arthur Schnitzler zieht dieses Resümee drei Jahre vor seinem Tod und gibt eine nicht unwesentliche Rezeptionsvorgabe an. Ein früheres briefliches Zeugnis Hugo von Hofmansthals belegt, daß dieser derartigen Anforderungen zumindest zu entsprechen suchte: „Fast beneid ich diejenigen, die nach uns einmal in ihren ausführlichen Tagebüchern lesen und wochenlang ganz darin leben werden [...]."[2] Bertha Zuckerkandl — Journalistin, Übersetzerin, Gastgeberin und lange Zeit enge Vertraute des Hauses Schnitzler — verweist in einer Reminiszenz[3] (im Pariser Exil) auf diesen Zug zur detaillierten Aufzeichnung, wenn sie ihr „Wiener Telefonbüchel in die Hand" nimmt und sich u.a. daran erinnert — „Heimatlos irrt Erinnerung zur Heimat zurück. Hier, an diesen Namen und Zahlen, rankt sie sich empor" —, daß Schnitzler ihr vorgeschlagen hätte, ein „Telefontagebuch" zu führen, als sie das Ansinnen, eine Autobiographie zu verfassen, kokettierend zurückgewiesen hätte, denn: „Mein Blick fiel auf Schnitzlers Bibliothek: In dicken Manuskriptbänden ruhten dort wohlverschlossen seine kostbaren Tagebücher. Keinen Tag hatte er vorübergehen lassen, ohne ihn im Extrakt festzuhalten."

Die Tagebücher waren für Arthur Schnitzler mehr als nur „kostbar" (er bewahrte sie im Schließfach seiner Bank auf), textinterne Reflexionen und viele Briefzeugnisse belegen dies — auch das Testament weist auf die hervorragende Stellung hin: an erster Stelle steht die Sorge um eine mögliche Publikation dieser Bände. Es müsse eine sorgfältige Edition sein, die ausnahmslos alle Bände und Eintragungen umfasse und hinreichend teuer sei. Diese Aufgabe hat die österreichische Akademie der Wissenschaft zu Beginn

der 80er Jahre übernommen; mit dem im Herbst 1997 vorgelegten neunten Band steht die Edition kurz vor dem Abschluß. Spätestens 2000 wird auch der letzte Band (das Jahr 1931) vorliegen.[4]

1. Fragmente einer Tagebuch-Theorie[5]

Ein Tagebuch zeigt eine Lebensdarstellung, welche bestimmten, gattungsspezifischen Textmerkmalen unterworfen ist.[6] Hinsichtlich der Einheiten und Segmente, aus denen sich ein Tagebuch zusammensetzt, spricht man von einem TAG.[7]

Es handelt sich oft um einen erkennbar übersemantisierten Text in dem Sinne, als das Geschriebene Auskunft darüber gibt, daß vieles nicht geschrieben wurde, daß eine Vielzahl an Geschehenem entweder absichtlich ausgelassen, verschiedentlich subsiduiert wurde oder (aus verschiedenen Gründen) überhaupt nicht einbringbar war. Singuläre Einträge wie „Ich leide" wären ein Beispiel für solch einen übersemantisierten Text — auch überstrukturierte Texte sind oft zu konstatieren. Es geht somit (wie im Zusammenhang mit Zeitstrukturen) auch um die Herstellung einer Ereignis-Struktur, um die jeweilige Epiphanie kontextualisierende — und dadurch wiederum strukturell befördernde — Textelemente. Ein 'Ereignis', ein Zufall, ein plötzlich wirkender Schnitt im Textkorpus — diese Momente werden erst durch die Abhebung vom Umfeld ausgelöst. Durch die eintretende Über-Spannung, das Aufreißen des bis zu diesem Zeitpunkt als homogen gebaut empfundenen Textes, gelingt ein Moment der Plötzlichkeit, der Epiphanie, wird ein Ereignis ausgelöst. 'Klassiker der Moderne'[8] haben diese Konfrontation einer modernen Anschauungsform des 'Plötzlichen'[9] mit den traditionellen Formen des Mystischen und Mythischen[10] thematisiert.

Eine Tagebuch-Analyse müßte sich auf den Erzähltypus (die Formen der Rede) einlassen. Herkömmliche Analysemethoden reichen nicht immer aus: Eine Neudefinition ist nötig, die die verschiedenen Positionen, Erzähl- und Redeformen erklären hilft (hier ließe sich u.U. mit Gérard Genettes relativ variablem Modell arbeiten[11]). Auch ist es relevant, warum erzählt wird und wie sich diese Intentionen abbilden. (Bereits die Topoi der Rede über Tagebücher sind spezifischer Natur — sowohl seitens schreibend, als auch lesend Involvierter.)

Es sind unterschiedliche Kategorien, ob ein Tagebuch geführt oder geschrieben wird.[12] Das Führen (präzise Notate von Tag zu Tag; ein Konzept, das primär in der Mikrostruktur zu suchen ist; auch die nichtnotierten Tage sind Bestandteile des geführten Tagebuchs) unterscheidet sich vom Schreiben eines Tagebuches (größeres Konzept abseits der Tage und/oder eine Vielzahl an Reflexionen und/oder Schwergewicht auf 'Randformen' des Tagebuchs wie Notizhefte, Werk-Tagebuch oder Skizzenbücher — die 'Grauzonen'[13]) und stellt nur *ein* Analysekriterium zur Unterscheidung — innerhalb der scheinbar ununterscheidbaren Menge von Tagebuchtexten[14] — dar.

Probleme wie der jeweilige Umgang mit 'weißen', leeren oder auch bloß zur Hälfte freigelassenen Seiten, mit Streichungen[15] oder mit Neubeginn und Abschluß von Tagebuchheften, sowie dem spezifischen Gebrauch von Absätzen[16] und Interpunktionen, sind hier noch gar nicht berührt und keineswegs ausschließlich Probleme für die Herausgeber.

2. Themen

Es ist zu bedauern, daß in der bisherigen Schnitzler-Forschung zu Themen wie — um nur wenige zentrale anzuführen — Judentum/Antisemitismus, Traum,[17] Beziehungen persönlicher Art, optische Medien/Wahrnehmung, Arbeit als Autor und Selbstkritik/-analyse, Tod/Sterben, Erinnerung/Gedächtnis/Vergessen nur eher selten oder gar nicht das Tagebuch angemessen berücksichtigt wurde.[18] Dabei bietet das Diarium mit Bereichen wie Tabellen/Buchhaltungen, Überblicken, Chroniken, Resümees (Geld, Sexualität, Krankheiten bzw. vorgebliche Krankheitssymptome), dem reflektierten Tagebuch-Schreiben und sonstigen Arbeiten mit dem Journal noch eine Reihe sowohl ergänzender wie weiterführender Themenfelder. Ein Grundproblem scheint jedoch der weitverbreitete Umgang mit der Gattung zu sein.

Insgesamt ist festzustellen, daß erst die Lektüre der Tagebücher hinsichtlich verschiedenster stilistisch-literarischer Angewohnheiten Schnitzlers Eindeutigkeit herbeiführt, so z.B. hinsichtlich seines Gebrauchs von Schlüssel- und Kennwörtern.[19] Auch kommt vielen der genannten Themen zur Zeit der Abfassung des Journals, weit über die Person Schnitzler hinaus, Bedeutung zu.

3. Die Struktur der TAGE

Die Struktur ist (synchron und diachron) analysierbar nach verschiedenen 'Typen' und der 'historischen Entwicklung'. Sie wird u.a. bestimmt durch verschiedene 'Themen': oft leitet die TAGE ein 'Grundton' ein (z.B. 29/IX/1907), gibt es ein Resümee zum Tagesgeschehen oder der prinzipiellen Befindlichkeit (z.B. 20/XI/1908), erinnert die Gliederung der Abläufe an Theaterszenerien (z.B. 26/VII/1896, Besuch bei Ibsen). Ein Vergleich von frühen und späten Tagebüchern zeigt, inwieweit anfangs noch eine 'Probebühne' bestand, die hinsichtlich der 'schriftlichen Bespielbarkeit' für mögliche Publikationen ausgetestet wurde — dadurch eröffnet sich der kaum anerkannten Produktion vor 1890 (und nach dem Nachlassen diesbezüglicher — erfolgreicher — Aktivitäten in den 20er Jahren) ein 'Ersatzraum'.

Eine Reihe von TAGES-'Typen' (bzw. 'Muster'Tagen) läßt sich feststellen, u.a. Reise-, Sommerfrische-, ArbeitsTAGE, Chroniken, Alltags-, Premieren-, Sterbe-, GedenkTAGE, TAGE, in die externe Texte integriert werden;[20] stilisierte TAGE; 'Regie'TAGE (wenn eine geordnete, theaterhaft gestaltete Szenerie den TAG beherrscht); usw. Neben dieser Ordnung braucht es eine Unterscheidung von 'thematischen' (vollständig einem Thema gewid-

mete oder einem je spezifischen Thema untergeordnete TAGE; oft mit einleitendem 'Motto' und entsprechender 'Rahmung', z.B. 18/III/1921), 'systematischen' (nach dem zu diesem Zeitpunkt primären System gebaute, z.B. chronologisch penibel 'nachzeichnende' TAGE[21]) und 'unspezifischen' (verschiedene Aufzeichnungsstile angewendet oder überhaupt keine stilistisch erkennbaren Ansätze vorhanden) TAGEN.[22]

Des weiteren sind ausgelassene (quasi 'Nullmeldungen') und parallel bzw. kontrapunktisch bzw. geteilt angelegte TAGE,[23] bestimmte Typen von TAGEN bzw. 'Muster'TAGE (siehe oben), diktierte[24] vs. selbst abgefaßte, mit fremdem (für gegenwärtig Lesende u. für nachgeborene Lesende) vs. fremd/eigenem vs. eigenem Adressatenbezug verfaßte TAGE (Problematik der „Ehrlichkeit"[25]) und diesbezügliche stilistische Fragen (einerseits hinsichtlich Einsatz von Satzzeichen, Auslassungen, Absätzen, Abkürzungen, Hervorhebungen — andererseits hinsichtlich rhetorischer Aspekte) von hoher Relevanz; so wie auch Beobachtungskriterien, welche über die Jahre hinweg angelegt werden können: Längen und Kürzen, die Einhaltung des Prinzips der TAGE, längerfristig gleichbleibende Elemente.

Die angeführten Mikro-Aspekte berühren sich — unter teilweiser Hinzunahme der sog. 'systematischen' TAGE und der 'Muster'TAGE — mit einem die historische Entwicklung analysierenden Makro-Ansatz, der primär sich über Jahre hinweg ergebende Notationserscheinungen erfassen soll und die diversen Wandelerscheinungen aufzuzeigen hat, welche sich aus Neustrukturierungen ergeben. Es handelt sich dabei primär um Übergänge, somit um langfristig anzulegende Perspektiven. Neben den oben erwähnten Aspekten, die teilweise zwischen Mikro- und Makro-Ebene changieren, lassen sich als Relevanzen für die letztere insbesondere anführen: regelmäßig wiederkehrende Themen (unter Verweis auf dadurch ausgelöste Effekte auf der Mikro-Ebene: Unterscheidung von Elementen — siehe oben — und Themen!); periodisch längerfristige Themen — jene, die ab einem bestimmten Zeitpunkt vorkommen, sich über einen längeren Zeitraum erstrecken und allenfalls wieder verschwinden; kurzfristige Themen; Veränderungen von 'Muster' TAGEN; Veränderungen im Aufbau der TAGE; Umstellung der Tagebuchführung auf bewußtere Selektion und zunehmende Eliminierung von kurzfristigen Themen — betreffend die Perspektive einer langfristigen Tagebuchführung; Einhaltung von offensichtlich akzeptierten, etablierten und somit weitestgehend durchgehaltenen Kriterien der Tagebuchführung; Bedingungen eines Wandels; sich wandelnde Strukturierungen der Dispositive der TAGE (auch unter Berücksichtigung allfälliger späterer Lese-, d.h. auch Relektüren-Eindrücke); längerfristig festzumachende Typen sowie die Entwicklung eines spezifischen Tagebuch-Stils.

Was gleich bleibt, sind die Einordnung von Tod und Sterben im Tagebuch (daß das Sterben wichtiger als der Tod ist, deuten bereits Schnitzlers Werke an), die Relevanz von Gedenktagen, seine Versuche der Traumanalysen, die

Beibehaltung eines „echten" Tagebuchs (kein Übergang zu Notiz-, Merk- oder Werkheft), die ständige Wiederkehr bestimmter Themen, der gezielte Umgang mit Satzzeichen, Kenn- und Schlüsselwörtern. Dabei läßt sich eine größere Zahl an Motiven und Themen immer wieder nur im Zusammenhang mehrerer Tage, bisweilen Wochen, umfassend verstehen (manchmal auch erst erkennen!). Es stellt sich auch die Frage, zu welchen Anlässen welche Strukturen sichtbar werden.

Eine Einteilung des Tagebuches in verschiedene Phasen wäre etwa um das Jahr 1900 herum anzuordnen (vgl. auch „Der Um-Bruch und die Erinnerung"): In Schnitzlers Tagebuch lassen sich primär zwei Phasen erkennen, die als 'Phase A' (bis ca. 1900) und 'Phase B' (ab ca. 1900) bezeichnet werden sollen. Phase A zeigt zunächst eine extensive Tagebuch-Führung — hier sind sich über viele Seiten erstreckende TAGE festzustellen, die sich durch verschiedenste Texteinschübe (ganze Briefe, Gedichte, Skizzen etc.), nachgeholte Tage,[26] Versuche genauester Beschreibung und lange Abhandlungen über Freundschafts-Verhältnisse auszeichnen, ebenso durch verschiedene Ansätze zwecks Konsequenz (das Tagebuch zu führen) und stilistischer Fundierung; in der Folge wird die Führung intensiv, d.h. eine Konzentration auf als wesentlich erkannte Elemente, Mittel (was auch Änderungen im Stil bedingt — u.a. Schlüssel- und Kennwortsysteme, bestimmte Abbreviaturen) und bestimmte Interessengebiete (zumeist im engsten Umfeld angesiedelt) ist zu konstatieren, des weiteren eine bewußtere Selektion, oft erfolgreiche Versuche Exkurse auszusparen, etc. Phase B zeigt umgekehrt zunächst eine intensive, dann eine extensive Tagebuch-Führung (letztere v. a. durch Traumschilderungen und Darstellung von Beziehungsproblemen, insbesondere mit „O."[27] [Olga Gußmann, seine Frau; Anm.], bedingt).

Es läßt sich jedoch nicht von einem 'work in progress and regress' sprechen, da extensive wie intensive Tagebuch-Führungen innerhalb der Phasen A und B nicht unbedingt identische Kennzeichen haben. Vielmehr ist eine Weiterentwicklung festzustellen, ein insgesamt zunehmend präziserer Umgang mit dem Tagebuch.

4. Der Um-Bruch und die Erinnerung

Konstanze Fliedl spricht vom „Amalekitersyndrom" als Verbindung von jüdischem Überlebensglauben und der ständigen Anstiftung zur Erinnerung,[28] sieht das Tagebuch als „Aula memoriae".[29] Werner Welzig spricht vom Tagebuch als einer „Schule des Erinnerns".[30] Und Schnitzler? „Das wird einmal in der Erinnerung sehr stark sein: so wie es jetzt ist, gibt es dem ganzen schon einen Hauch vom Vergangensein." (8/IX/1896) Einerseits liest er sein Tagebuch selbst, andererseits versucht er auf verschiedenste Weisen eine Beziehung zu Um- und Nachwelt herzustellen, sich hier über den Tod hinaus mitzuteilen. Es gibt „nichts was tiefer bewegt als das eigene Leben" (8/V/1929). Seine literarischen Werke sind Ergebnisse von Stilisierungen und

Aufbereitungen verschiedener Thematiken und Inhalte für ein sehr heterogenes Publikum. Die Tagebücher sollen (spätestens ab etwa 1901/02) weniger das subjektive Ich präsentieren, vielmehr dessen Erlebnisse. Das 'Konsolidierungsverfahren' um 1900 hängt hinsichtlich der formalen Änderungen sicherlich mit denen im persönlichen Bereich (Heirat, Geburt des Sohnes Heinrich) zusammen. Vor allem aber der Tod Marie „Mizzi" Reinhards (und die in der Folge bisweilen stakkatoartigen Notizen, die Schnitzler z.T. erst Jahre später nachträgt) ist in seiner nachhaltigen Wirkung nicht zu unterschätzen.

Ein wichtiger Bruch liegt mit Beginn Jänner 1899 vor. Zu Beginn des Jahres steht, noch vor Jahreszahl und Monatsangabe: „(aus dem Notizbuch abgeschrieben 27. 2. 904)". Anzunehmen ist, daß Schnitzler aufgrund des Todes[31] von Marie Reinhard[32] wenig Anlaß sah, die folgenden Tage, Wochen, Monate und Jahre in der bis dahin relativ gut eingespielten Form weiterzuführen (Reisen meist sehr kurz gehalten, gelegentlich längere Extemporierungen und Reflexionen; Daten seit Jahren fast vollständig eingetragen).[33] Weitere Hinweise bietet eine in Kombination mit dem Datum 16/X/1899 vor die Monatsangabe „April" [1899; Anm.] gesetzte Notiz.[34] Es scheint, daß auch die Monate vor Reinhards Tod erst im nachhinein und relativ unvermittelt aus den Notizbüchern nachgetragen wurden; und die rigide, chronikale Stilistik seit Jahresbeginn 1899 findet sich bereits ab etwa Jahresende 1897 weitestgehend durchgehalten.[35] Erst im Dezember 1902 findet sich wieder eine Reihe längerer TAGE innerhalb eines Monats.

Die zunehmende Etablierung im literarischen Betrieb ist ein weiterer Faktor. Schnitzler versucht sich abseits autobiographischer Textimplantate verstärkt an neuen poetologischen Konzepten. Er schreibt 1899 an Georg Brandes, daß er „mit einer ganz phantastischen fünfactigen Sache beschäftigt" sei (d.i. „Der Schleier der Beatrice"), daß alles bisherige (Fragmentarisches, Aphorismen, Einakter, Einakter-Zyklen, Novellen, kürzere Lyrik-Versuche) tagebuchartigen Charakter gehabt hätte.[36] Gleichzeitig werden die (teilweise fast öffentlichen, auf Lesbarkeit und Lesung durch andere bedachten) TAGE zunehmend in sich geschlossen und nach einem fast szenischen Muster aufgebaut, dabei nach unterschiedlichen Verfahrensweisen mit (auch für die literarische Produktion) kontextuell relevanten Umständen zusammengeknüpft. Die Intentionen und Umsetzungen im Aufzeichnungsduktus sind eng miteinander verbunden.

Es läßt sich somit ein Bündel von Begründungen für den Zeitraum um 1900 als ungefähr anzugebendem Wendepunkt anführen: Umstellung der schriftstellerischen Produktion (Brief an Brandes); massive Abnahme von 'Nullmeldungen' (ausgelassenen TAGEN); zunehmender Erfolg; Tod von Marie Reinhard, der die Umstellung der Aufzeichnungsmodalitäten nach einer Reihe vorangegangener Experimente — soirées/Chronica/Chroniken/Abende, Ausführlichkeit vs. Knappheit, Zusammenfassung von Tagen, etc. — mit sich bringt; Abbruch eines relativ unsteten Lebenswandels. In diesen geänderten Textverfahren verschwindet die Gegenwart (bisweilen hat es den Anschein, als würde sie in ihren präsentischsten Momenten als vergangen antizipiert [!]) und tritt hinter die Vergangenheit zurück.

Einen bescheidenen Eindruck davon, sowie von den vielfältigen Möglichkeiten und Ansätzen diaristischen Erinnerns, gibt beispielsweise (relativ früh) der TAG 10/VI/1894: „10/6 Wels — Hall.— Mama, Gisa.— Olga läßt mich durch eine Karte zu sich bitten. Soupirte mit uns. [—] — Schatten der Frauen. Die verblassende Olga, banal;— der traurig blasse Schatten Mizis,— die blasse und geschminkte Gegenwart — Dilly,— doch das blässeste und fernste." Diese Einheit des TAGES gibt zunächst den Tagesablauf wieder, anschließend folgt eine durchstrukturierte Reflexion in Sachen Erinnerungstheorie, Gegenwart und Vergangenheit. Dilly (Adele Sandrock) steht noch für sich, sie hat (Gegenwart!) noch keine fix zugeordnete Schattenform, diese steht erst nach ihr, quasi für die Zukunft; Olgas (Waissnix) Schatten ist bereits „verblassend" und „banal"; der von Mizi (Marie Glümer) ist „traurig" und „blaß". Vor dem Hintergrund der für Schnitzler lebenslang so wesentlichen Fragen nach der Erinnerung, nach geeigneten mnemonischen Hilfsmitteln,[37] zeigt sich somit auch schon in diesem relativ frühen Eintrag (als die Tagebuchführung erstmals, seit wenigen Jahren, konsolidiert ist) ein strukturierter Versuch, dieses Problem einer Lösung zuzuführen.

Das Bewußtsein der Bedingtheit des Gegenwärtigen durch das Vergangene ist in der Zeit um 1900 nahezu omnipräsent. Die Unterschiede ergaben sich aus individuellen Konsequenzen — und der jeweiligen Umsetzung dieser Vorhaben. „'N'est-tu pas l'avenir de tous les souvenirs qui sont en toi? L'avenir d'un passé' — dieser Doppelfrage von Paul Valéry stellt Schnitzler sich unentwegt, — vielleicht die verfänglichste Frage, die über alles im voraus entscheidet, — nicht zuletzt über die Antworten."[38] Auch die Bemerkung eines Bekannten spricht das Problem an, die „zwei Vergangenheiten" (26/IV/1891). Schnitzler hält kurz davor einen Ausspruch des gerade erst 17jährigen Loris fest: „Man ist nie so jung, daß man nicht Erinnerungen hätte" (23/III/1891), was mit Baudelaires Anzeige „J'ai plus de souvenirs que si j'avais mille ans"[39] harmoniert. Friedrich Mauthner sieht die Frage von Gedächtnis und Erinnern im Zusammenhang mit subjektivistischer Sprachphilosophie als wesentlich an.[40] Erinnerung ist für Otto Weininger Grundvoraussetzung für geistiges Schaffen;[41] ständig 'Bewußtseinsinhalte' präsent zu haben bedeutet, die universale Apperzeption ohne Abstriche zur Geltung kommen zu lassen.[42] Problematisch dazu verhalten sich die von Georg Simmel konstatierten Veränderungen der Wahrnehmungsperspektiven.[43] Usw. usf. Im weiten Feld zwischen Impressionen des Augenblicks und Erinnerungsarbeit/Mnemonik ist Ordnung zu schaffen.

Das vielfältige Vergangene zu strukturieren und in Ordnung zu bringen, die Abläufe, das Wesentliche festzumachen, ist die Aufgabe, die sich dem und der sich erkennend der Künstler/Schriftsteller stellt. Der Dilettant sieht

nur Sujets, ein Spiel mit Worten und Motiven, Impressionen. Nicht nur das *Bewußtsein* der Determiniertheit des Gegenwärtigen durch das Vergangene ist wichtig. Schnitzler sieht die Möglichkeiten des *produktiven Erinnerns* auf dem Gebiet der Schriftlichkeit. Eine objektiv und lückenlos angelegte 'Datenbank' soll das Bemühen um Verständnis unterstützen. Mit dieser Auffassung ist er in prominenter Gesellschaft: u.a. berühren sich Diltheys Hermeneutik, Goethes Tagebuchführung und Weiningers Geniebegriff nicht zufällig an diesem Punkt der Kontinuität und „universalen Apperzeption".[44]

Für Schnitzler ist festzuhalten, daß ihm zufolge das Geniehafte am ehesten beim ästhetisch Produzierenden, beim Künstler, zur Geltung kommt.[45] Geradezu ein „Kult des Gedenkens"[46] zeigt sich in Schnitzlers Aufzeichnungen, was kaum verwundert, erschließen sich doch die Bedeutungen auch aus Wiederholungen: Schnitzler stellt fest, daß „sich Constellationen fast gesetzmäßig wiederholen!" (12/VII/1923) Daraus ergeben sich Konsequenzen. Wenn sich nicht nur die Gegenwart in ihrer Bedeutung von der Vergangenheit her interpretieren läßt, sondern auch die Zukunft, so kann Erkenntnis nur gelingen, wenn mnemonische Möglichkeiten Vergangenes und Vergehendes präsenthalten, gleichzeitig eine Bewertung ermöglichen (Relektüren!). Auch der hohe Stellenwert der Historiker bei Schnitzler ergibt sich daraus.

Entwicklung soll feststellbar und nachvollziehbar sein.[47] Es geht um Kontinuitäten, wer diese gewährleistet und die Möglichkeit schafft, Handlungen bzw. Gedankengänge nachvollziehbar zu machen, kann als 'Künstler' Anerkennung finden. Bereiche der Affinität (bzw. Sichtweise/Gewohnheit), des gesellschaftlich-freundschaftlichen Hintergrunds und des Bildes vom Beruf eines Schriftstellers bedingen einander. In der und durch die Kontinuität der Darstellungen entsteht das Bild eines Künstlers, kann selbiges im Kontext herauspräpariert werden — oder sollte idealiter ohne auffälliges Zutun, wie von selbst, sich gerieren: die „Jung-Wiener" historisieren sich (in ihrer Wendung gegen den Historismus 'der Väter'); Karl Kraus' Polemik vom den Nachlaß ordnenden Gymnasiasten[48] erfährt hier eine gewisse Bestätigung.

5. Zahlen

5.a TAGE und 'Nullmeldungen'

Vom 19/III/1879 (dem Tag der ersten erhaltenen Eintragung) zum 19/X/1931 (der letzte Eintrag, zwei Tage vor dem Tod) sind es 18.843 Tage (inklusive 13 zusätzlicher Schaltjahres-Tage). Insgesamt werden 2712 TAGE vollkommen ausgelassen ('Nullmeldungen') und 81 TAGE weisen lediglich den Datumseintrag, jedoch (bis auf vereinzelte Wochentagsangaben oder einen Gedankenstrich) keine weiteren Notationen auf (dennoch sind diese eben als TAGE zu bezeichnen). Ein kurzer Überblick hinsichtlich der Auslassungsfrequenz soll einen ersten Eindruck vermitteln, inwieweit der Umgang mit dem Tagebuch für Schnitzler sich wandelte. 1879 (19. März — Dezember) werden 196, 1880 132, 1881 274, 1882 288, 1883 325, 1884 348, 1885 272,

1886 314 und 1887 270 TAGE ausgelassen. 1888/1889 sind es bloß noch 103 TAGE, 1890 — 1899 100 TAGE und in den Jahren 1900 —1931 fehlen lediglich 91 TAGE.

5.b Orgasmustabellen

Schnitzler führte einige Zeit relativ genau Buch über seine Affären, so genau, daß er auch die Zahl der zustande gekommenen Orgasmen verzeichnete. Vom Oktober 1887[49] bis zum August 1892 notiert Schnitzler (wobei es zu kleineren Unregelmäßigkeiten, zumindest beim Addieren, kommt) scheinbare Orgasmen sehr penibel, zumeist auch streng getrennt nach den betroffen gewesenen Frauen; beispielsweise heißt es (er fügte eigens nach den „normalen" Tagebuch-Eintragungen auch — von ihm so genannte — „Chroniken" an, die diesbezüglich Auskunft und Überblick geben) nach der Chronik des Jänners 1890: „J. 1 563 [—] Mz. 4. 35 [—] (au!)". „J." steht für Jeanette Heeger, „1" für die Anzahl der im Jänner 1890 stattgefunden habenden Orgasmen Schnitzlers, „563" für die Gesamtzahl im Laufe ihrer Beziehung, „Mz." für Marie Glümer und die daran angefügten Zahlen haben jeweils dieselbe Entsprechung wie im Falle Heeger. Übrigens ist dies auch der Monat, in dem Schnitzlers Beziehung zu Jeanette Heeger abklingt.

Schnitzler gibt sich selbst kokett Rechenschaft, notiert beispielsweise unter dem Datum des 4/VIII/1890, wo er auch festhält, daß Heeger nunmehr verheiratet sei und Geld von ihm wolle: „Meine impertinente Sinnlichkeit. Wenn ich eine Reihe von Tagen keusch war, 6-9 sind so das Maximum, so bin ich einfach ein Thier."

Zwischen Oktober 1887 und August 1892 notiert Schnitzler 563 Orgasmen mit Jeanette Heeger und 400 mit Marie Glümer, wobei wie gesagt diese Zahlen nur als ungefähre Richtlinie angesehen werden können. Hinsichtlich der Frequenz wäre noch zu ergänzen, daß in den genannten Zeitraum lange Sommerfrischen und ausgedehnte Reisen ins Ausland fielen.[50]

Schnitzler steht mit der diesbezüglichen Eintragungsobsession keineswegs allein. Bei der Verschlüsselung der Sekretausstöße haben nahezu alle Tagebuchautoren Beispielhaftes vorgelegt, egal ob mittels Sternzeichen (Venus!), Fremdsprachen, metonymischer Codes („Suisse"/Alpen bei Victor Hugo!), arithmetischer Übungen (auch Statistiken), spezifischer Zeichen, Kennwörtern oder simpler Abkürzungen — dabei fällt die mitunter stark erhöhte (verzeichnete) Kopulations-Frequenz auf. Von einer herausragenden Stellung diverser Autoren zu sprechen, scheint nicht verfehlt. Und nicht nur die Anzahl der (homo- und/oder heteroerotischen) Sexualakte war als statistische Größe, für das schriftliche Festhalten der Leistung gegen den körperlichen Verfall, von Bedeutung. Auch Onanie, Stuhlgang, Schweißausbrüche, Erbrechen und der jeweilige Umgang damit sind relevante Größen in der körperbezogenen Zahlenmanipulation einer Unzahl von Tagebüchern. Und die Zahl der diesbezüglich bemerkenswerten TagebuchautorInnen übertrifft diejenigen, die sich schriftlich nicht darum zu kümmern beabsichtigten, bei weitem.[51]

Es sollen hier nicht für die Befriedigung der 'Biographengeilheit' verwertbare Grunddaten verhandelt werden — relevanter als die an sich unwichtige Frage nach der empirischen Genauigkeit der Angaben scheinen die Funktionen im Text —, vielmehr eine spezifische Qualität der Tagebücher. Erst durch die exakte Dokumentation ergibt sich eine relevante Reihe, die gegen sowohl die eigenen Verfallserscheinungen, als auch das Vergessen durch den Autor oder dessen Nachwelt Bestand hat. Parallel Eintragungen zum schriftstellerischen Output zu lesen, stellt bloß eine Möglichkeit des Umgangs mit diesen Daten dar. Wovon eine solche Reihe handelt, ist im vorliegenden Zusammenhang belanglos — es geht in erster Linie um die Feststellung eines strukturellen Merkmals ersten Grades. Vom Körper zu sprechen, stellt dabei bloß die Hypertrophierung landläufigen Denkens und Sprechens über Tagebücher dar.

5.c Kino, Panorama

Eine von vielen Möglichkeiten, thematisch geordnet Zählreihen anzulegen, ergibt sich im Zusammenhang mit der Begeisterung für optische Medien. So geht er — allein den Notaten zufolge, die reale Zahl dürfte weitaus höher anzusetzen sein — insgesamt mindestens 209mal ins Panorama (zwischen 1888 u. 1927), über 800mal geht er ins Kino oder läßt sich in einem Filmstudio „Films" vorführen (von ev. 1904,[52] jedenfalls 1906, bis zum Todesjahr 1931). Erscheint bereits diese Zahl beachtlich, muß man noch berücksichtigen, daß in den ersten Jahrzehnten des Kinos oft mehrere Filme hintereinander gezeigt wurden! Es ist also, vorsichtig geschätzt, von gut 1500 Filmen auszugehen, die Arthur Schnitzler im Verlauf seines Lebens gesehen hat. Hinsichtlich dieser Suche nach dem optischen Ereignis stellt Schnitzler bei weitem keinen Einzelfall dar, und auch bei ihm gibt es eine Vielzahl an Korrelationen zwischen den neuen Medien und seinen literarischen Texten. Und auch wenn man das Tagebuch nicht zu seinen literarischen Texten zählen wollte (ein Unterfangen, das sich angesichts vielfältiger Stilisierungen, eindeutig bewußt und präzise strukturierter Notate, beschwerlich gestalten würde; andererseits wären mit einer solchen Zuordnung keine Probleme gelöst), so ist nicht zu verkennen, daß in einem Notat wie dem folgenden (und es ließen sich viele andere Beispiele anführen) die Absicht des bewußten Produzierens (der künstlerischen Tätigkeit), des Einsatzes entsprechender Mnemotechniken und zugleich vermutbare Stilisierungen und bewußte Strukturierung (bei gleichzeitig vorgeschobener Analyseabsicht — einem als rational geltenden Akt) sich ineinander verschränken:

> 6/8 S. Träume: besuche die Wydenbruck (Besuch Max etc. bei Baronin Aurelie — Verführer!) — warte im Salon;— dort eine Photographie — wie die Gräfin im Salon sitzt, und ich komme von rückwärts, Stufen, Kamin, mit Cigarette — aber eigentlich ist es ein Panoramabild, das ich von oben durch Glas (wie die Krippenausstellung in München) plastisch sehe — aber undeutlich — ärgerlich dass ich den Zeiss nicht auf die Reise mitgenommen (was nicht stimmt). Dann wieder oben — sehe ich eine Pantomime (Verf.!) oder Kinoaufnahme — die Hohenfels — ich wundre mich, wie blond und jung aussehend, barfuß auf Kies längs eines Bachs (etwa auf der Flucht, wie Hirtenflöte — Dionysia) — dann im Wasser ein junger Mensch — schwimmend,— es ist nun ein etwas breiterer Fluß — ich denke — was so ein Kinoschauspieler alles thun muß — ;— endlich träum ich von Ludaßy wieder — wundre mich, dass er nun gehen kann (nachdem mir doch die Natur seines Ischias bekannt!) —
>
> — Alle drei Hauptpersonen dieses Traums — sind (ohne dass es mir außer bei L. im Traum bewußt wird) an Carc. erkrankt; die Hohenfels schon seit Jahren todt.— [6/VIII/1922]

Aus Platzgründen läßt sich hier auf diese Stelle nicht näher eingehen (eine intensivere Behandlung würde einen eigenen Aufsatz erfordern). Subsumierend ist lediglich darauf zu verweisen, daß Schnitzler dieses Traum-Notat zu einer Zeit verfaßt, als bspw. auch Robert Müller und Robert Musil[53] Texte schreiben, die via textueller Verschiebungen eine jeweils spezifische, jedenfalls neuartige, Thematisierung der Optik betreiben. Das Thema wirkt auf die Strukturierung ein und bedingt diese. Der Text erscheint unter den Augen des Lesers optisch neu geriert, die Wahrnehmungsperspektive des Textes und damit des Lesers wird apparatadäquat verschoben. Ähnlich wie der Raum der Stadt in den Texten vermittelt und dessen Abdruck nachvollziehbar wird, gelangen die gesteuerten Belichtungen der Bildplatten und Zelluloidstreifen in den nur bedingt kontrollierten Text, erlangt die Literatur durch die auftretende Konkurrenz der neuen Medien substantielle Schattierungen.

6. Parallelen von Literatur und Tagebuch

Die frühen wie auch die späten Tagebücher lassen sich (s.o., „Die Struktur der TAGE") als eine Form der 'Probebühne' begreifen — zu einer Zeit, in der Schnitzler verhältnismäßig wenig publiziert. Schwierig zu fassen, wohl auch interessanter, sind z.B. Ansätze in den späten Jahren, u.a. in den Traumdarstellungen.[54] Auch weist das Tagebuch — wie oben angemerkt — bei einer Reihe von TAGEN Parallelen mit dem Bau einer dramaturgischen Anweisung auf (Orte, Zeitangaben, Dialogszenen, Lichtregie, Handlungsanweisungen,... — 'Regie'TAGE).

Kaum zu übersehen sind aber die zahlreichen „Parallelaktionen" von literarischem und Tagebuch-Werk. Immer wieder sind Koinzidenzen feststellbar, gibt es (im Tagebuch) Vergleiche/Verweise (so werden etwa Träume oft unter Mithilfe literarischer Texte analysiert). Gerade Themenfelder wie Antisemitismus/Judentum sowie Erinnerung/Vergangenheit sind beispielhaft, denn so wie materialisierte „Stimmung" im „Anatol"-Zyklus erinnerbar wird[55] bzw. ist, soll auch das Tagebuch funktionieren; daß was war, ist, zieht sich als ständiges Motiv nicht bloß durch das „Märchen",[56] sondern durch Schnitzlers sämtliche Texte. „Ein 'anschauliches Gedächtnisbild' ist eine zur Vorstellung gewordene Gesichtsempfindung. Was aus vergangenen Empfin-

dungen zur Vorstellung geronnen und aufbewahrt ist, macht den Raum für die Assoziationen des Bewußtseins aus und legt damit auch den Bewegungsspielraum des Körpers frei."[57] Anatols Idee vom „Machtwort", „daß alle wieder erscheinen müßten",[58] erfährt den Versuch ihrer Umsetzung. Im reflektierenden Resümee:

> Blättere Nm. in alten Tagebüchern [...]. Es ist mein brennender Wunsch, das sie [die Tagebücher; Anm.] nicht verloren gehen. Ist das Eitelkeit?— Auch, gewiß. Aber irgendwie auch ein Gefühl der Verpflichtung. Und als könnt es mich von der quälenden inneren Einsamkeit befreien, wenn ich — jenseits meines Grabs Freunde wüßte.— [22/VIII/1918]

geht es auch um den Erhalt eines erinnerungsstiftenden Paradetextes. Dieser bietet nicht zuletzt auch einen Nachvollzug des Nietzsche-Wortes: „Man brennt etwas ein, damit es im Gedächtniss bleibt: nur was nicht aufhört, weh zu thun, bleibt im Gedächtniss."[59] Die Stellung der Tagebücher zum literarisch anerkannten Werk ist auch durch die Intensität bestimmt, mit der Schnitzler sich ihrer annahm. Daß einige seiner besten Texte wie das Tagebuch Fragment blieben, hingegen viele Veröffentlichungen zu Schnitzlers Lebzeiten bei ihm nicht diesen Identifikationsgrad erreichten (im Gegensatz zur Kritik, die sich sehr früh festgelegt hatte), scheint gegen den Vielschreiber zu sprechen, was jedoch die Problematik unzulässig verkürzen und jene Veröffentlichungen, die rechtens Erfolge einfuhren, außer acht lassen würde. Die Verknüpfungen von Tagebuch und literarisch lancierten Texten ergibt sich erst in der Zusammenschau als gegenseitig bedingt.

Anmerkungen

1. (Zit. nach) Mahler-Werfel, Alma: *Mein Leben. Mit einem Vorw. v. Willy Haas.* — Frankfurt/M.: Fischer 1997, S. 190.
2. Brief vom 19. Juni 1903 an Arthur Schnitzler. — In: Hofmannsthal, Hugo von u. Schnitzler, Arthur: *Briefwechsel.* Hg. v. Therese Nickl u. Heinrich Schnitzler. Frankfurt/M.: Fischer 1983, S. 170. Es soll der überaus relevante Rest dieses Satzes nicht unterschlagen werden, der Vergleich „[...], wie es mir jetzt mit dem prachtvollen Briefwechsel Hebbels geht". Die Gleichsetzung des Schnitzlerschen Tagebuchs mit Briefen und Aufzeichnungen eines Hebbel dürfte mit Absicht erfolgt sein, nicht zuletzt aufgrund der — nicht nur — Schnitzlerschen Affinität zu diesem. Die Bemerkung ist im Kontext mit Hofmannsthals davor gemachtem Verweis auf die Relevanz von freigegebenen Tagebuch-Notaten für seine Gegenwart zu sehen.
3. Zuckerkandl, Bertha: *Mein Telefontagebuch.* — In: B.Z.: *Österreich intim. Erinnerungen 1892-1942.* Hg. Reinhard Federmann. Frankfurt/M., Berlin, Wien: Propyläen 1970, S. 9f. (die folgenden Zuckerkandl-Zitate sind diesem Text entnommen)
4. In der Folge werden sämtliche Tagebucheintragungen mittels Datumsangaben nachgewiesen. Die Edition der Schnitzlerschen Tagebücher (1879-1931) erfolgt seit 1981 in Wien durch die Kommission für literarische Gebrauchsformen der österreichischen Akademie der Wissenschaften (Obmann: Werner Welzig).
5. Die folgenden Thesen zu Strategien des Erinnerns können (aus Platzgründen) kaum mit Zitaten operieren. Vergleiche, generalisierende Übergriffe sind nicht angebracht, es geht nicht um Fragen der Schreibabsicht in toto. Dagegen sind Gemeinsamkeiten und Parallelen mnemonischer Verfahrensweisen festzustellen. Vgl. auch: Plener, Peter: *Buchhaltung der Erinnerung. Zu Tagebüchern von Schriftstellern.* — In: *Die Erinnerung in der deutschsprachigen Literatur.* Hg. v. Zsuzsa Breier, Edit Király u. Angelika Thumm. Budapest: ELTE 1998. (= Budapester Beiträge zur Germanistik 32), S. 98-114.
6. Für einige grundlegende Probleme von Tagebuch-Editionen ist zu verweisen auf Dusini, Arno: „Bausteine beim Bau der Chinesischen Mauer". Anmerkungen zum Genre Tagebuch unter Zugrundelegung der Editionen der Kafkaschen Tagebücher. — In: *Edition von autobiographischen Schriften und Zeugnissen zur Biographie.* Hg. Jochen Golz. Tübingen: Niemeyer 1995, S. 167-175. [Kafkas Tagebücher sind ein gutes Beispiel für einen „babylonischen Bau", dessen Vollendung rational nicht angenommen werden kann, an dem dennoch und weiter 'gebaut' wird — und dessen Anspruch die diversen Editionen dieser Schriften nicht gerecht werden.]
7. Hinsichtlich der Terminologie TAG verweist der Verf. auf Welzig, Werner: *Tagebuch und Gesellschaftsspiegel.* — In: Arthur Schnitzler: *Tagebuch 1917-1919.* Hg. W.W. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften 1985, S. 424f. Der Begriff vom TAG bezeichnet, kurzgesagt, eine Textgröße, die zwischen einem Satz und dem Textganzen liegt. Gekennzeichnet wird der TAG durch das Datum zu Beginn. Er endet mit dem nächsten Datumseintrag. Diese Einteilung ermöglicht es, das Arrangement der Tagebuch-Notate zu erfassen und geordnet zu analysieren. Der TAG ist nur vor dem Hintergrund der ihn umgebenden, letztlich aller anderen TAGE (auch derer, die nicht mit zumindest einem Datumseintrag aufscheinen) in seiner Gesamtheit zu erfassen. Bereits ein bloßes Zitieren stellt selten berücksichtigte methodologische Anforderungen.
8. Zum Komplex von Gedächtnis und Moderne vgl. z.B. Cavalli, Alessandro: „Soziale Gedächtnisbildung in der Moderne." — In: *Kultur als Lebenswelt und Monument.* Hg. Aleida Assmann u. Dietrich Harth. Frankfurt/M.: Fischer 1991 (FTW 2680), S. 200-210.
9. Vgl. auch Bohrer, Karl Heinz: *Das absolute Präsens. Die Semantik ästhetischer Zeit.* Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994 (stw 1055). [Daß die von Bohrer verhandelten Autoren fast alle konsequent Tagebuch geführt haben, sich an und mit einem solchen abarbeiteten, sei hier nur am Rande vermerkt.]
10. Inwieweit mnemonische Anstrengungen und Aspekte des Mythos korrespondieren, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Stellvertretend sei verwiesen auf Yates, Frances A.: *Gedächtnis und Erinnern. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare.* 2. Aufl. Weinheim: VCH 1991. (= Acta humaniora)
11. U.a. auch betreffend die oben angesprochene 'Verknüpfung' von TAGEN zu einem zusammenhängenden Komplex: sei es durch Pro- und Analepsen, Erinnerungen, Zusammenfassungen, Resümees, Prognosen, Reden über das Tagebuch, etc./usw./..., reflektierte Relektüren. Vgl. dazu Genette, Gérard: *Die Erzählung.* Aus d. Franz. v. Andreas Knop. Mit einem Vorw. hg. v. Vogt, Jürgen. München: Fink 1994 (UTB für Wissenschaft). Einen spezifischen Umgang mit Erinnerung, Autobiographischem und der Gattung Tagebuch zeigt teilweise der entsprechende Abschnitt in Genette, Gérard: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches.* Mit einem Vorwort v. Harald Weinrich. Aus d. Franz. v. Dieter Hornig. Frankfurt/M., New York: Campus 1992 (S. 369-376); vor allem demonstriert er dies in Genette, Gérard: *Tagebuch, Anti-Tagebuch.* — In: *Roland Barthes. Mit Beiträgen zu seinem Werk v. Jacques Derrida u.a.* hg. v. Hans-Horst Henschen. München: Boer 1988, S. 115-128.
12. So problematisiert Roland Reuß den leichtfertigen Umgang mit den eigentlich zwingend erscheinenden Unterscheidungen in seiner Einleitung zur Frankfurter Kafka-Ausgabe — vgl. Reuss, Roland: ~~*Lesen, was gestrichen wurde*~~. Für eine historisch-kritische Kafka-Ausgabe. — In: *Frank Kafka. Historisch-Kritische Ausgabe sämtlicher Handschriften, Drucke und Typoskripte.* Einleitung. Hg. Roland Reuß unter Mitarbeit von Peter Staengle, Michael Leiner und KD Wolff. Frankfurt/M.: Stroemfeld/Roter Stern 1995, S. 19 (Fußnote).
13. Quasi als tertium comparationis ließe sich die Form der Chronik sachdienlich machen. Einerseits weist eine solche nahezu alle der oben genannten Kriterien einer konsequenten Tagebuchführung auf, andererseits stellt ihre chronologische wie textuelle Verdichtung auch meist einen Ausschluß der in Tagebuchtexten eingelagerten sonstigen Formen der Erinnerung dar. Ein Notat wie jenes vom 10/VI/1894 (s. den Abschnitt „Der Um-Bruch und die Erinnerung" dieses Artikels) findet sich in durchgehaltenen Chroniken per definitionem nicht

(vgl. bspw.: FREUD, SIGMUND: *Tagebuch 1929-1939. Kürzeste Chronik*. Hg. u. eingel. Michael Molnar. Basel, Frankfurt/M. 1996). Eine Definition der Tagebuch-Gattung selbst hätte sich auch daran abzuarbeiten. Ansätze auch dazu finden sich teilweise in einem fast 30 Jahre alten Standardwerk der Tagebuch-Forschung — vgl. BOERNER, PETER: *Tagebuch*. Stuttgart: Metzler 1969 (SM 85).

14. Der Terminus 'Tagebuchtext' bedarf (hinsichtlich seiner Anwendbarkeit) eines einschränkenden Verweises: er ist nicht identisch mit der Aufzeichnung/dem Notat, meint hier den eingetragenen Text und allfällige, zum jeweiligen TAG oder Tagebuch oder Heft gehörende Implikationen, die eine Form vorgeben können (z.B. Kalendervordrucke und eine Vielzahl anderer textueller Gestaltungselemente diverser Schriftträger).
15. Vgl. etwa im oben erwähnten Aufsatz von ROLAND REUSS: *„~~Du kannst die Sätze, durchstrichen, lesen. Nicht so die Gedankenstriche.~~“* (Ibid., S. 21)
16. Einen treffenden Nachweis, inwiefern die Einhaltung eines bestimmten Aufzeichnungsmodus, einer fixierten Struktur, von Bedeutung ist — und wie sehr eine Mißachtung der durch das Schriftbild vorgegebenen Kriterien sinnentstellend wirkt —, erbrachte Arno Dusini in einem Budapester Vortrag (März 1996). Dieser Vortrag wird unter dem Titel „'Leere und Todtenstille in und außer mir'. Goethes Tagebuch zum 6. Juni 1816“ voraussichtlich 1998 in den Germanistisch-Romanistischen Monatsschriften erscheinen.
17. Vgl. hinsichtlich der Aufnahme und Bearbeitung von Traumsujets im literarischen Werk Schnitzlers: PERLMANN, MICHAELA: *Der Traum in der literarischen Moderne. Untersuchungen zum Werk Arthur Schnitzlers*. München: Fink 1987 (Münchner germanistische Schriften 37) (Münchner Universitätsschriften; Philosophische Fakultät) — allerdings beschränken sich Perlmanns Untersuchungen vor allem auf die sog. „literarischen“ Werke des Autors, die betreffenden Tagebuchnotate kommen nur am Rande vor (das, obwohl Perlmann Zugang zu den Tagebüchern hatte, vgl. S. 212, des weiteren Journaleinträge gerade auch hinsichtlich der Träume stilistische Varianten und bewußt strukturierte Schreibversuche darstellen — z.B. im Vgl. zu Schnitzlers Interessen für den Film und das Schreiben von Drehbüchern, auch hinsichtlich der Versuche einer Selbstanalyse, gleichfalls wären zahlreiche Parallelen von Traum-Tagebuch und Traum-Literatur vergleichend heranzuziehen).
18. Obwohl eine Vielzahl von Forschungsarbeiten zu Schnitzler bereits entstand, bevor die Edition durch die Akademie der Wissenschaften begonnen werden konnte, bzw. im Verlauf derselben, zogen viele — nicht alle! — Autoren die Tagebücher Schnitzlers (bzw. was von diesen bekannt war) als 'biographischen Beleg' ohne Berücksichtigung der Textsorte heran.
19. Vgl. diesbezüglich PLENER, PETER: *„...und bin beruhigt weil ichs notire.“* Arthur Schnitzlers Tagebücher am Fin-de-siècle. — In: *Germanistische Mitteilungen* [Brüssel] 45/46, Jg. 1997, S. 15-34.
20. Briefe — erhalten oder abgeschickt, wiedergegeben oder paraphrasiert; Karten — detto; Stellen aus eigenen oder fremden, veröffentlichten Texten — als Zitat oder explizit paraphrasiert, z.B. hinsichtlich „Märchen“, „Anatol“-Zyklus u.v.a.m.; Gespräche — in Dialogform bzw. mit Anführungszeichen wiedergegeben oder referiert.
21. Schnitzler behält sich vor, auch schwerwiegende Ereignisse (quasi 'Einbrüche' im Tagesablauf) zum chronologisch entsprechenden Zeitpunkt einzutragen, das davor zu notierende Geschehen als unbeeinflußt davon darzustellen (als würde er mitprotokollieren, als gäbe es keine Probleme mit post quem/ante quem- sowie apriori/aposteriori-Standpunkten im also chronologischen Sinn für eine Geschehenswiedergabe), sich damit den Status eines zwar nicht neutral, aber doch möglichst exakt Notierenden zu verleihen. Die Wiedergabe soll letztlich einem tatsächlichen Geschehensablauf angenähert sein, diesen zumindest vorgeben (aus diesem Notationsverfahren, das mit erzähltechnischen/deiktischen Vorgaben des Schriftstellers eng verbunden zu sehen ist, ergibt sich erst die Möglichkeit — bzw. 'Berechtigung' —, sich selbst einzubringen im Sinne eines Kommentars oder Resümees). So ist auch der Umstand mitzuerklären, daß die TAGE der späteren Phase gegenüber den früheren strikter linear — in chronologischer Hinsicht — angeordnet sind! Vgl. u.a. Auseinandersetzungen mit Marie Glümer (20/IV/1893) und seiner Frau Olga (28/XII/1920).
22. Allerdings gibt es hier Überschneidungen zwischen 'thematischen' und 'systematischen' TAGEN insofern, als z.B. ein Traum-TAG einerseits thematisch relevant ist, oft aber auch — aufgrund der Positionierung der Traumwiedergabe/-nacherzählung — in systematischer Hinsicht Auswirkungen hat.

23. Z.B. in der Frühphase, wenn die Abendstatistiken eine 'Tagesentsprechung' in ungebundener Form haben; oder wenn ausgelassene Tage an anderen TAGEN, zumindest teilweise, nachträglich reportiert, eine Notation erfahren; oder wenn zu bestimmten Tagen nachträglich eine Kommentierung erfolgt; oder wenn sich eingespielt habende und stetig wiederkehrende Elemente der Tagesabläufe bzw. der Lebensgestaltung summarisch eingeführt werden, Beispiele bieten die Notate der Panoramenbesuche oder diverse Traumsequenzen.
24. Der Text ist zwischen 16/IV und 14/V/1920 ein klar anderers gestalteter — u.a. betreffend Abkürzungen etc., Satzbau, Stil —, nachdem er sich am 18/IV/1920 die rechte Hand gebrochen hat.
25. Peter Burke hat hinsichtlich Memoiren und verwandter Gattungen darauf hingewiesen, daß „solche Aufzeichnungen keine unschuldigen Erinnerungen enthalten, sondern eher Überredungsversuche sind, die aufgeschrieben wurden, um das Gedächtnis anderer zu modellieren.“ (BURKE, PETER: *Geschichte als soziales Gedächtnis*. — In: *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*. Hg. Aleida Assmann u. Dietrich Harth. Frankfurt/M.: Fischer 1991 [FTB 10724], S. 292) Tagebücher sind im übrigen genauso „ehrlich“ wie „unehrlich“. „Ehrlichkeit“ — eleganter formuliert: „Authentizität“ — stellt sich wie in anderen autobiographischen Schriften nur als quasi sekundärer Effekt ein, nämlich auf dem Umweg über die Rhetorik.
26. In den ersten Jahren tritt eine deutliche Tendenz zur Subsumierung hervor, die sich sowohl in den diversen chronikalen Ansätzen (die auch eine Vorform des Umbruchs ab etwa 1900 darstellen), als auch in den zu einem späteren Datum in Prosaform nacherzählten Tagesabläufen äußert (Themen hier zumeist: Medizinstudium und Prüfungen, Bekanntschaften, Reisen, Unterhaltungsveranstaltungen wie Bälle — vgl. z.B. 1885-89). U.a. zeigt sich bei der Aufstellung von nachzuholenden Tagen im September/Oktober 1889 beispielhaft, inwieweit die Rede/Theorie vom TAG eine Reihe anderer Tage (auch mit Datumsangabe) subsumieren kann, ohne daß sich der subsumierende TAG als solcher „auflöste“ und auch ohne daß die darunter angeführten Tage zu TAGEN würden.
27. So werden in Auseinandersetzungen mit O. überraschend häufig *alle Probleme aufgezählt*, in nahezu allen anderen Fällen wird bei öfteren Repetitionsnotwendigkeiten mit Kenn-/Schlüsselwörtern und/oder etc./usw./... operiert. Vgl. zu den textuellen Kennzeichen dieser ehelichen Konfrontationen WELZIG, WERNER: *Glossar einer Ehescheidung*. — In: ARTHUR SCHNITZLER: *Tagebuch 1920-1922*. Hg. v. der Kommission für literarische Gebrauchsformen der österreichischen Akademie der Wissenschaften, Obmann: Werner Welzig. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften 1993, S. 489-498.
28. FLIEDL, KONSTANZE: *Merkbuch und Memento: „Der Weg ins Freie“*. — In: ARTHUR SCHNITZLER: *Der Weg ins Freie. Roman*. Hg. u. mit einem Nachw. versehen v. K. F. Salzburg, Wien: Residenz 1995, S.447-476.
29. FLIEDL, KONSTANZE: *Arthur Schnitzler. Poetik der Erinnerung*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1997 (Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur Bd. 42), S. 255-291.
30. WELZIG, WERNER: *Der Anspruch der Toten. Zur Präsentation des ersten Bandes von Arthur Schnitzlers Tagebuch am 21. Oktober*. — In: *Die Presse* vom 17./18. Oktober 1981; Spectrum, S. I.
31. In vielen Diarien ist im zumindest mittelbaren Zusammenhang mit dem Tod/Sterben nahestehender Personen eine signifikante Änderung der Tagebuchführung festzustellen. Ein prominentes ungarisches Beispiel gibt Georg Lukács, der nach dem Tod von Leó Popper ins Deutsche wechselt (Vgl.: LUKÁCS, GEORG: *Tagebuch 1910-11*. Übers. d. ungar. Teils v. Agnes Meller-Vértes. Berlin: Brinkmann und Bose 1991 [EA: Budapest 1981]).
32. Arthur Schnitzler ließ bis an sein Lebensende nur in den Jahren 1905-1907, 1925-1928 und 1930/31 zum 18/III einen Gedenkeintrag aus. 1904 und 1917 liest er am Vortag diesbezügliche Briefe oder Tagebuchnotate (und hält diese Lektüre wiederum im Tagebuch fest). Daß er 1929 einen Eintrag vornimmt, hängt vermutlich mit dem 'Jubiläum' zusammen. Von ähnlich gravierender Bedeutung ist der Tod seiner Tochter Lili, allerdings ist die Tagebuch-

Führung zu diesem Zeitpunkt längst gefestigt. Sie erschießt sich am 26. Juli 1928 in Venedig, bei ihrem Sterben ist er nicht anwesend. Das holt er nach: Schnitzler versucht in seinem Journal den Selbstmord 'nachzuzeichnen', er liest auch die Tagebücher und Briefe seiner Tochter, läßt sich Blumen von ihrem Grab schicken. 1931 stirbt er selbst, die diaristische Kette reißt ab. Auch der Tod seiner Tochter hat formal gesehen Auswirkungen (primär stilistischer Natur), die nur für besonders wesentliche Vorfälle herangezogene dreifache Wiederholung eines Wortes wird fast 'inflationär'. — vgl. z.B.: „Kind, Kind, Kind!" (30/VII/1928); „Lili, Lili, Lili!" (31/VII/1928); „'jung, jung, jung'.—" (5/VIII/1928); „Sehnsucht, Verzweiflung, unstillbare Thränen. Mein Kind, mein Kind, mein Kind." (23/IX/1928); „Schwer, schwer, schwer.—" (5/IV/1930); „fort, fort, fort" (28/VIII/1930) für Lili; „Krieg, Krieg, Krieg.—" (25/XII/1915), „Graun über Graun, Unrecht über Unrecht; Wahnsinn über Wahnsinn!—" (6/X/1915) oder „Regen, Regen, Regen.—" (5/IX/1920) für dramatische äußere Umstände; die Dreier-Reihungen (z.T. mit alliterativem Charakter und impliziter Klimax) für die Konflikte mit seiner Frau Olga, bspw.: „Ins Freie, Nebel, Koth; in ein Kino — nordische Frühlingslandschaft, Jugend, Liebe;— wieder, in Gußregen und Dreck — 'heim';— in Thränen, Thränen, Thränen. [—] — Mit O. nichts mehr von Belang gesprochen." (28/XII/1920) — dagegen 'nur' „Schwer, schwer.—" (27/VI/1930) für die Altersbeziehung zu Clara Pollaczek. Es ergibt sich ein 'dramatischer Dreiklang', *eine* Form textueller Mnemosyne, die auch in anderen (gemäßigteren) Zusammenhängen formal konstituierend eingesetzt wird.

33. Allerdings wird die Frage nach dem Zeitpunkt der jeweiligen Ein- und Nachträge durch ein Notat vom 26/I/1902 kompliziert, das, wenn überhaupt das Datum 27/II/1904 seine volle Richtigkeit haben sollte, eine zumindest doppelte „Buchführung" nachzuweisen scheint. Nach einer Traumnotiz hält Schnitzler, wohl unter Bezugnahme auf das 'laufende' Jahr, fest: „(notirt 23/6 — erinnre mich absolut nicht).“!

34. „(Vom 1. Jänner bis 31. März liegen kleine Notizbücher bei. Unmöglich, das hier einzutragen, als wenn sie noch lebte. Auch nicht jene grauenvollen Tage. Sie starb am 18. März und ich sah sie sterben.)“

35. Die knappste Tagebuch-Führung ist um 1890 (Chroniken, u.a. der Abende, neben extemporierten TAGEN) und um 1900 ('Bündel' an Begründungen etc.) festzustellen. Dieser erste Einschnitt kann als wichtige Vorstufe/ -übung angesehen werden, die die spätere Journal-Führung vorwegnehmen hilft.

36. Brief vom 12. Jänner 1899 an Georg Brandes. — In: *Arthur Schnitzler, Briefe 1875-1912*. Hg. Therese Nickl u. Heinrich Schnitzler. Frankfurt/M.: Fischer 1981, S. 367.

37. Vgl. auch diesbezüglich die wesentlichste wie umfassendste (oben erwähnte) Arbeit zu Arthur Schnitzlers „Poetik der Erinnerung“ — von Konstanze Fliedl.

38. Gerhart Baumann: *Arthur Schnitzler. Die Tagebücher. Vergangene Gegenwart — gegenwärtige Vergangenheit*. — In: *Modern Austrian Literature* 10, Nr. 3/4 (1977), S. 149.

39. Baudelaire, Charles: *Spleen*. — In: *Die Blumen des Bösen. Les Fleurs du mal*. Hg. u. übers. v. Friedhelm Kemp. München: dtv 1986, S. 154.

40. Vgl. Mauthner, Fritz: *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*. 3 Bde. — Stuttgart, Berlin: Cotta 1901. Des weiteren: F.M.: Das philosophische Werk. Bd. I/1-3: Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Nach der Ausgabe letzter Hand hg. v. Ludger Lütkehaus. Wien: Böhlau 1997 [EA: 2 Bde. München, Leipzig: G. Müller 1910/11]. Vgl. auch: Fritz Mauthner. *Das Werk eines kritischen Denkers*. Hg. Elisabeth Leinfellner u. Hubert Schleicher. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1995.

41. „Erst im vollen Bewußtsein, in welchem in das Erlebnis der Gegenwart alle Erlebnisse der Vergangenheit in größter Intensität hineinspielen, findet Phantasie, die Bedingung des philosophischen wie des künstlerischen Schaffens, eine Stelle.“ (Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. München: Matthes & Seitz 1980, S. 150f.)

42. Ibid., passim (Vgl. vor allem die Kapitel „Begabung und Genialität“, „Begabung und Gedächtnis“, „Ich-Problem und Genialität“).

43. Vgl. Simmel, Georg: *Philosophie des Geldes*. Gesamtausgabe Bd. 6. Hg. David P. Frisby u. Klaus Christian Köhnke. — Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989. Vgl. auch: Simmel, Georg: *Die Großstadt und das Geistesleben*. — In: G.S.: *Das Individuum und die Freiheit. Essais*. Frankfurt/M.: Fischer 1993, S. 192-204.

44. Vgl. dazu Thomé, Horst: *Faktizität des Lebens und erfüllte Zeit. Zum Erscheinen von Schnitzlers Tagebüchern*. — In: *Orbis Litterarum* 40/1 (1985), S. 88-96; hier: S. 94.

45. Vgl. bspw. die Tagebuch-Eintragungen vom 16/I/1895 u. 22/XII/1894 sowie andere Notate und div. Aphorismen zur Gegensätzlichkeit von produzierendem und reproduzierendem Künstler, von Genie und Kunst.

46. Welzig, Werner: *Der Anspruch der Toten*. (s.o.)

47. Z.T. auch ungeachtet des eigenen „Geschwätzes“, das „mich zuweilen so [ärgert], daß ich mich versucht fühle, alles ins Feuer zu werfen, aber ich bin so sehr verliebt in gewisse holde Stunden, in manche glücklich festgehaltene Augenblicke, daß ich mir auch all die leeren und dem naiven Moment entquollenen Worte, alle die Wiederholungen und selbstverständlichen Anklagen Entschuldigungen etc. aufhebe. Bah denk ich mir im Tagebuch Negligé!“ (9/IV/1880 — zu diesem Zeitpunkt wird die Phase der selektiven Vernichtung von Tagebuch-Notaten sukzessive abgeschlossen.)

48. Kraus, Karl: *Wiener Brief*. — In: K.K.: *Frühe Schriften 1892-1900*. Bd. 2: 1897-1900. Die demolirte Literatur. Eine Krone für Zion. Hg. Johann J. Braakenburg. München: Kösel 1979, S. 12 (Die entsprechende Passage des „Briefes“ aus dem Jahre 1897 [dezidiert über Hofmannsthal] ist aus „Die demolirte Litteratur“ von 1896 [vgl. ibid., S. 283] entlehnt.) — vgl. auch einen wenige Jahre zuvor geschriebenen Briefes Hofmannsthals an Schnitzler betreffs der Nachlaßverwaltung: „Wenn ich an die Bretterwand hinflieg und mir das Genick brech (unwahrscheinlich, aber möglich) sollt ihr meine vielen Notizen auf Zetteln herausgeben, in Gedankengruppen geordnet, mit einem sehr einfachen, die Associationen aufdeckenden Commentar. Denn meine Gedanken gehören alle zusammen, weil ich von der Einheit der Welt sehr stark durchdrungen bin. Ich glaub sogar ein Dichter ist eben ein Mensch, dem in guten Stunden die Gedanken 'ausgehen', wie man beim Patiencelegen sagt.“ (Hugo v. Hofmannsthal am 9. August 1895 an Arthur Schnitzler. — In: Hofmannsthal, Hugo von u. Schnitzler, Arthur: *Briefwechsel*. s.o., S. 58)

49. „27/10 [1887; Anm.] Donnerstag. Jeanette bei mir. Nacht 4.— (100.)“

50. Vgl. hinsichtlich der diversen Bedeutungspotentiale von Sexualität in Tagebüchern und privatimen Aufzeichnungen: Schneider, Manfred: *Chiffrierte Sekrete*. — In: *kulturRevolution* Nr. 24 (Januar 1991), S. 59-63. [Chiffren sind i.ü. weniger eine Form des 'Ausdrucks-präservativs', vielmehr können sie als Ausdruck des fruchtbaren Umgangs mit einem fiktiven oder real repressiven System angesehen werden. — vgl. auch diesbezüglich den Autor und Mediziner Géza Csáth, dessen präzise Notate über seine Drogensucht und sonstige körperliche Obsessionen eine außerordentliche Textqualität zu entfalten wissen. (Csáth, Géza: *Tagebuch 1912-1913*. Aus d. Ungar. v. Hans Skirecki. Berlin: Brinkmann & Bose 1990)]

51. Als Marcel Reich-Ranicki anläßlich des Erscheinens des letzten Tagebuchbandes von Thomas Mann im „Literarischen Quartett“ die Meinung absonderte, daß ihn dessen (Th. Manns) Stuhlprobleme nicht interessierten, so erwies er damit zumindest, daß er von Tagebüchern keine Ahnung hat und deren Lektüre (glücklicherweise) auch eher bleiben läßt.

52. Die Unsicherheit geht auf folgenden Eintrag aus dem Jahr 1904 zurück: „30/7 [...] Nm. müd, gefaulenzt.— Abds. Prater mit Paul M., Leo Vanjung, Fanny M., Rothenstein (Constantinhügel, Panorama (Kinemat.)) —“

53. Vgl. u.a. Müller, Robert: *Camera obscura. Roman*. Hg. u. mit einem Nachwort vers. v. Günter Helmes. Paderborn: Igel 1991 [EA: Berlin: Erich Reiß 1921]; Musil, Robert: *Trièdere*. — In: R.M.: *Frühe Prosa und aus dem Nachlaß zu Lebzeiten*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1983, S. 336-340.

54. Nicht nur, daß die Träume immer wieder krud vor- und später nachfreudianisch analysiert werden, zeigen sich auch zahlreiche Zusammenhänge mit optischen Medien (des öfteren filmskriptartiger Aufbau, ein gezielter Einsatz von entsprechendem Vokabular), die Erotik als präzise genutztes Element (wie angedeutet vertritt Verf. die Ansicht, daß diese Traum-Darstellungen für z.T. radikalere Schreibversuche genützt werden, was sich auch am Text erweisen ließe), verschiedenste stilistische Ebenen; auch durch einen Vergleich der Träume zu Zeiten angestrengter Produktion — mit entsprechendem Publikumserfolg und hoher

Frequenz/output — vs. zu Zeiten eingeschränkter oder nicht erfolgreicher Produktion liefert hier Einsichten.

55. Vgl. den Einakter „Episode". — In: SCHNITZLER, ARTHUR: *Anatol. Dramen 1889-1891. Das dramatische Werk. In chronologischer Ordnung*, Bd. 1. Frankfurt/M.: Fischer 1993 (FTB 11501), S. 62.

56. ARTHUR SCHNITZLER: *Das Märchen. Schauspiel in drei Aufzügen.* — In: A. S.: *Anatol. Dramen 1889-1891. Das dramatische Werk. In chronologischer Ordnung*, Bd. 1. Frankfurt/M.: Fischer 1993 (FTB 11501), S. 189-278, v.a. S. 275ff. (Fedor Denner: „Was war, ist! — das ist der tiefe Sinn des Geschehenen.") Vgl. dazu u.a.: „[...] daß es aber eben für mich persönlich ein unstillbar nagender Schmerz sei — und daß ich mich nicht wohl fühlen könne, solang irgendwer sich erinnern dürfe, sie besessen zu haben Ja ja — vorbei — Aber in Wahrheit ist eben nichts vorbei — 'Was war, ist — das ist der tiefere Sinn des Geschehenen.' —" (19/IX/1890)

57. BAATZ, URSULA: *Der Traum der Sehnerven.* — In: *Début eines Jahrhunderts. Essays zur Wiener Moderne.* Hg. Wolfgang Pircher. Wien: Falter 1985, S. 93-108; hier: S. 99.

58. SCHNITZLER, ARTHUR: *Anatol. Dramen 1889-1891. Das dramatische Werk. In chronologischer Ordnung*, Bd. 1. Frankfurt/M.: Fischer 1993 (FTB 11501), S. 62.

59. FRIEDRICH NIETZSCHE: *Zur Genealogie der Moral.* Leipzig: Naumann 1887, S. 45.

SPRACHWISSENSCHAFT

John Ole Askedal (Oslo)

brauchen mit Infinitiv

Aspekte der Auxiliarisierung

1. Einleitung

In neueren einschlägigen Gesamtdarstellungen der deutschen Grammatik wird allgemein angenommen, daß *(nicht) brauchen* mit (Ø- oder *zu*-)Infinitiv dem System der Hilfsverben angeschlossen sei. Bei Gerhard Helbig und Joachim Buscha[1] wird *brauchen* mit Infinitiv zu den Verben gerechnet, „die den Hilfsverben nahestehen und die nur zusammen mit einem Infinitiv (mit oder ohne *zu*) vorkommen (der seinerseits als lexikalischer Prädikatsteil aufgefaßt wird) und in der Bedeutung den modalen Hilfsverben [...] ähnlich sind". Laut der Duden-Grammatik[2] tritt *brauchen* in der Gegenwartssprache „in die Reihe der Modalverben", wobei man sich auf den Gebrauch ohne *zu* „vor allem in mündlicher Rede" zu beziehen scheint. Peter Eisenberg[3] hält *brauchen* mit Infinitiv für ein Verb, das „sich möglicherweise zu [einem] Modalverb [...] entwickel[t]"; später bezeichnet er *brauchen* in einer darauf bezogenen Arbeitsaufgabe als „mögliches Modalverb".[4] Harald Weinrich[5] stuft zunächst *brauchen* ohne weitere Vorbehalte als Modalverb ein, läßt aber später einen gewissen Vorbehalt deutlich werden: „Rein formal gesehen, gehört auch das Modalverb *brauche (nicht)* wegen des von ihm normgerecht geforderten Infinitivs mit *zu* in die Gruppe der quasi-modalen Verben".[6]

Aus diesen Darstellungen, die hier aus Raumgründen stellvertretend auch für viele andere zitiert werden,[7] wird deutlich, daß man zwar eine Verwandtschaft zwischen *(nicht) brauchen* und den kanonischen Modalverben feststellen zu können meint, daß man aber andererseits auch zögert, eine volle kategorielle Identifikation von *(nicht) brauchen* mit den Modalverben vorzunehmen. Bei genauerem Hinsehen scheint auch die Kriterienbasis für die Kategorisierung bzw. für die damit verbundenen Vorbehalte eher schmal zu sein. In allen Darstellungen ist von der semantischen Verwandtschaft zwischen *(nicht) brauchen* und dem kanonischen Modalverb *müssen* die Rede; ansonsten bezieht man sich auf morphologische Fakten, vor allem die Setzung von Ø- oder *zu*-Infinitiv, die Perfektbildung mit dem sog. „Ersatzinfinitiv" oder „Partizipersatz"[8] oder den Konj. Prät. *bräuchte*.[9] Von einer breiteren Palette syntaktischer Eigenschaften ist in diesen Werken eigentlich nicht die Rede. Freilich steht die Diskussion bei Eisenberg (1989) im Kontext einer Darstellung der syntaktischen Eigenschaften von Modalverben, aber *(nicht) brauchen* mit Infinitiv wird nicht darin einbezogen.

1968 erschien in der Zeitschrift *Muttersprache* ein Aufsatz von Marvin H. Folsom, der — gemessen an der heutigen Diskussion zum Verb *brauchen* in den eingangs herangezogenen Werken — im Rückblick als methodologisch weiterführend erscheint.[10] Bei Folsom wurden vorrangig die beiden folgenden Fragestellungen zur Diskussion gestellt: 1. Ist *brauchen* [mit Infinitiv] ein Modalverb; und 2. ist *brauchen* mit Infinitiv ohne *zu* zu verwenden? Die erste Fragestellung ist deskriptiv und kategoriell, die zweite ist in der hier gegebenen Formulierung eher normativ ausgerichtet, findet aber ihre Rechtfertigung in der ersten: Die geschlossene Klasse der sechs herkömmlichen Modalverben wird mit dem Ø-Infinitiv, nicht mit dem *zu*-Infinitiv verbunden. Demnach erscheint der Gebrauch des *zu*-Infinitivs bei *brauchen* in dem Ausmaß „gerechtfertigt", in dem es gelingt, bei *brauchen* die für Modalverben kennzeichnenden Eigenschaften syntaktischer, morphologischer und semantischer Art nachzuweisen.

Bei Folsom wird anhand einer ziemlich umfangreichen Belegsammlung — insgesamt 356 Belege mit (Ø- oder *zu*-)Infinitiv aus hauptsächlich belletristischen Quellen — auf sowohl syntaktische, morphologische als auch gewisse semantische Aspekte von *brauchen* mit Infinitiv eingegangen.[11] Im Vordergrund steht der syntaktische Vergleich von *brauchen* mit einem Modalverb (*müssen*) einerseits und mit einem Nichtmodalverb (*versuchen*) mit Infinitiv andererseits.

Im folgenden soll vor allem gezeigt werden, daß das Verfahren von Folsom (1968) ein allgemeineres linguistisches Interesse beanspruchen kann: Ausgehend von der herkömmlichen Auffassung von Modalverben als Auxiliarverben läßt sich unter Bezugnahme auf eine bestimmte Parametermenge die Auxiliarisierung von *brauchen* in ihrer etwaigen Gradienz ermitteln. Da Auxiliarisierung eine Art Grammatikalisierung ist, haben die von Folsom diskutierten Daten für die Grammatikalisierungsdiskussion[12] im allgemeinen exemplarisches Interesse. In diesem Zusammenhang ist nochmals auf Scaffidi-Abbate (1973) hinzuweisen, der von der Infinitivproblematik ausgeht, aber die synchronische Perspektive bei Folsom um genaue historiographische Auskünfte zu *brauchen* mit Infinitiv in der älteren und neueren deutschen Grammatik sowie zur Bedeutungsentwicklung von *brauchen* im Deutschen und in anderen germanischen Sprachen ergänzt.[13]

Im folgenden werden wir uns in erster Linie auf die von Folsom (1968) dargebotenen Daten beziehen, auch wenn wir sie in einer z.T. anderen Reihenfolge und mit einer z.T. anderen Teminologie behandeln werden. In diesem Sinne folgt zunächst in den Abschnitten 2., 3. und 4. eine Präsentation der einschlägigen syntaktischen, morphologischen und semantischen Eigenschaften von *brauchen* mit Infinitiv. Abschließend werden in Abschnitt 5 unter Heranziehung einschlägiger Grammatikalisierungskriterien die Auxiliarisierungsproblematik bei *brauchen* zusammenfassend diskutiert und auch allgemeinere Schlußfolgerungen gezogen.

2. Syntaktische Eigenschaften

2.1. Topologische Kohärenz/Inkohärenz (Folsom: I, B. Ohne Ausklammerung, S. 321f)

Der von *brauchen* abhängige Infinitiv steht — ähnlich wie der bei Modalverben, aber anders als der bei „Vollverben" — in obligatorisch kohärenter Konstruktion,[14] d.h. er kann nicht extraponiert (ausgeklammert) werden:[15,16]

	1.Kl.f.	Mittelfeld	2.Kl.f.(VSF)	Nachfeld (Extraposition)
(1)				
(2)	weil	er dies nicht mehr	(zu) erwähnen	brauchte.
(2')	*weil	er nicht mehr	brauchte,	dies zu erwähnen.
(3)	weil	er dies nicht mehr	erwähnen mußte.	
(3')	*weil	er nicht mehr	mußte,	dies zu erwähnen.
(4)	weil	er dies nicht mehr	zu erwähnen versuchte.	
(4')	weil	er nicht mehr	versuchte,	dies zu erwähnen.

2.2. Perfekthilfsverb im Oberfeld des verbalen Schlußfeldes (Folsom: I, A. Ersatzinfinitiv (= Infinitiv statt Part.Perfekt), S. 321; C. Mit Endstellung des doppelten Infinitivs und vorausgehendem Finitum, S. 322)

Im Rahmen der satztopologischen Begriffsbildung von Bech (s. Anm. 14) besteht das verbale Schlußfeld (2. Klammerfeld) des deutschen Satzes aus einem rechtsverzweigenden sog. Oberfeld und einem linksverzweigenden sog. Unterfeld (5), wobei das Oberfeld unter besonderen Bedingungen aktiviert wird:[17] (i) das Unterfeld muß mindestens zweigliedrig sein; (ii) es muß zwei Ø-Infinitive enthalten; (iii) das den übergeordneten Infinitiv regierende Verb ist *haben* als Perfekthilfsverb (mit sog. „Ersatzinfinitiv"/„Partizipersatz") oder *werden* mit Ø-Infinitiv. Das Perfekt von *brauchen* mit Infinitiv verhält sich in diesem Punkt so wie das Perfekt der Modalverben und anders als das gewöhnlicher „Vollverben" mit Infinitiv:

	1.Kl.f.	Mittelfeld	2.Kl.f. (VSF)	
			Oberfeld	Unterfeld
(5)				
(6)	*weil	er dies nicht mehr		(zu) erwähnen gebraucht hätte.
(6')	weil	er dies nicht mehr	hätte	(zu) erwähnen brauchen.
(7)	*weil	er dies nicht mehr		erwähnen gemußt hätte.
(7')	weil	er dies nicht mehr	hätte	erwähnen müssen.
(8)	weil	er dies nicht mehr		zu erwähnen versucht hätte.
(8')	*weil	er dies nicht mehr	hätte	zu erwähnen versucht.

Interessant an *brauchen* ist vor allem, daß es die Bedingung (ii) insofern nur zum Teil erfüllt, als der untergeordnete Infinitiv auch ein *zu*-Infinitiv sein kann. Mit dieser Abweichung von der Bedingung (ii) steht *brauchen* mit Infinitiv allein da.[18]

2.3. Position/Funktion als maximal übergeordnetes Verb in einer Infinitivkonstruktion (Kette infiniter Verben) (Folsom: I, K. Im Infinitivsatz, S. 324), einschließlich der adverbialen Infinitivkonstruktionen mit *ohne/um/(an)statt ... zu* (Folsom: I, J. Mit *ohne/um/(an)statt* plus Infinitiv mit *zu*, S. 323)

Die Konstruktion ist bei Modalverben, *brauchen* und Vollverben wie *versuchen* im Prinzip gleich möglich, bei *brauchen* jedoch selten. Vgl. z.B.:

(9) Es war ein angenehmer Gedanke, sich bis Montag früh nicht rühren zu brauchen. (A. Andersch, *Die Rote.*)

(9') Es war ein angenehmer Gedanke, sich bis Montag früh nicht zu rühren zu brauchen.

(9") *Es war ein angenehmer Gedanke, nicht zu brauchen, sich bis Montag früh zu rühren.

(10) Es war ein angenehmer Gedanke, dies nicht erwähnen zu müssen.

(11) Sie hat ihm versprochen, es zu machen zu versuchen.

(11') Sie hat ihm versprochen, zu versuchen, es zu machen.

(12) Man lachte, um nicht zu weinen zu brauchen. (K. Gutzkow)

(13) Er schwieg, um dies nicht erwähnen zu müssen.

(14) Man sagte kein Wort, um den Fall zu verschweigen zu versuchen.

(14') Man sagte kein Wort, um zu versuchen, den Fall zu verschweigen.

Der Grund für die Ungeläufigkeit dieser Konstruktion bei *brauchen* dürfte sein, daß bei diesem Verb der *zu*-Infinitiv überwiegt und daß verbale Schlußfelder bzw. Unterfelder mit zwei *zu*-Infinitiven offensichtlich generell gemieden werden; man vergleiche, daß im authentischen Beleg (9) der Ø-Infinitiv bei *brauchen* steht[19] und daß die Konstruktionen (11') und (14') mit Extraposition des von *versuchen* abhängigen Infinitivs weit akzeptabler sind als (11), (14) mit kohärenter Konstruktion. Die letztere Möglichkeit (wie etwa in (9")) ist bei *brauchen* wegen 2.1 selbstverständlich ausgeschlossen.

2.4. Konstruktion mit Infinitiv Perfekt (Folsom: I, H. Mit Infinitiv Perfekt, S. 323)

Die Kombination mit Infinitiv Perfekt ist bei allen Modalverben üblich (17), bei sog. „Vollverben" mit Infinitiv — in Abhängigkeit von der Bedeutung des jeweiligen Verbs — unmöglich (wie bei Folsoms Musterverb *versuchen;* vgl. (18)) oder möglich und üblich (19):

(15) Es braucht nicht unbedingt ein Irrtum des Computers gewesen zu sein. (Fernsehen.)

(16) Ebenso brauchte nicht unbedingt sie die Eintrittskarte in Iesolo verloren zu haben. (L. Fortride, *Kennzeichen Rosa.*)

(17) Sie muß die Eintrittskarte in Iesolo verloren haben.

(18) *Sie versuchte, dies erwähnt zu haben.

(19) Sie glaubte, dies erwähnt zu haben.

Auf die Semantik derartiger Verbfügungen wird in 4.2 zurückzukommen sein.

2.5. Kotextuell bedingte Pronominalisierbarkeit des Infinitivs (mit etwaigen Ergänzungen und/oder Angaben) (Folsom: I, E. Mit den anaphorischen Pronomina *es/das*, S. 322f)

Alle drei Klassen von Verben erlauben Pronominalisierung eines damit verbundenen Infinitivs (wobei in der gesprochenen Sprache das Pronomen *das* im Vorfeld gelegentlich elliptisch ausgelassen wird (22), (25)):

(20) Wenn Sie bisher nicht daran glaubten, daß fliegende Untertassen oder auch Flugobjekte (Ufos) Weltraumschiffe anderer Planeten sind, an deren Kontrollmechanismen fremde Lebewesen sitzen, dann brauchen Sie es auch in Zukunft nicht. (*Mannheimer Morgen.*)

(21) Ich fahr' dich in dein Geschäft. Das brauchst du nicht. (S. Bertl, *Die Bar in London.*)

(22) ... aber das wirst du kaum verstehen. Brauchst du auch gar nicht! (S. Bertl, *Die Bar in London.*)

(23) Er darf uns helfen, aber er muß es nicht.

(24) Haben Sie versucht, die Bücher bei Kaiser in Münster zu bestellen? — Nein, das haben wir noch nicht versucht.

(25) Sehr interessant! Sollten Sie wirklich mal versuchen!

2.6. Kotextuell bedingte elliptische Auslassung des Infinitivs (mit etwaigen Ergänzungen und/oder Angaben) (Folsom: I, F. Ohne *es/das* und ohne Infinitiv, S. 323)

Bei allen Modalverben sowie bei *brauchen* ist der Infinitiv über die in 2.5. besprochene Pronominalisierung hinaus im Diskurskontext weglaßbar, was bei Vollverben mit Infinitiv wohl am häufigsten nicht möglich ist (d.h. jedenfalls verbspezifischen Valenzrestriktionen unterliegt):

(26) Wenn Sie nicht wollen, brauchen Sie nicht.

(27) Sie müssen nicht, wenn Sie unbedingt nicht wollen!

(28) *Jetzt versuchen/planen/beabsichtigen/befürchten/glauben ... wir.

2.7. Konstruktion mit direktionaler Adverbialergänzung (Folsom: I, G. Mit Richtungsergänzung aber ohne Infinitiv, S. 323)

Bei allen Modalverben sowie bei *brauchen* kann statt des Infinitivs eine direktionale Adverbialergänzung verwendet werden, was bei Vollverben mit Infinitiv allgemein nicht möglich ist:

(29) Du hast einen lahmen Fuß und brauchst nicht zur Bundeswehr. (W. Friedrich, *Moderne deutsche Idiomatik.*)

(30) Er braucht nicht ins Zuchthaus. (Fernsehen.)

(31) Sie brauchen zum Glück nicht hin .. (S. Dahl, *Die Sühne der Susanne B.*)

(32) Mußt du schon heute zurück/in die Stadt?

(33) *Wir versuchen schon heute zurück/in die Stadt.

2.8. Exkurs: Syntagmatische Kombinierbarkeit mit (anderen) Modalverben (Folsom: I, L. Brauchen teilt Satzelemente mit einem anderen Modalverb, S. 324)

Zusätzlich zu den in 2.1.-2.7. besprochenen Konstruktionsgemeinsamkeiten von Modalverben und *brauchen* wäre noch darauf hinzuweisen, daß *brauchen* ab und zu eine enge Konstruktionsgemeinschaft mit einem Modalverb im Text eingeht. Es handelt sich um Fälle der folgenden Art:

— mit gemeinsamem abhängigem Infinitiv:

(34) Das Patiens braucht nicht durch das Objekt, sondern kann auch durch das Subjekt ausgedrückt werden. (G. Helbig, in *Deutsch als Fremdsprache.*)

(35) Um die durch die formalen Mittel signalisierten strukturellen Bedeutungen zu erkennen, braucht man nicht die lexikalische Bedeutung der Wörter, sondern muß die Formklasse kennen, zu der das Wort gehört. (G. Helbig, a.a.O.)

(36) ... dann braucht es sich aber nicht immer nur auf ein Substantiv, dann muß es sich auf jedes Wort (auch auf das Verb) beziehen können. (G. Helbig, a.a.O.)

(37) Über die Abgrenzung der Silbe soll und braucht hier nichts gesagt zu werden. (D. Krallmann, *Statistische Methoden der stilistischen Textanalyse.*)

An den von Folsom gesammelten — freilich wenig zahlreichen — Belegen fällt auf, daß die Statusrektion sich nach dem jeweils vorangehenden Verb richtet, was in der Mehrheit der Belege die Setzung des Ø-Infinitivs zur Folge hat.

— mit Pronominalisierung eines gemeinsamen Infinitivs:

(38) Ich mußte Komödie spielen, um dich zu bekommen, aber nun, da ich dich habe, brauche ich (Komödie spielen →) es nicht mehr. (B. Kellermann, *Der neunte November.*)

— mit elliptischer Auslassung eines gemeinsamen Infinitivs:

(39) Diese modernen Gewebe darf man nicht kochen und braucht man auch nicht (kochen → Ø). (Werbefernsehen.)

Ähnliches scheint bei Zusammenstellungen von infinitivregierendem *brauchen* bzw. Modalverb einerseits und einem Vollverb mit Infinitiv andererseits äußerst selten — wenn überhaupt — vorzukommen.

3. Morphologische Eigenschaften

3.1. Statusrektion: *zu*- oder Ø-Infinitiv (Folsom: I, D. Mit oder ohne *zu*, S. 322)

Ein Kernpunkt der herkömmlichen Diskussion zum Thema *brauchen* ist die Setzung bzw. Nichtsetzung von *zu* beim Infinitiv. Diese Frage ist — wie schon aus den Ausführungen Folsoms hevorgeht — in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Gunnar Bech hat überzeugend nachgewiesen, daß die infiniten

Verbalformen des heutigen Deutsch in ein zweidimensionales System aus regierten Supina einerseits und nichtregierten, „adjektivischen" Partizipien andererseits einzuordnen sind:[20]

(40)

	Supinum	Partizipium
Status I	(er will das Buch) lesen	(der)lesend(e Student)
Status II	(er versucht das Buch) zu lesen	(das) zu lesend(e Buch)
Status III	(er hat das Buch) gelesen	(das) gelesen(e Buch)

Die verbregierten Supina sind Teil einer Systematik von Rektions- und Distributionsklassen, deren Hauptzüge sich folgendermaßen darstellen lassen:[21]

(41) **1.1.** Verben mit Ø-Infinitiv in obligatorisch kohärenter Konstruktion: 1. *werden* (im Futur und mit epistemisch-modaler Bedeutung); 2. die Modalverben *dürfen, können, mögen. müssen, sollen, wollen;* 3. Verben mit Akkusativ und Infinitiv: *lassen, sehen, hören, fühlen, spüren, haben, finden, machen, nennen; sein* (in elliptischen Konstruktionen wie etwa: *Vater ist heute fischen*). Z.B.: *... weil sie sofort nach Hause kommen sollte/*weil sie sollte, sofort nach Hause (zu) kommen.*

1.2. Ein Verb (*brauchen*) mit Ø- oder *zu*-Infinitiv (1. oder 2. Status) in obligatorisch kohärenter Konstruktion. Z.B.: *.... weil er das dicke Buch nicht mehr (zu) lesen brauchte/*weil er nicht mehr brauchte, das dicke Buch zu lesen.*

1.3. Verben mit *zu*-Infinitiv (2. Status) in obligatorisch kohärenter Konstruktion: 1. *haben* (mit modaler Bedeutung); 2. *sein, bleiben, gehen* (in modal-passivischen Fügungen); 3. *bekommen, geben, es gibt* (am häufigsten als sog. „Ergänzungsinfinitiv" in quasiattributiver Stellung bei einem (Indefinit-)Pronomen: *es gab nichts zu essen*); 4. *scheinen, drohen, versprechen, wissen* (mit modaler Bedeutung); 5. *pflegen* (als iteratives Aktionalitätsverb). Z.B.: *.... weil er das Problem nicht zu verstehen schien/*weil er nicht schien, das Problem zu verstehen.*

1.4. Verben mit Ø-Infinitiv (1. Status) (oder *zu*-Infinitiv; 2. Status) in kohärenter und *zu*-Infinitiv in inkohärenter Konstruktion: 1. *helfen, lehren, lernen, heißen;* 2. *gehen, kommen, senden, schicken.* Z.B.: *... als er Chinesich sprechen lernte/... als er lernte, Chinesisch zu sprechen.*

1.5. Verben mit *zu*-Infinitiv (2. Status) in teils fakultativ, teils obligatorisch inkohärenter Konstruktion (etwa 350-500 Verben), wie *versuchen, versprechen, sich leisten, sich angewöhnen, vermögen, bitten, überreden,* usw. Z.B.: *.... weil er das Buch nicht zu lesen versucht hatte/... weil er nicht versucht hatte, das Buch zu lesen.*

2. Verben mit Perfektpartizip (3. Status): 1. *haben, sein* als Perfekthilfsverben; 2. *werden, sein, bleiben, gehören, bekommen* als Passivhilfsverben; 3. *kommen* mit dem Perfektpartizip von Bewegungsverben. Z.B.: *.... weil er das Museum schon am Tage vorher besucht hatte/*weil er schon am Tage vorher hatte, das Museum besucht.*

Daraus geht zweierlei hervor: 1. *brauchen* ist das einzige Verb mit einem obligatorisch kohärenten Infinitiv, dessen Statusrektion nicht auf entweder Ø- oder *zu*-Infinitiv festgelegt ist; 2. in der Konstruktion mit Ø-Infinitiv schließt

sich *brauchen* der vor allem die Modalverben mit umfassenden Klasse 1.1., in der Konstruktion mit *zu*-Infinitiv aber der Klasse 1.3. an, der vor allem viele sog. „Modalitätsverben" angehören. Insofern scheinen sowohl die Setzung als auch die Nichtsetzung von *zu* durch die Rektionssystematik in (41) motivierbar zu sein.[22] Auf die Frage, ob der Ø- oder der *zu*-Infinitiv „systemgerechter" sei, wird in 5.1. zurückzukommen sein.

3.2. Ersatzinfinitiv/Partizipersatz im Perfekt mit Infinitiv (Folsom: I, A. Ersatzinfinitiv (= Infinitiv statt Part.Perfekt), S. 321)

Wie schon in Zusammenhang mit der Schlußfeldserialisierung in 2.2. erwähnt wurde, erscheint *brauchen* im Perfekt als sog. „Ersatzinfinitiv" (oder „Partizipersatz").[23] Dies ist ein eindeutiger Fall von morphologischer Angleichung an die Modalverben in der Klasse 1.1. in (41). In diesem Zusammenhang ist noch zu erwähnen, daß die sog. „Modalitätsverben" *pflegen, scheinen, drohen, versprechen* in der Klasse 1.3. in (41) kein Perfekt bilden.[24]

3.3. Konjunktiv Präteriti mit Umlaut

Die vor allem im süddeutschen Raum verbreitete umgelautete Konjunktivform *bräuchte* (usw.), die sich auch in der geschriebenen Sprache findet, ist nicht lautgesetzlich entstanden, sondern wird den umgelauteten Konjunktivformen *dürfte, könnte, möchte, müßte* von Modalverben der Klasse 1.1. in (41) analogisch nachgebildet sein.[25]

3.4. Personalendung -Ø in der 3.P.Sg. (Folsom: Anm. 84, S. 328)

In der gesprochenen — nicht aber in der geschriebenen — Sprache findet sich die Form 3. P.Sg.Ind. *brauch*.[26] Bei zusätzlicher Berücksichtigung der geläufigen Tilgung der Endung in der 1. P.Sg. ergibt sich paradigmatische Endungsidentität von *brauchen* mit den Modalverben der Klasse 1.1. in (41), vgl.:

(42)
ich brauch' nicht	—	ich soll
du brauchst nicht	—	du sollst
er brauch' nicht	—	er soll
wir brauchen nicht	—	wir sollen
ihr braucht nicht	—	ihr sollt
sie brauchen nicht	—	sie sollen

4. Semantische Eigenschaften

4.1. Quasi-Komplementarität zu *müssen:* Obligatheit einer negierenden oder einschränkenden Wendung (Folsom: I, M, S. 324-326; I, N: *Brauchen* als negatives oder einschränkendes Gegenstück zu *müssen*, S. 326; II. Statistisches, S. 326f)

Auf lexikalischer Ebene ist semantische Verwandtschaft mit *müssen* festzustellen.[27] Textlich äußert sich dies u.a. darin, daß *müssen* und kontrastierendes

negiertes *brauchen* in derselben Periode jeweils Nezessität und Nichtnezessität zum Ausdruck bringen; vgl. z.B.:[28]

(43) Ich mußte Komödie spielen, um dich zu bekommen, aber nun, da ich dich habe, brauche ich es nicht mehr. (B. Kellermann, *Der neunte November.*)

(44) Sie brauchen doch nicht fortzugehen. Doch, ich muß. (H. Eggeling, *A Dictionary of Modern German Prose Usage.*)

(45) Diese Glieder brauchen nur ausnahmsweise mit der Zahl des Leitgliedes übereinzustimmen, und wenn sie es müssen, besteht zugleich eine besonders enge Beziehung zu einem Glied der Gruppe a. (H. Glinz, *Die innere Form des Deutschen.*)

Müssen mit Infinitiv kommt sowohl negiert als auch nichtnegiert vor, während das Vorkommen von *brauchen* einen negierenden (oder wenigstens irgendwie restringierenden) Ausdruck (bzw. eine entsprechende Konstruktionsbedeutung) voraussetzt:

(46) Sie müssen gehen.

(46') Sie müssen nicht gehen.

(47) *Sie brauchen zu gehen.

(47') Sie brauchen nicht zu gehen.

Im Material von Folsom sind folgende Möglichkeiten der expliziten oder impliziten Negations- bzw. Restriktionsanzeigung belegt:

— explizites Negationswort im selben einfachen Satz (*nicht, nichts, kein, keinerlei, keineswegs, keinesfalls, niemand, weder ... noch*)

— explizite einschränkende Wendung im selben einfachen Satz (*nur, bloß, kaum, lediglich, wenig, erst*)

— explizite Negation im übergeordneten Satz

(48) Es ist viel für die Majorin, was an diesem Abend geschieht, aber nicht so viel, daß sie ihren Nacken zu beugen brauchte. (Ernst Wiechert, *Die Majorin.*)

(49) Es ist nichts, was Sie zu beunruhigen braucht. (H. Martin, *Bilanz mit Blutflecken.*)

— implizite Negation im *ohne daß*-Satz

(50) ... ohne daß es den Ausführenden überhaupt zu Bewußtsein zu kommen braucht. (L. Weisgerber, *Die Verantwortung für die Schrift.*)

— implizite Negation im negativen Konsekutivsatz

(51) ... vielleicht weil ihre Keuschheit für ihn zu selbstverständlich war, als daß er sie hätte erwähnen brauchen. (J. Bodamer, *Der Mann von heute.*)

— implizite Negation in rhetorischen Fragen

(52) Braucht man noch sprechen? ('man braucht nicht noch zu sprechen') (E. Dwinger, *Zwischen Weiß und Rot.*)

(53) Beweise haben wir so gut wie keine, was braucht er also zu fürchten? ('er braucht nichts zu fürchten') (S. Bertl, *Die Bar in London.*)

— implizite Negation im rhetorischen Ausrufesatz

(54) Brauchen die uns zu sagen! ('die brauchen uns das nicht zu sagen!') (R. Rohme, *Die Marionetten des Herrn.*)

4.2. Modalitätsarten: objektive (deontische) und subjektive (epistemische) Modalität (Folsom: IV. Einschränkungen, S. 328 f)

Bei den Modalverben in der Klasse 1.1. in (41) liegt eine syntaktisch-semantische Unterscheidung zwischen — relativ unmarkierter — sog. objektiver (deontischer) und — relativ markierter — sog. subjektiver (epistemischer) Modalität vor. Es wurde schon gezeigt, daß *brauchen* mit Infinitiv solche morphosyntaktische Eigenschaften hat, wie sie gerade objektiven Modalverben im Unterschied zu subjektiven zukommen. Es sind dies Perfektbildung (2.2.), Funktion als übergeordnetes Verb in Infinitivkonstruktionen (2.3.), Pronominalisierbarkeit (2.5.) und elliptische Auslassung des Infinitivs (2.6.), und direktionale Adverbialergänzung (2.7.). Die Frage, ob *brauchen* auch noch die subjektive Verwendung kennt, wird von Folsom verneinend beantwortet,[29] jedoch findet sich vereinzelt die für die subjektive Modalität kennzeichnende Konstruktion mit dem Infinitiv Perfekt mit Vergangenheitsbezug (2.4.). Beispielsweise kann der von Folsom selber angeführte Beleg (15) kaum anders denn als Ausdrucksmittel subjektiver Modalität aufgefaßt werden. Insgesamt dürfte aber die subjektive Verwendung von *brauchen* mit Infinitiv praktisch nur sehr selten vorkommen.

Zur Erklärung dieses Tatbestandes wird man zunächst darauf hinweisen dürfen, daß bei der Bedeutungsentwicklung von Modalverben die Herausbildung einer subjektiv-epistemischen Verwendung allgemein später erfolgt als die der objektiv-deontischen Modalität.[30] Wenn nun *brauchen* ein diachronisch neueres Modalverb ist als die sechs herkömmlichen, dann ist in der Tat eine geringere Vorkommenshäufigkeit der subjektiven Verwendung eigentlich nur zu erwarten.

Ein weiterer Grund kann aber in den synchronen Verwendungsbedingungen von *brauchen* im Verhältnis zu *müssen* liegen. Wie in 4.1. gezeigt, setzt die Verwendung von *brauchen* als Pendant von *müssen* eine Negation (o.ä.) voraus, wobei *brauchen* regelmäßig im Skopus der Negation steht. Wenn die Negation umgekehrt im Skopus von *brauchen* stünde, wäre *brauchen* nichtnegiert, was den allgemeinen Verwendungsbedingungen von *brauchen* mit Infinitiv eigentlich widersprechen würde. Nun sind aber epistemische Prädikate übergeordnete Operatoren, die im Deutschen selber nicht im Skopus anderer Verbprädikate stehen.[31] Dem semantisch übergeordneten Status epistemischer Modalverben entspricht weiter, daß sie praktisch nur selten im Skopus der Negation stehen (was pragmatisch begründet sein dürfte) und eine negierte Vermutung o.dgl. zum Ausdruck bringen. Üblicher dürfte der Fall

sein, daß eine negierte Proposition im Skopus eines epistemischen Modalverbs steht, wie z.B. in den beiden folgenden Beispielen mit *müssen:*

(55) Es muß kein sehr fröhliches Winken gewesen sein, denn ... (H. Martin, *Einer fehlt im Kurkonzert.*)

(56) Aber irgend etwas muß nicht gestimmt haben, sonst ... (M. Ulrich, *Ausgespielt, Mr. Croftie!*)

Die nach Folsom zitierten Belege (15)-(16) wird man in diesem Sinne als durchaus mögliche, aber aus den genannten Gründen weniger gewöhnliche Ausdrücke für negierte, d.h. pragmatisch nicht gültige epistemische Inferenz aufzufassen haben.

5. Zusammenfassung und Schlußfolgerungen

5.1. Syntaktische, morphologische und semantische Eigenschaften von *brauchen* im Vergleich zu Modalverben und Vollverben

Die Ausführungen in den vorangehenden Abschnitten 2, 3 und 4 lassen sich wie folgt zusammenfassen:

(57)	MV	brauchen	lex. Vollv.[32]
Syntax:			
1. Oblig.Koh.	+	+	–
2. Oberf.pos. des Perf.aux.	+	+	–
3. Inf.konstr.	+	(+)	(+)
4. Inf. Perf.	+	+	–/+
5. Inf. → es/das	+	+	+
6. Inf. → Ø	+	+	–/+
7. dir. Adv.	+	+	–
Rektion und Morphologie:			
1. Ø-Infinitiv	+	+/–	–
2. Ersatzinfinitiv	+	+	–
3. Konj.Prät. m. Uml.	+/–	–/+	–
4. Pers.end. Ø, 3.P.Sg.	+	– (+)	–
Semantik:			
1. Subj. Modalität	+	+	–/+

Aus (57) geht hervor, daß *brauchen* mit (Ø- oder *zu*-)Infinitiv sich in syntaktischer Hinsicht den Modalverben weitestgehend angeschlossen hat und sich von Vollverben mit *zu*-Infinitiv weitgehend unterscheidet. Die einzige Ausnahme ist die Funktion als maximal übergeordnetes Verb in Infinitivkonstruktionen, was im Zusammenhang mit der noch bestehenden Dominanz des *zu*-Infinitivs bei *brauchen* (in der Schriftsprache) auf die allgemeine Tendenz zur Vermeidung zweier *zu*-Infinitive in einer hypotaktischen Verb-

kette zurückzuführen ist.[33] Im Hinblick auf morphologische und Rektionserscheinungen befindet sich *brauchen* mit Infinitiv in einer Art Mittelstellung zwischen den Modalverben einerseits und Vollverben mit *zu*-Infinitiv andererseits. Volle Angleichung an die Modalverben ist nur beim sog. „Ersatzinfinitiv" erfolgt, während Anpassung an die Modalverben im Hinblick auf Statusrektion, Stammform des Verbs im Konj.Prät. und Personalendungen im Ind.Präs. nur in mehr oder weniger weitgehenden, auch diastratisch bzw. dialektal differenzierten Ansätzen vorliegt. Die semantische Nähe bzw. lexikalische Quasi-Komplemetarität zu *müssen* ist an sich als eine Angleichungserscheinung zu werten, wobei der allem Anschein nach geringen Frequenz einer subjektiven Verwendung von *brauchen* mit Infinitiv wegen allgemeiner Entwicklungstendenzen und der lexemspezifischen Verwendungsbedingungen von *brauchen* weniger Bedeutung beizumessen ist.

Die Frage, ob *brauchen* mit Infinitiv ein Modalverb sei, kann somit nicht einfach mit Ja oder Nein beantwortet werden. Es muß differenzierter geantwortet werden: Syntaktisch — und in wesentlicher Hinsicht auch semantisch — ist *brauchen* mit Infinitiv durchaus ein Modalverb, morphologisch und in bezug auf Statusrektion ist es noch immer in bedeutend geringerem Ausmaß so einzustufen. Sprachgeschichtlich und linguistisch interessant und bedeutsam ist dabei vor allem, daß die Morphologie im Verhältnis zur Syntax nachhinkt — genauer: daß die Reanalyse von *brauchen* als Modalverb zuerst die syntaktische Eingliederung in die geschlossene Gruppe der Modalverben zur Folge hat, während die morphologische Eingliederung vergleichsweise nur in Ansätzen erfolgt ist.[34] Darin kann man (noch) einen Beweis für die partielle Autonomie der Morphologie im Verhältnis zur Syntax sehen.

Beachtenswert ist auch der Umstand, daß die einzige voll durchgeführte morphologische Anpassung — der sog. „Ersatzinfinitiv" im Perfekt — genau diejenige ist, die am deutlichsten mit einer syntaktischen Regel — Versetzung des Perfektauxiliars ins Oberfeld des verbalen Schlußfeldes — verbunden ist.

Abschließend ist nochmals auf die hohe Vorkommenshäufigkeit des *zu*-Infinitivs zurückzukommen. Im Material von Folsom wiesen nur zwei Belege (0,56% der Gesamtmenge) den Ø-Infinitiv auf.[35] Gelhaus konnte in einem Material von 605 Belegen 22 (3,6%) ohne *zu* verzeichnen, wobei ein gewisser Unterschied zwischen gehobener Literatur einerseits (2,4% Ø-Infinitive)) und Trivialliteratur andererseits (7,5% Ø-Infinitive; dabei entfallen freilich 6 der 11 Belege auf einen einzigen Autor) zu beobachten war.[36] Die hohe Frequenz des *zu*-Infinitivs ist erstaunlich, wenn man bedenkt, daß *brauchen* den Modalverben der Klasse 1.1. in (41) syntaktisch näher verwandt ist als den Modalitätsverben der Klasse 1.3. in (41); man vergleiche, daß die in 2.2., 2.3., 2.5.-2.7. genannten syntaktischen Eigenschaften bei deontischen Modalverben geläufig sind, bei den Modalitätsverben der Klasse 1.3. in (41) (*scheinen, pflegen,* epistemisches *drohen* und *versprechen*) aber insgesamt nicht vorkommen.[37] Mit den in Abschnitt 3 genannten morphologischen Eigenschaften

verhält es sich entsprechend. Besonders auffällig ist das Erscheinen des *zu*-Infinitivs in Konstruktionen mit sog. „Ersatzinfinitiv" (vgl. 2.2.), was nur bei *brauchen* vorkommt.[38] Angesichts dieses syntaktischen Tatbestandes kann man sich des Verdachts kaum erwehren, daß hier in der Tat durch bewußte Sprachnormung einem natürlichen morphosyntaktischen Angleichungsprozeß bisher erfolgreich entgegengewirkt wurde.[39]

5.2. Zur Grammatikalisierung von *brauchen* mit Infinitiv

Aus der Übersicht in (41) geht hervor, daß alle herkömmlich angenommenen Auxiliarverben des Deutschen den Klassen 1.1. und 2. mit nichtextraponierbarem Infinitum angehören. Insofern als *brauchen* (als eigene Klasse 1.2.) sich den Modalverben in der Klasse 1.1. syntaktisch angeschlossen hat, ist es auch syntaktisch auxiliarisiert worden. Da Auxiliarisierung eine besondere Art der Grammatikalisierung im Bereich der Verben ist, soll hier abschließend auf die Frage eingegangen werden, inwiefern das Verhalten von *brauchen* mit Infinitiv gängigen Vorstellungen von Grammatikalisierungsprozessen entspricht.

Es scheinen folgende allgemeine Grammatikalisierungszüge bei *brauchen* mit Infinitiv vorhanden zu sein:

1. *Erhöhung der Textfrequenz*:[40] Zum Vergleich des Auxiliargebrauchs von *(nicht) brauchen* mit anderen, nichtauxiliaren Verwendungsweisen liegen m.W. keine einschlägigen Untersuchungen vor. Im Material von Folsom finden sich dafür 356 Belege für *nicht brauchen* gegenüber 70 Belegen für *nicht müssen*.[41] Die entsprechenden Zahlen bei Brünner sind 27 Belege für *nicht brauchen* gegenüber 20 für *nicht müssen*.[42] Diese Zahlen unterstützen die Annahme der Grammatikalisierung bzw. Auxiliarisierung von *nicht brauchen* mit Infinitiv.
2. *Semantischer Funktionswechsel (Resemantisierung oder Desemantisierung)*:[43] Einschlägig ist hier die Funktion von *brauchen* als negiertes Pendant des modalen Nezessitätsverbs *müssen*.
3. *Übergang zu einer geschlossenen Kategoriengruppe*:[44] Die nur einelementige Gruppe 1.2. in (41), die *brauchen* allein ausmacht, ist möglichst klein und geschlossen. Auch die Gruppe 1.1. und insbesondere die darin enthaltene Subgruppe der Modalverben, an die *brauchen* sich anschließt, sind verglichen mit dem Normaltyp 1.5. kleine, d.h. im hier gemeinten Sinne „geschlossene" Gruppen.
4. *Einschränkung der Distributionsmöglichkeiten im Verhältnis zu anderen Elementen*:[45] Hier ist auf die obligatorische Kohärenz als durchgehendes Auxiliarisierungsmerkmal im Deutschen hinzuweisen.
5. *Morphosyntaktischer Funktionswechsel bzw. syntaktische Reanalyse*:[46] Die morphosyntaktischen Eigenschaften von *brauchen* mit Infinitiv in Ab-

schnitt 2 sind offensichtlich andere als die von *brauchen* mit Akkusativ- oder Genitivobjekt.

Nicht einschlägig ist folgendes Grammatikalisierungskriterium:

6. *Übergang von syntagmatischer Fakultativität zur syntagmatischen Obligativität.*[47] Diese Grammatikalisierungserscheinung liegt bei *brauchen* offensichtlich — auch trivialerweise — nicht vor: Im Deutschen sind eben alle Modal- und Modalitätsverben freie, fakultative Prädikatzusätze.

Da alle deutschen Auxiliarverben sowohl ihren Wortstatus als auch — anders als etwa im Englischen — die verbale Flexion voll beibehalten haben, treffen auch die beiden folgenden Grammatikalisierungskriterien nicht zu:

7. *Verlust grammatischer Morpheme.*[48]
8. *Verlust syntagmatischer Selbständigkeit durch obligatorische Kontiguität mit einem anderen Element.*[49]

Vom deutschen Verbalsystem her gesehen widersprechen die Kriterien 6.-8. dem grammatikalisierten Auxiliarverbstatus von *brauchen* mit Infinitiv nicht. Dafür bestätigen ihn die Kriterien 1.-5. positiv.

Anmerkungen

1. Helbig, G. & J. Buscha: *Deutsche Grammatik.* Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. 8., neubearbeitete Auflage. Leipzig 1984, S. 50.
2. Drosdowski, G. & al. (Hrsg.): *Duden.* Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 5. völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim etc.1995, S. 606.
3. Eisenberg, P.: *Grundriß der deutschen Grammatik.* 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart 1989, S. 99.
4. Eisenberg (wie Anm. 3), S. 441.
5. Weinrich, H.: *Textgrammatik der deutschen Sprache.* Unter Mitarbeit von Maria Thurmair, Eva Breindl, Eva-Maria Willkop. Mannheim etc. 1993, S. 296.
6. Weinrich (wie Anm. 5), S. 316.
7. Einschlägige Hinweise auf frühere Arbeiten finden sich bei Folsom, M.H.: *„brauchen" im System der Modalverben.* In: *Muttersprache* 78/1968, S. 321-329; hier S. 321, Anm. 1; Gelhaus, H.: *Strukturanalyse und Statistik.* Über den Widerstreit zweier Kriterien. In: *Wirkendes Wort* 19/1969, S. 310-324; hier S. 312-314; Scaffidi-Abbate, A.: *„Brauchen" mit folgendem Infinitiv.* In: *Muttersprache* 83/1973, S. 1-45.
8. Helbig & Buscha (wie Anm. 1), S. 109; Duden-Grammatik (wie Anm. 2), S. 331.
9. Weinrich (wie Anm. 5), S. 296; Duden-Grammatik (wie Anm. 2), S. 229, Anm. 1.
10. Folsom (wie Anm. 7); — auf Folsom Bezug nehmend — Jäger, S.: *Ist „brauchen" mit „zu" nicht sprachgerecht?* Ein Beitrag zur funktionalen Sprachbetrachtung, angeregt durch den vorstehenden Aufsatz von Marvin H. Folsom. In: *Muttersprache* 78/1968, 330-333.
11. Diese drei Aspekte werden gesondert genannt und veranschaulicht — aber keineswegs detailliert ausgeführt — bei Kolb, H.: *Über 'brauchen' als Modalverb* (Beiträge zu einer Wortgeschichte). In: *Zeitschrift für deutsche Sprache* 20/1964, S. 64-78; hier S. 74.
12. Vgl. Heine, B., U. Claudi & F. Hünnemeyer: *Grammaticalization.* A Conceptual Framework. Chicago — London 1991; Hopper, P. J. & E. Closs Traugott: *Grammaticalization.* Cambridge, England 1993; Hagège, C.: *The Language Builder.* An essay on the human signature in linguistic morphogenesis. Amsterdam — Philadelphia 1993; speziell zu *brauchen*

Lehmann, C.: *Grammaticalization and Related Changes in Contemporary German.* In: E. Closs Traugott & B. Heine (Hrsg.): *Approaches to Grammaticalization.* Volume II: Focus on Types of Grammatical Markers . Amsterdam — Philadelphia 1991, S. 493-535.

13. Vgl. dazu auch Kolb (wie Anm. 11).
14. Zur topologischen Kohärenz bzw. Inkohärenz vgl. Bech, G.: *Studien über das deutsche verbum infinitum.* Bd. 1. Kopenhagen 1955, S. 60-63.
15. Askedal, J.O.: *Über den Infinitiv ohne bzw. mit „zu" im heutigen Deutsch.* Klassenbildung regierender Lexeme und Hauptzüge der Distribution (1), (2). In: *Deutsch als Fremdsprache* 26/1989, S. 2-7, 103-106; hier S. 4.
16. Erklärung der Abkürzungen: Kl.f. = Klammerfeld; VSF = verbales Schlußfeld.
17. Die hier genannten Bedingungen sind die in der heutigen Standardsprache üblichen. In älteren Texten wie auch in modernen Mundarten finden sich Konstruktionen, die dagegen verstoßen.
18. Vgl. dazu Kolb (wie Anm. 11), S. 77; Scaffidi-Abbate (wie Anm. 7), S. 31f.
19. G. Wustmann forderte in den *Sprachdummheiten* ausdrücklich die Partikel *zu* in solchen Konstruktionen; vgl das Zitat bei Scaffidi-Abbate (wie Anm. 7), S. 2.
20. Bech (wie Anm. 14), S. 12-16.
21. Vgl. dazu z.B. die auf Bech (wie Anm. 14) basierende Darstellung bei Askedal (wie Anm. 15).
22. Folsom (wie Anm. 7), S. 328, bezieht sich grundsätzlich auf die syntaktischen und semantischen Eigenschaften von *brauchen* selber, wenn er in Anlehung an P. Grebe den *zu*-Infinitiv für eine „durch die normative Grammatik konservierte, 'erstarrte' Form" hält, die noch dazu „nicht sprachgerecht" sei (zur Quelle dieser Charakterisierungen vgl. des näheren Scaffidi-Abbate (wie Anm. 7), S. 30). Jäger (wie Anm. 10), S. 330, bemerkt mit Recht dazu, daß „sprachgerecht" hier soviel wier „systemgerecht" bedeutet. Ansonsten weist Jäger in diesem Zusammenhang auf die Eigenständigkeit der geschriebenen gegenüber der gesprochenen Sprache hin (S. 333f).
23. Vgl. dazu Scaffidi-Abbate (wie Anm. 7), S. 31f.
24. Vgl. Hauser-Suida, U. & G. Hoppe-Beugel: *Die Vergangenheitstempora in der geschriebenen Sprache der Gegenwart.* Untersuchungen an ausgewählten Texten. Düsseldorf — München 1972, S. 71-75.
25. Vgl. dazu Scaffidi-Abbate (wie Anm. 7), S. 31f; Berger, D., G. Drosdowski & al.: *Duden. Richtiges und gutes Deutsch.* Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. 3., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim etc. 1985, S. 145.
26. Vgl. Scaffidi-Abbate (wie Anm. 7), S. 31f; *Duden. Richtiges und gutes Deutsch* (wie Anm. 25), S. 145; Wurzel, W. U.: *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit.* Ein Beitrag zur morphologischen Theoriebildung. Berlin (DDR) 1984, S. 149; Wurzel, W. U.: *Inflectional Morphology and Naturalness.* Dordrecht etc. 1989, S. 145.
27. Scaffidi-Abbate (wie Anm. 7), S. 24, bezieht dabei auch *sollen* ein. Dies erscheint in dem Ausmaß semantisch-pragmatisch berechtigt, wie die extrasubjektive Willensbedeutung von *sollen* pragmatisch als von außen verursachter Handlungszwang aufzufassen sein kann.
28. Zur genaueren semantisch-pragmatischen Anlyse von *nicht brauchen* vs. *nicht müssen* vgl. insbesondere Brünner, G.: *Modales „nicht-brauchen" und „nicht-müssen".* In: *Linguistische Berichte* 62/1979, S. 81-93.
29. Folsom (wie Anm. 7), S. 328.
30. Vgl. Sweetser, E.E.: *From etymology to pragmatics.* Metaphorical and cultural aspects of semantic structure. Cambridge, England 1990, S. 49f.
31. Vgl. hierzu die Prädikatsbildungsformel bei Askedal, J. O.: *„Ersatzinfinitiv/Partizipersatz" und Verwandtes.* Zum Aufbau des verbalen Schlußfeldes in der modernen deutschen Standardsprache. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 19/1991, S. 1-23; hier S. 9.
32. Die Grundlage der Zusammenfassung sind wie bisher gewöhnliche Vollverben mit Infinitiv wie *versuchen,* d.h. Verben der lexikalisch dominanten Klasse 1.5. in der Klassifikation in

(41). Wie aus (41) ersichtlich ist, finden sich in Klasse 1.1. auch mutmaßliche, wenn auch ziemlich spezielle „Vollverben" wie *sehen, hören, lassen* mit obligatorisch kohärenter Konstruktion, „Ersatzinfinitiv" und Oberfeldposition des Perfektauxiliars, und in Klasse 1.4 .eine sehr geringe Zahl von Vollverben (*heißen, helfen, lehren, lernen*), die bei Kohärenz den Ø-Infinitiv und z.T. noch „Ersatzinfinitiv" mit Oberfeldposition des Perfektauxiliars aufweisen. Es handelt sich hier um besondere Gruppen von Verben, auf die man sich bei der Darstellung allgemeinerer Zusammenhänge kaum zu beziehen braucht.

33. Vgl. Askedal (wie Anm. 31), S. 7.
34. Vgl. hierzu auch Scaffidi-Abbate (wie Anm. 7), S. 34.
35. Folsom (wie Anm. 7), S. 327.
36. Vgl. Gelhaus (wie Anm. 7), S. 317-319, wo auch noch die Möglichkeit regionaler Unterschiede und der stilistischen Differenzierung im Text diskutiert werden.
37. Vgl. zusammenfassend Askedal, J. O.: *Innføring i tysk grammatikk*. Oslo etc. 1976, S. 338-345.
38. Kolb (wie Anm. 11), S. 77, spricht hier mit Recht von einer „sprachlichen Inkonsequenz".
39. Vgl. schon Kolb (wie Anm. 11), S. 77.
40. Vgl. Hagège (wie Anm. 12), S. 196, 198; Hopper & Traugott (wie Anm. 12), S. 103.
41. Folsom (wie Anm. 7), S. 327.
42. Brünner (wie Anm. 28), S. 82.
43. Vgl. Hagège (wie Anm. 12), S. 196, 223-229; Heine & al. (wie Anm. 12), S. 15; Hopper & Traugott (wie Anm. 12), S. 103-120.
44. Vgl. Heine & al. (wie Anm. 12), S. 15.
45. Vgl. Hagège (wie Anm. 12), S. 196; Heine & al. (wie Anm. 12), S. 15; Hopper & Traugott (wie Anm. 12), S. 103-120.
46. Vgl. Hagège (wie Anm. 12), S. 193f, 196, 205; Heine & al. (wie Anm. 12), S. 15, 213, 215-220; Hopper & Traugott (wie Anm. 12), S. 40-50, 103-120.
47. Vgl. Hagège (wie Anm. 12), S. 196; Heine & al. (wie Anm. 12), S. 15.
48. Vgl. Hagège (wie Anm. 12), S. 195; Heine & al. (wie Anm. 12), S. 213; Hopper & Traugott (wie Anm. 12), S. 103-120.
49. Vgl. Hagège (wie Anm. 12), S. 195 f.; Heine & al. (wie Anm. 12), S. 16; Hopper & Traugott (wie Anm. 12), S. 103-120, 130-150.

Bettina Rieber (Köln)

Ellipsen kontrastiv: Deutsch-Russisch

> Sprache wird weder isoliert gelernt noch isoliert gebraucht — warum sollte sie dann isoliert beschrieben werden?
> (Derwing/Baker in Ortner 1987: 197)

0. Einleitung

Über Jahrhunderte hinweg sind zahlreiche sprachliche Strukturen aufgrund ihrer Abweichung von bestimmten grammatisch-syntaktischen Normen mit dem Terminus „Ellipse" belegt worden, obwohl sie unverzichtbarer Bestandteil jeder sprachlichen Kommunikation sind. Damit wurden Äußerungen, die jeder Sprachteilnehmer selbstverständlich verwendet und intuitiv als systemkonform einstuft, als mangelhaft abqualifiziert. Dies macht die Grundspannung deutlich, die jede sprachwissenschaftliche Auseinandersetzung mit elliptischen Strukturen prägt: die Spannung zwischen einer isolierten Sprachbetrachtung und daraus abgeleiteten syntaktischen Normen einerseits und einer funktionellen Betrachtungsweise, für die die Untersuchung von Sprache ohne Berücksichtigung des Umfeldes nicht denkbar ist, andererseits.

Zu dieser Diskussion können kontrastive Untersuchungen elliptischer Strukturen wichtige Beiträge liefern, da ein Vergleich von Einzelsprachen viele Einsichten in grundsätzliche Fragen der Ellipsenforschung mit sich bringt: Auf der einen Seite erweisen sich viele Strukturen als einzelsprachliche, denen universelle Gültigkeit zuzuweisen man oft geneigt ist, solange man nur die eigene Muttersprache betrachtet. Andererseits jedoch lassen sich aus einem Sprachvergleich Erkenntnisse über allgemeine Prinzipien gewinnen, die Aufschluß über das Phänomen Sprache als solches geben und zu neuen Erklärungsansätzen führen können.

Dennoch hat der Problemkreis „Ellipsen kontrastiv" bisher eine eher stiefmütterliche Behandlung erfahren. Dies gilt auch und insbesondere für das Sprachenpaar Deutsch-Russisch. Obwohl die russische und die deutsche Sprache beide zur indoeuropäischen Sprachfamilie gehören, folgen sie in vielerlei Hinsicht völlig unterschiedlichen Bau- und Ausdrucksprinzipien, die jeweils besondere Möglichkeiten eröffnen, Kontext-, Situations- und Weltwissen im weitesten Sinne in Kommunikation zu integrieren — Möglichkeiten, die insbesondere mit Hilfe elliptischer Strukturen realisiert werden.

Da in der Literatur eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Phänomene mit dem Terminus „Ellipse" belegt wird, kann man nicht eine Definition **der**

Ellipse geben, sondern muß ein Netz verschiedener, über Familienähnlichkeiten miteinander verbundener Ellipsentypen annehmen, die in einer Art lockeren Verwandtschaftsverhältnisses zueinander stehen (vgl. ORTNER 1987: 197).

In Teil 1. wird zunächst die Ellipsenproblematik in einen systematischen Forschungskontext gestellt. Hierbei steht die Frage nach der Systemhaftigkeit elliptischer Strukturen im Vordergrund. Von besonderer Bedeutung sind dabei die Bestimmung des Verhältnisses zwischen *langue* und *parole* bzw. *razgovornaja reč'*[1] (Umgangssprache) und *literaturnyj jazyk* (Standardsprache) sowie die im Rahmen der Satzforschung diskutierte Frage nach dem Autonomiegrad elliptischer Strukturen.

Folgen wird (2.) eine Analyse von Phänomenen, die in der Linguistik i.a. unter dem Stichwort „strukturelle" oder „kontextkontrollierte Ellipsen" behandelt werden. Ziel wird es dabei sein, ein Modell zu entwickeln, das auf der einen Seite berücksichtigt, daß in strukturellen Ellipsen weniger expliziert als „ausgesagt" wird, das aber auf der anderen Seite diese Strukturen nicht als Ableitungen von „ursprünglicheren" und „vollständigeren" Strukturen erklärt.

Die im folgenden verwendeten Beispiele sind teils deutschen oder russischen Arbeiten direkt entnommen, teils modifiziert oder eigens gebildet worden. Alle Übersetzungen stammen von der Verfasserin und wurden von russischen Muttersprachlern überprüft.

1. Das Ellipsenphänomen im Kontext der Forschung

1.1. Systematische Einordnung der Ellipsenproblematik

In der germanistischen wie auch der russistischen Linguistik besteht Uneinigkeit darüber, in welchem systematischen Kontext das Problem „Ellipse" behandelt werden soll.[2] Der Diskussionskontext ist dabei unterschiedlich, doch hier wie dort geht es direkt oder indirekt um die Frage der Bewertung von Ellipsen als normgerechte und eigenständige oder als von einer (wie auch immer gesetzten) Norm abweichende, also sekundäre Strukturen.

1.1.1. Die germanistische Linguistik

In der germanistischen Linguistik wird eine Auseinandersetzung darüber geführt, wie *parole* und *langue* voneinander abgegrenzt werden können und ob Ellipsen zur *parole* oder zur *langue* zu rechnen sind. Während nach HERINGER (1973[2]: 101f) Ellipsen kontext- bzw. situationsbedingte „Auslassungen von Syntagmen in der Parole", d.h. zufällige Produkte des konkreten Sprechens darstellen, vertritt ORTNER (1987: 118) den Standpunkt, daß Ellipsen Bestandteile der *langue* seien, deren System Mittel und Schemata speziell zur Generierung elliptischer Strukturen bereitstelle. Dabei beruft er sich auf BÜHLER, der Sprachzeichen als „Sinnendinge" (BÜHLER 1934: 155) betrachtet, die nicht von ihrem Umfeld isoliert betrachtet werden dürften. In diesem Sinne

ist auch ÁGEL (1992: 1) zu verstehen, der unter sprachlichem Wissen nicht nur lexikalisches und grammatisches Wissen im engeren Sinne, sondern auch das Wissen darum versteht, „wie und auf welche Sprachzeichen unserer Sprache — bzw. in welchen Kontexten und Situationen — bestimmte Verfahren des Zwischen-den-Zeilen-Lesens angewandt werden können bzw. müssen".

1.1.2. Die russistische Linguistik

In der russistischen Linguistik ist die Frage nach der systematischen Einordnung der Ellipsenproblematik der Diskussion darüber untergeordnet, welcher Status den unterschiedlichen Sprach- bzw. Sprechformen und insbesondere der *razgovornaja reč'* (Umgangssprache), für die ein hohes Maß an Elliptizität charakteristisch ist, im Sprachsystem, vor allem im Verhältnis zum *literaturnyj jazyk* (Standardsprache), zukommen soll. Eine Zuordnung der *razgovornaja reč'* entweder zur *langue* oder zur *parole* wird dabei nicht thematisiert. SKOVORODNIKOV (1973: 120) betrachtet die *razgovornaja reč'* als funktionale Spielart des *literaturnyj jazyk* und interpretiert somit elliptische Äußerungen als stilistische Varianten standardsprachlicher Äußerungen. Eine gegensätzliche Position wird von JACOBS-SÖFFKER 1986 vertreten, die in der *razgovornaja reč'* ein dem *literaturnyj jazyk* gleichberechtigt gegenüberstehendes eigenes Sprachsystem mit eigener Grammatik sieht.[3] Das Modell von ZEMSKAJA/KITAJGORODSKAJA/ŠIRJAEV 1987[2] versucht, zwischen diesen beiden Extrempositionen zu vermitteln: Es geht von einem komplexen Sprachsystem aus, das aus dem übergeordneten *literaturnyj jazyk* und den Subsystemen *kodificirovannyj literaturnyj jazyk* (kodifizierte Hochsprache) und *razgovornaja reč'* besteht. Die Subsysteme verfügen über jeweils spezifische Strukturen und Regularitäten, sind aber beide Bestandteil desselben Sprachsystems, und dies bedeutet, daß jeder Sprecher des *literaturnyj jazyk* beide Subsysteme beherrscht und beliebig zwischen ihnen hin- und herwechseln kann.

1.1.3. Konsequenzen

Hieraus ergeben sich unterschiedliche Konsequenzen: Im Rahmen der *langue-parole*-Problematik sind Ellipsen entweder als autonome Strukturen Teil der *langue* oder als Erscheinungen im konkreten Sprechen Produkte der *parole*.
Konsequenz der russistischen Diskussion dagegen ist die Bewertung elliptischer Äußerungen entweder als kennzeichnend für das System der *razgovornaja reč'* oder als mögliche, im System des *literaturnyj jazyk* vorhandene Strukturvarianten, die bevorzugt in der durch stilistische Markierung ausgezeichneten *razgovornaja reč'* auftreten.

1.2. Ellipse: Reduktion oder Vollstruktur?

Die Frage nach dem Autonomiegrad elliptischer Ausdrücke steht in der Germanistik wie auch der Russistik im Kontext der Satzforschung, in deren

Rahmen zum einen die Erhebung eines als „vollständig" angesehenen Satztyps zur Norm problematisiert und zum anderen die Zweckmäßigkeit der Unterscheidung zwischen Satz und Äußerung diskutiert wird.

Im folgenden sollen zunächst die beiden gegensätzlichen Haupttendenzen vorgestellt und diskutiert und anschließend einige Positionen erläutert werden, die Elemente des einen wie des anderen Standpunktes in sich vereinigen.

1.2.1. Reduktionistische Ansätze

Ausgehend von einer repräsentationistischen Zeichenauffassung, nach der die Darstellungsfunktion des Zeichens im Vordergrund steht, setzen die Vertreter einer reduktionistisch orientierten Sprachbetrachtung die Norm eines „vollständigen", d.h. aus Subjekt und Prädikat bestehenden Satzes und versuchen, alle Abweichungen aus diesem Modell abzuleiten.

Kennzeichnend für diese Richtung ist die Untersuchung solitärer Sätze, die isoliert betrachtet und analysiert werden.[4] Demzufolge stellen Ellipsen reduzierte Strukturen dar, in denen Elemente „fehlen" und die, von möglichen kommunikativ-stilistischen Zusatzbedeutungen abgesehen, mit den ihnen zugrundeliegenden Vollsatzstrukturen semantisch identisch sind. Für ihre Analyse bedeutet dies, daß man die angenommene Vollsatzstruktur nach dem Prinzip der „Wiederauffindbarkeit" (Hermann 1984: 3) rekonstruieren und Tilgungs- und andere Transformationsregeln formulieren muß, die den elliptischen Ausdruck als Abweichung des Vollsatzes erkennbar werden lassen (vgl. z.B. Onufrijčuk 1976: 131-139, Padučeva 1974: 172). Dieser Ansatz, der eng mit der Bewertung elliptischer Strukturen als in der *parole* auftretende Abweichungen der *langue* verknüpft ist (vgl. 1.1.1.), sieht sich jedoch mit dem Problem konfrontiert, daß sich die hypothetischen Ausgangssätze oft als künstliche, redundante oder sogar inakzeptable Strukturen erweisen und daß sich viele elliptische Ausdrücke gar nicht auf eindeutige Vollsatzstrukturen zurückführen lassen.

Verschiedene Arbeiten differenzieren darum zwischen „Satz" und „Äußerung". Während Delbrück (1901: 145) die beiden Begriffe hierarchisch gliedert, indem er den Satz als „Aeußerung" definiert, „die aus mindestens zwei Gliedern besteht", weist Koduchov (1987: 82f) sie zwei verschiedenen sprachlichen Sphären zu — den Satz dem *jazyk*, dem Sprachsystem, die Äußerung — wie auch die Phrase — der *reč'*, der Rede. Mit dieser Zweiteilung wird die starre Setzung einer Satznorm auf die Sphäre des Sprachsystems beschränkt, während Äußerungen eine größere Strukturvielfalt zugebilligt wird. Dadurch verlagert sich jedoch das Problem nur, da man nun entweder alle Ellipsenphänomene ausschließlich der Rede zuordnen oder, je nach Zuordnung zum einen oder anderen Subsystem, unterschiedliche Maßstäbe und Regeln für die Beschreibung elliptischer Äußerungen annehmen muß. Darum verzichten einige Modelle ganz auf die Annahme eines Normsatzes:

1.2.2. Autonomistische Ansätze

Diese der reduktionistisch orientierten entgegengesetzte Position mißt die „Vollständigkeit" einer sprachlichen Äußerung nicht daran, ob diese Äußerung Subjekt und Prädikat enthält, sondern daran, ob sie in dem Kontext, in dem sie vorkommt, verständlich ist, also ihre kommunikative Funktion erfüllt. In diese Richtung argumentiert Shopen (1972: 6), der dafür plädiert, den Satzbegriff ganz aufzugeben und stattdessen grundsätzlich von Äußerungen zu sprechen. Konsequenz dieser funktionalistisch ausgerichteten Sprachbetrachtung, die Satznachfolgestrukturen — statt solitärer Sätze — zum Gegenstand hat, ist, daß das Ideal des „vollständigen" Satzes verworfen wird und Ellipsen als autonome Strukturen betrachtet werden. Man geht also nicht von **einem** Satztyp aus, der Modifikationen erfährt, sondern von „einigen, nebeneinander koexistierenden Satz**typen**" (Ortner 1987: 74).[5] Für die Analyse elliptischer Ausdrücke bedeutet das, daß diese mit Hilfe ellipsenspezifischer Generierungsregeln beschrieben werden. Hier wird der enge Zusammenhang zwischen *langue*-Linguistik und Autonomie-Standpunkt deutlich: Für die Produktion von Ellipsen werden eigene, speziell für elliptische Äußerungen vorgesehene Satzschemata aus dem System der *langue* aktiviert.

Innerhalb der russistischen Linguistik wird allerdings die Vielfalt der anzunehmenden Satztypen, auf deren Basis elliptische Strukturen analysiert werden sollen, verschiedentlich eingeschränkt — von Onufrijčuk (1976: 139, Fn. 1) oder Koduchov (1987: 241) auf prädikathaltige, von Lekant 1964 und 1966 auf prädikatlose Strukturen.

1.2.3. Vermittelnde Ansätze

Probleme bei der Zuordnung entweder zu den reduktionistisch oder zu den autonomistisch orientierten Positionen bereitet Skovorodnikov (1973: 118), der zwar einerseits mit „Satz" diverse syntaktische Konstruktionen meint, also für eine weite Satzdefinition plädiert, aber auf der anderen Seite daraus nicht auf die Autonomie elliptischer Sätze schließt, sondern diese dennoch als Varianten von (allerdings nicht eindeutig zu identifizierenden) vollen Konstruktionen ansieht.

In sich widersprüchlich ist der Ansatz von Jacobs-Söffker 1986, deren Ziel es ist, die Eigenständigkeit der *razgovornaja reč'* gegenüber dem *literaturnyj jazyk* nachzuweisen, und die in diesem Zusammenhang eine autonome Syntax der in hohem Maße elliptischen *razgovornaja reč'* annimmt. Um dieses Ziel zu erreichen, bedient sie sich jedoch eines ausgesprochen reduktionistischen Modells: Sie überträgt das Modell der generativen Transformationsgrammatik — ohne Angabe, auf welchen Theoriestand sie sich beruft — vom *literaturnyj jazyk* auf die *razgovornaja reč'* und entwickelt grammatische Regeln, die für die Transformation von Tiefenstrukturen in Oberflächenstrukturen der *razgovornaja reč'* verantwortlich sind. Dabei entsprechen sämtliche

angenommenen Tiefenstrukturen der Norm des Subjekt und Prädikat enthaltenden Satzes. Indem sie also mit Tilgungsregeln operiert, mit deren Hilfe Elemente der Tiefenstruktur auf dem Wege zur Oberflächenstruktur getilgt und zu ∅-Realisationen umgeformt werden, postuliert JACOBS-SÖFFKER implizit doch wieder eine Vollständigkeitsnorm für Sätze, die sie eigentlich ablehnt (vgl. z.B. JACOBS-SÖFFKER 1986: 76ff).

Nicht eindeutig zuordnen läßt sich auch KLEIN (1993: 789), der beide Positionen kritisch beleuchtet und einen Lösungsansatz vorschlägt, der im Rahmen der generativen Grammatik steht, aber elliptische Sätze nicht als Ergebnis von Tilgungstransformationen ansieht, sondern damit erklärt, daß der phonologische Teil einer lexikalischen Information unter bestimmten Bedingungen nicht expliziert zu werden brauche.[6] Dieser Ansatz wird im folgenden Kapitel eine wichtige Rolle spielen, in dem es um die Analyse von strukturellen Ellipsen gehen wird und in dem anhand des Sprachvergleichs Deutsch-Russisch gezeigt werden soll, weshalb Ellipsen als autonome und vollständige, nicht als reduzierte Strukturen interpretiert werden sollten.

2. Kontextkontrollierte Ellipsen

In Anlehnung an KLEIN (1993: 768) wird die Gruppe der kontextkontrollierten Ellipsen hier in Koordinationsellipsen, Adjazenzellipsen und Ellipsen höherer Konstituenten unterteilt.

2.1. Koordinationsellipsen: Vorwärtsellipsen — Rückwärtsellipsen

Im folgenden sollen Konstruktionen betrachtet werden, die aus zwei — in der Regel mittels einer Konjunktion — koordinierten Konjunkten bestehen. Diese beiden Konjunkte weisen eine weitgehend parallele Struktur auf, d.h. sie sind bis auf eine (oder auch mehrere) Konstituente(n) gleichen Typs identisch. Optisch soll diesem Umstand dadurch Rechnung getragen werden, daß in den Beispielsätzen in der Regel das zweite Konjunkt unter das erste gesetzt wird, so daß man die Parallelität der Strukturen leicht erkennen kann. Unter Koordinationsellipsen sind hier Konstruktionen zu verstehen, in denen Elemente, die in beiden Konjunkten übereinstimmen,[7] entweder im ersten oder im zweiten Konjunkt nicht auftauchen. Im ersteren Fall spricht man von „Rückwärtsellipse", im letzteren von „Vorwärtsellipse" (vgl. KLEIN 1993: 770).

2.1.1. Betroffene Konjunktionen

Die meisten germanistischen Arbeiten, die Ellipsenphänomene in zusammengesetzten Sätzen untersuchen, konzentrieren sich auf Koordinationen, deren Konjunkte durch die Konjunktion *und* miteinander verbunden sind (vgl. z.B. GROCHOWSKI 1985: 300, KLEIN 1993: 770, STEGNER 1985: 28). Für *und* gibt es im Russischen zwei Entsprechungen, die sich zueinander komplementär verhalten: zum einen die Konjunktion *i*, die gleichartige Elemente in der Art

einer Aufzählung miteinander verbindet, zum anderen die Konjunktion *a*, die eine kontrastierende Nuance hat und in manchen Kontexten auch dem deutschen *aber* oder *sondern* entspricht. Bei besonderer Betonung des Gegensatzes kann im Russischen auch die Konjunktion *no* stehen. In der russistischen Ellipsenforschung liegt der Schwerpunkt der Untersuchungen auf Koordinationen, in denen die Konjunkte durch die Konjunktion *a* verbunden sind. Daneben werden gelegentlich auch Fälle betrachtet, in denen die Konjunktion *i* verwendet wird. Da diese absolute Gleichartigkeit der verbundenen Elemente fordert und in Bedeutungszusammenhängen mit adversativer Bedeutungsnuance nicht verwendbar ist, ist sie vor allem auf der Ebene der phrasalen Koordination von Bedeutung (vgl. z.B. HERMANN 1984: 51ff und 1985: 110, ONUFRIJČUK 1976: 132, PADUČEVA 1974: 163).

HERMANN (1984: 94ff und 1985: 121ff) erwähnt außerdem die Konjunktionen *kak* (wie/als), *v to vremja kak*, *togda kak*, *meždu tem kak* (während) und *esli...to* (wenn...dann), denen sie — eine koordinierende Verwendung vorausgesetzt — in bestimmten Kontexten ähnliche strukturierende Eigenschaften zuschreibt wie *a* und *no*.

Hier werden in erster Linie Koordinationen verglichen, in denen die deutsche Konjunktion *und* der russischen Konjunktion *a* entspricht.

2.1.2. Vorwärtsellipse vs. Rückwärtsellipse

Ross, der die ersten Ellipseregeln für koordinierte Sätze mit symmetrischer Struktur formuliert und den Begriff des *Gapping* (vgl. 2.2.) geprägt hat, hat Vorwärts- und Rückwärtsellipsen noch als spiegelbildliche Erscheinungen angesehen: In Abhängigkeit von der einzelsprachspezifischen Verbstellung werde ein Verb, das in beiden Konjunkten einer Koordination identisch sei, entweder im ersten oder im zweiten Konjunkt (oder auch wahlweise in einem der beiden) getilgt. Sonstige identische Konstituenten würden durch eine Bewegungstransformation, die „Conjunction Reduction", im ersten oder zweiten Konjunkt angehoben und so zusammengezogen.[8]

Inzwischen ist jedoch vielfach auf die Notwendigkeit hingewiesen worden, zwischen Vorwärts- und Rückwärtsellipsen zu differenzieren, da sie zum Teil sehr unterschiedliche Eigenschaften aufweisen.[9] KLEIN (1993: 772) beobachtet für das Deutsche, daß Vorwärtsellipsen strukturabhängig seien, da nur ganze Konstituenten wegfallen dürften, während die Rückwärtsellipse die Konstituentenstruktur „annagen" könne. So kann im folgenden vorwärtselliptischen Beispiel die Präposition im zweiten Konjunkt nicht weggelassen werden, obwohl sie mit der Präposition im ersten Konjunkt identisch und die Struktur symmetrisch ist. Dasselbe gilt auch für das Russische:[10]

(1) a. *Im Haus war es kalt und *(im)* Garten *(war es)* warm.
b. *V dome bylo cholodno, a *(v)* sadu *(bylo)* teplo.

Die Rückwärtsellipse dagegen ist nicht strukturabhängig, sondern „frißt sich (...) gleichsam von hinten ins erste Konjunkt“ (KLEIN 1993: 772):

(2) a. Karl soll vier Brote *(kaufen)*
und
Maria will drei Kuchen kaufen.

b. Karl soll vier *(Brote kaufen)*
und
Maria will drei Brote kaufen.

Im Russischen kommen Rückwärtsellipsen auf Satzebene im Gegensatz zum Deutschen nur vereinzelt vor. Doch ist gegen PADUČEVA (1974: 191), die die Existenz von Rückwärtsellipsen für das Russische ganz verneint und entsprechende Phänomene als Koordinationsreduktionen klassifiziert, einzuwenden, daß es Fälle von Rückwärtsellipsen gibt, die nicht über Koordinationsreduktion erklärt werden können (vgl. HERMANN 1984: 41):

(3) a. Kolja žirafa *(videl)*,
und
Sereža slona videl.

['Kolja eine Giraffe *(sah)*
Serjoscha einen Elefanten sah.']

Folgte man der Erklärung von PADUČEVA, so müßte das Verb im Plural stehen, also *videli* lauten. Dieses Beispiel zeigt zugleich einen weiteren Unterschied zwischen Vorwärts- und Rückwärtsellipsen im Deutschen wie im Russischen: Während Rückwärtsellipsen formale Identität der einander entsprechenden Elemente fordern (vgl. KLEIN 1993: 773f):

(4) a. ... weil sie Wein *(trinkt)*
und
(weil) er Bier trinkt.

b. ... potomu čto ona vina *(p'et)*,
a
(potomu čto) on piva p'et.[11]

(5) a. *... weil ich Wein *(trinke)*
und
(weil) du Bier trinkst.

b. *... potomu čto ja vina *(p'ju)*,
a
(potomu čto) ty piva p'eš'.,

ist diese in Vorwärtsellipsen — entgegen HERMANN (1984: 67) — nicht erforderlich:

(6) a. ... weil ich Wein trinke
und
(weil) du Bier *(trinkst)*.

b. ... potomu čto ja p'ju vina,
a
(potomu čto) ty *(p'eš')* piva.

Genau entgegengesetzt zur formalen Identität, aber wiederum parallel im Deutschen und im Russischen sind die Anforderungen an die Referenzidentität: Diese kann in Rückwärtsellipsen fehlen, ist aber in Vorwärtsellipsen obligatorisch. Dies dürfte damit zusammenhängen, daß die Vorwärtsellipse anaphorischen Charakter hat: Die Elemente, die im zweiten Konjunkt nicht expliziert werden, sind bereits aus dem sprachlichen Kontext des ersten Konjunktes verfügbar — ONUFRIJČUK (1976: 132) und PADUČEVA (1974: 177) nennen sie „Antezedenten“:

(7) a. Die Eltern schenkten Sergej ein Fahrrad,
und
die Schwester *(schenkte Sergej)* ein Buch.

b. Roditeli podarili Sergeju velosiped,
a
sestra *(podarila Sergeju)* knigu.

Es zeigt sich also, daß der Hauptunterschied zwischen Vorwärts- und Rückwärtsellipsen im Deutschen und im Russischen nicht in einzelnen Gesetzmäßigkeiten und Bedingungen ihrer Bildung liegt, sondern in der Verwendung an sich. Während Rückwärtsellipsen auf Satzebene im Deutschen häufig anzutreffen sind, bilden sie im Russischen markierte Ausnahmefälle.[12] Dies zeigt sich auch bei der Übersetzung deutscher Rückwärtsellipsen ins Russische, bei der sich sehr oft Vorwärtsellipsen ergeben:

(8) a. Petja soll seiner *(Mutter helfen)*
und
Tanja *(soll)* ihrer Mutter helfen.

b. Petja dolžen pomogat' svoej materi,
a
Tanja *(dolžna pomogat')* svoej *(materi)*.

Dies dürfte im wesentlichen zwei Ursachen haben: Zum einen ergeben sich im Deutschen aus der häufig obligatorischen Verb-Letzt-Stellung — etwa in Nebensätzen — oft zwangsläufig rückwärtselliptische Konstruktionen, während das Russische Aussagesatz-Prädikate — auch komplexe — im unmarkierten Normalfall in ihrer Gesamtheit an zweiter Stelle plaziert. Dies führt zur Bevorzugung von Vorwärtsellipsen, die für den Hörer aufgrund ihrer Anaphorizität leichter zu entschlüsseln sind als Rückwärtsellipsen.

Der zweite Grund für die Vorliebe des Russischen für vorwärtselliptische Konstruktionen liegt in der russischen Konjunktion *a*, von der eine Signalwirkung ausgeht: *a* verbindet zwei parallel konstruierte Konjunkte, die sich in einzelnen strukturell gleichartigen, semantisch kontrastierenden Elementen unterscheiden. Entsprechendes gilt auch für alle anderen Konjunktionen, die im Rahmen der Untersuchung von Koordinationsellipsen im Russischen betrachtet werden. Die adversative Bedeutungsnuance dieser Konjunktionen ist verantwortlich für die strukturelle Organisation der durch sie verbundenen Konjunkte:[13] Im ersten Konjunkt werden alle einführbaren Elemente eingeführt, während im zweiten Konjunkt nur diejenigen Elemente expliziert werden, die zu den ihnen strukturell entsprechenden in einem Kontrastverhältnis stehen. Alle identischen Elemente müssen durch die Konjunktion unterdrückt werden — dies fordert die Konjunktion *a* in der Regel ausdrücklich. Hierdurch wird das Erklärungsmodell in Frage gestellt, das Koordinationsellipsen als reduzierte Strukturen, abgeleitet aus „vollständigen“ Sätzen, betrachtet: Einen entsprechenden „vollständigen“ Satz kann man häufig gar nicht bilden, da er bestehende Strukturen zerstören würde und nicht Teil der russischen Sprache wäre. Wenn in den hier angeführten Beispielen die jeweils nicht explizierten Elemente dennoch — in kursiven Klammern — gesetzt werden, so bedeutet dies keinen Widerspruch. Schließlich wird nicht bestritten, daß

auf der Formebene Elemente „fehlen", die kontextuell verfügbar oder erschließbar sind. Abgelehnt wird lediglich die Herleitung elliptischer Strukturen aus solchen, in denen diese Elemente expliziert sind.[14]

Dieser Differenzierung trägt der Erklärungsansatz von KLEIN (1993: 789f) Rechnung, der sein Modell zwar als reduktionistisch bezeichnet, aber mit dem Begriff der „P-Reduktion" nicht Tilgung, sondern ein Nichtexplizieren meint: KLEIN geht davon aus, daß die lexikalische Information, die im mentalen Lexikon vorhanden ist, in syntaktische, semantische und phonologische gegliedert sei, und nimmt an, daß in Koordinationsellipsen unter bestimmten Bedingungen die phonologische Information von Elementen, die im ersten und zweiten Konjunkt identisch sind, „p-reduziert", also unterdrückt werden könne oder gar müsse, während sowohl die syntaktische als auch die semantische Information erhalten bleibe. Die P-Reduktion stellt Klein in den Kontext der Topik-Fokus-Gliederung einer Äußerung und definiert Topik als „die Menge von Alternativen, die zur Entscheidung ansteht", und Fokus als „jene [Alternative], die davon spezifiziert wird" (KLEIN 1993: 791). Wichtigste Bedingung für eine P-Reduktion sei demnach, daß die betroffenen lexikalischen Elemente ein beibehaltenes Topik ausdrückten. Dieser Ansatz, den KLEIN nicht nur auf Koordinationsellipsen, sondern allgemein auf Kontextellipsen anwendet, ist auf das Russische übertragbar. Hier wird die Topik-Fokus-Gliederung von der Konjunktion *a* gesteuert, die P-Reduktionen sehr viel rigoroser anordnet als die Konjunktion *und* im Deutschen.

2.1.3. Intonation und Wortstellung

Entscheidend beeinflußt werden Koordinationsellipsen — wie alle sprachlichen Äußerungen — durch Intonation und Wortstellung. Oft ist eine elliptische Lesart nur in Verbindung mit einer ganz bestimmten Intonation möglich. Dementsprechend führt eine Änderung der Satzintonation zu einer nichtelliptischen Lesart oder zu Ungrammatikalität. Dies hängt damit zusammen, daß die Intonation — in Verbindung mit der Wortstellung — Auskunft darüber erteilt, wie die aktuelle Satzgliederung oder, um KLEINS Terminologie zu verwenden, „Topik-Fokus-Gliederung" aussieht. Die beiden Konjunkte, die bis auf einzelne Elemente identisch sind, sind in der Regel syntaktisch parallel gebaut und stimmen in ihrem Intonationsmuster überein, da sonst die Parallelität zerstört würde. Die Elemente, die in beiden Konjunkten einer Koordination identisch sind und darum nur in dem einen oder anderen Konjunkt expliziert werden, dürfen dort keine Betonung tragen, während der Satzakzent jeweils auf den kontrastierten Elementen liegt. So weist PADUČEVA (1974: 175) darauf hin, daß z.B. folgender Satz nur dann elliptisch ist, wenn die Wörter „Regenschirm" und „Hut" bzw. „zontik" und „šljapu" einen Akzent tragen:

(9) a. Ich nahm den **Regenschirm** von Jurij b. Ja vzjal **zontik** Jurija
und i
(ich nahm) den **Hut** *(von Jurij)*. *(ja vzjal)* **šljapu** *(Jurija)*.

Intonation und Wortstellung spielen auf vielfältige und sprachspezifisch unterschiedliche Weise zusammen. Da das Deutsche über strengere Wortstellungsvorschriften verfügt als das Russische, dürfte hier die Intonation weniger Gestaltungsspielraum haben, während im Russischen, dessen Wortstellung freier ist, der Intonation häufiger die Funktion zukommt, Bedeutungen, die durch die Wortstellung noch nicht eindeutig sind, zu fixieren und die aktuelle Gliederung von Sätzen festzulegen.[15] So ist im folgenden Beispiel im Deutschen das Wort „Blumen" betont, da es durch Inversion in die erste Satzposition bewegt wurde. Im Russischen dagegen kann das Wort „cvety" am Satzanfang betont werden oder unbetont bleiben:

(10) a. Blumen kaufte gestern *(Tom)* b. Cvety včera pokupal *(Tom)*,
und a
(Blumen) verkaufte heute Tom. *(cvety)* segodnja prodaval Tom.

2.2. Gapping

In den Beispielen des vorangegangenen Abschnitts wurden die nichtrealisierten Satzelemente nicht weiter nach Satzgliedern differenziert. In der Forschung werden jedoch vielfach verbspezifische Ellipsen unter dem Stichwort *Gapping* gesondert abgehandelt. Bei der Klassifizierung von *Gapping*-Phänomenen besteht allerdings Einigkeit weder darüber, welche Phänomene unter dem Begriff *Gapping* zusammenzufassen sind, noch darüber, welchen Status das *Gapping* innerhalb des Problembereichs „Kontextellipsen" haben soll. Von *Gapping* spricht man im allgemeinen dann, wenn in Koordinationen der erläuterten Art das Verb in beiden Konjunkten übereinstimmt und darum nur in einem Konjunkt expliziert wird. Strittig ist dabei, ob nur solche Fälle als *Gapping* anzusehen sind, in denen nur das Verb nicht auftaucht, oder auch solche, in denen mit dem Verb zusammen weitere Satzteile fallen. Uneinig ist man sich außerdem über die systematische Einordnung dieses Ellipsenphänomens. Die einen sehen in ihm einen Spezialfall der Vorwärtsellipse, während andere die Ansicht vertreten, daß vielmehr das *Gapping* das der Vorwärtsellipse übergeordnete Phänomen sei. Für diese Annahme spricht — neben der Existenz von Rückwärts-*Gapping* im Deutschen wie im Russischen (vgl. HERMANN 1984: 41) — die Beobachtung, daß es viele Fälle von *Gapping* auch in der Gruppe der Adjazenzellipsen gibt (vgl. KLEIN 1993: 768).

Denkbar ist jedoch auch, *Gapping* und Vorwärtsellipse — neben Rückwärts- und Adjazenzellipsen — als Versprachlichungsformen eines übergeordneten allgemeinen Prinzips anzusehen. Geht man von KLEINS Erklärungsansatz — P-Reduktion identischer Elemente im Rahmen einer bestimmten Topik-Fokus-Gliederung — aus, so kann man die Topik-Fokus-Gliederung als ein allgemeines Prinzip der Strukturierung von Äußerungen — nicht nur von Koordinationen — betrachten, das deren Organisation allgemein und im besonderen auch Elliptisierungsprozesse steuert. Die Konjunktionen in Koor-

dinationen sind demnach spezifische Steuerungsmittel, über die das Sprachsystem verfügt, um eine bestimmte Topik-Fokus-Gliederung herbeizuführen. Verantwortlich sind die Konjunktionen hierbei insbesondere für die Strukturierung der Koordinationen — mit parallel gebauten Konjunkten — vor dem Hintergrund der Unterscheidung, welche Elemente ein beibehaltenes und welche ein neues Topik ausdrücken.[16] Letztere werden expliziert, während erstere p-reduziert, also auf phonologischer Ebene unterdrückt werden können oder müssen — je nachdem, wie stark eine Konjunktion in diese Richtung strukturierend wirkt. Die Dichotomie „beibehalten — neu" führt so zu einer Herausfilterung von Kontrastpaaren im ersten und zweiten Konjunkt. Darum verfügen Konjunktionen wie *a* oder *sondern*, denen eine adversative Bedeutungsnuance eigen ist, über eine stärkere elliptisierende Strukturierungspotenz als Konjunktionen, die diese Färbung nicht haben. In welchem Konjunkt einer Koordination die P-Reduktion verwirklicht wird, hängt von einzelsprachlichen Eigenschaften und den von einer Sprache jeweils bereitgestellten Steuerungsmitteln ab.

Dieser Erklärungsansatz läßt das *Gapping* als eine von verschiedenen möglichen Erscheinungsformen des allgemeinen Prinzips der Topik-Fokus-Gliederung erscheinen.

2.3. Adjazenzellipsen

Unter Adjazenzellipsen sind — in der Regel aus zwei Sätzen bestehende — Satznachfolgestrukturen zu verstehen, die aus einem kontrollierenden und einem elliptischen Ausdruck bestehen (vgl. KLEIN 1993: 768). Vielfach wird die erste Äußerung „Stimulus" und die zweite, die elliptische, „Response" oder „Reaktion" bzw. „reakcija" genannt (vgl. z.B. DEVKIN 1981: 53, ZEMSKAJA/REMIZOVA 1987: 49). Da immer der zweite Teil elliptisch ist, sind Adjazenzellipsen grundsätzlich Vorwärtsellipsen. Zu prüfen ist nun — im Sinne des KLEINschen Ansatzes —, wodurch sich die Abhängigkeit des zweiten Satzes vom ersten ergibt und welche Elemente des ersten Satzes die Topik-Fokus-Gliederung des zweiten Satzes in der Weise steuern, daß sie die P-Reduktion derjenigen Elemente bewirken, die ein beibehaltenes Topik ausdrücken. Betrachtet werden hier ausschließlich Frage-Antwort-Repliken, die sich in Entscheidungs- und Ergänzungsfragen mit jeweils dazugehörigen Echo- und Ergänzungsantworten unterteilen lassen (vgl. ISAČENKO 1965: 164 und DEVKIN 1979: 104).

2.3.1. Entscheidungsfragen

Das Begriffspaar „Entscheidungsfrage — Echo-Antwort" bezeichnet solche Adjazenzpaare, in denen auf eine Satzfrage eine zustimmende oder ablehnende Antwort folgt. Hierbei sind sowohl in bezug auf die Frage als auch auf die Antwort verschiedene Gestaltungsmöglichkeiten denkbar. Zunächst einmal

kann auf eine Frage ganz einfach mit „ja" bzw. „da" oder „nein" bzw. „net" geantwortet werden:

(11) a. — War Nina gestern zu Hause? — *Ja./Nein.*
b. — Nina včera byla doma? — *Da./Net.*

Im Russischen ist eine sehr gebräuchliche Alternative zu „da" die Wiederholung der finiten Verbform, die Echo-Charakter hat:

(11') b. — Nina včera *byla* doma? — *Byla.* ['— Nina gestern *war* zu Hause? — *War.*']

Transponiert man (11') b. ins Präsens, das mit Nullkopula gebildet wird, so wird oft die Nominalergänzung wiederholt:

(11") b. — Nina segodnja *doma*? — *Doma.* ['— Nina heute *zu Hause*? — *Zu Hause.*']

Die Varianten „da" und die Wiederholung der finiten Verbform können im Russischen auch kombiniert werden. Im Deutschen ist eine entsprechende Antwort auch möglich. Allerdings müssen hier eine Reihe von Pronominalisierungsvorschriften beachtet werden, wie folgendes Beispiel zeigt (vgl. ISAČENKO 1965: 166ff):

(12) a. — Hat *Peter* seinem Freund geholfen?
— Ja, *er* hat ihm geholfen.

b. — *Petr* pomogal svoemu drugu?
— Da, pomogal.

Im Deutschen gibt es die Möglichkeit, das finite Verb des Fragesatzes durch ein Verbsubstitut zu ersetzen, das durch das Wort „es" ergänzt werden muß. Eine derartige Ersetzung ist im Russischen unüblich. Wird in der Antwort eine finite Verbform gesetzt, so ist dies in der Regel das finite Verb des Fragesatzes:

(13) a. — *Liest* Nina? — Ja, sie *tut* es.
b. — Nina *čitaet*? — Da, *čitaet.*

Weitere Möglichkeiten, in Entscheidungsfragen die Topik-Fokus-Gliederung des Antwortsatzes festzulegen, bestehen in der Wahl der Wortfolge und der Intonation, die auf die Elliptizität von Echo-Antworten Einfluß nehmen. Einzelsprachlich unterschiedlich sind die Möglichkeiten des Zusammenwirkens von Intonation und Wortstellung sowie Grad und Ausgestaltung der Elliptizität.

2.3.2. Ergänzungsfragen

Unter einer Ergänzungsfrage ist ein „durch Interrogativpronomen [...] oder Interrogativadverbien [...] eingeleiteter Fragesatz [zu verstehen], durch den eine Präzisierung eines bereits als bekannt vorausgesetzten Sachverhalts

gefordert wird" (Bußmann 1990²: 218). In der Ergänzungsantwort wird also das jeweilige Frageelement durch einen syntaktisch entsprechenden Ausdruck ersetzt. Darüber hinaus brauchen keine weiteren Elemente expliziert zu werden. Derartige Konstruktionen werden im Deutschen und Russischen parallel gebildet, vgl. z.B.:

(14) a. — **Wer** half wem? b. — **Kto** komu pomogal?
— **Der Vater** *(half)* der Mutter — **Papa** mame *(pomogal)*,
und a
die Kinder *(halfen)* den Nachbarn. **deti** sosedjam *(pomogali)*![17]

In der Antwort, die eine zur Frage parallele Struktur aufweist, tauchen ausschließlich diejenigen Elemente auf, die in der Frage eine Markierung erfahren. Das Verb, das in der Antwort ein beibehaltenes Topik ausdrückt, wird also nicht expliziert, und auch hierbei ist — wie im Falle von vorwärtselliptischen Koordinationen — formale Identität nicht erforderlich.

Demnach stellen sowohl die deutschen als auch die russischen Interrogativpronomina Steuerungsinstrumente dar, die im Dienste des Prinzips der Topik-Fokus-Gliederung tätig werden und über eine ähnliche Strukturierungspotenz verfügen wie die russische Konjunktion *a* in Koordinationen.

2.4. Ellipsen höherer Konstituenten

Da jede Einzelsprache eigene Strukturbesonderheiten und Vorlieben für bestimmte Satztypen hat, gestaltet sich ein Vergleich von Ellipsen höherer Konstituenten im Deutschen und Russischen auf den ersten Blick relativ schwierig. Klein (1993: 778) nennt drei Typen: VP-Ellipse, „Sluicing" und „Null-Complement Anaphor". Die ersten beiden lassen sich, wie gezeigt werden soll, den Koordinationsellipsen bzw. den Adjazenzellipsen zuordnen. Der dritte Typ, die „Null-Complement Anaphor", betrifft Komplementsätze — im Deutschen entweder durch die Konjunktion *daß* eingeleitete Nebensätze oder Infinitivsätze mit *zu*, im Russischen reine Infinitivkonstruktionen —, die jeweils im zweiten Konjunkt von Koordinationen nicht realisiert werden (vgl. Klein 1993: 778). Da die Frage, ob der Komplementsatz im zweiten Konjunkt expliziert werden muß oder fallen kann, allein von den Valenzeigenschaften des regierenden Verbs im zweiten Konjunkt abhängig ist und damit in den Kontext „lexikalische Ellipsen" gehört, wird die „Null-Complement Anaphor" hier ausgeklammert.

2.4.1. VP-Ellipse

Unter VP-Ellipsen sind Konstruktionen zu verstehen, in denen eine ganze Verbalphrase (VP) nicht expliziert wird. Klein (1993: 778) bespricht ausschließlich vorwärtselliptische Koordinationen, im Deutschen gibt es aber ebenso auch rückwärtselliptische.

Im Russischen treten — ähnlich wie im Englischen, das allerdings über seine eigenen Gesetzmäßigkeiten verfügt — Koordinationen mit einer VP-Ellipse im zweiten Konjunkt häufiger auf als im Deutschen. Wenn die VP aus einem Hilfs- oder Modalverb und einem infiniten Vollverb besteht, kann letzteres im Russischen in bestimmten Zusammenhängen wegfallen, während eine entsprechende Konstruktion im Deutschen merkwürdig klingt:

(15) a. ?Igor wird seine Frau nicht anrufen,
aber
Petja wird *(seine Frau anrufen)*.

b. Igor' ne budet zvonit' svoej žene,
a/no
Petja budet *(zvonit' svoej žene)*.

Im Deutschen wäre es hier naheliegender, auch die finite Form des Hilfsverbs, in (15) a. also „wird", nicht zu explizieren.

Daß hier die Negation nicht ins zweite Konjunkt übertragen wird, dürfte an der Konjunktion *aber* liegen, die nicht nur für die P-Reduktion der VP verantwortlich ist (in dieser Hinsicht hat sie Ähnlichkeit sowohl mit der deutschen Konjunktion *sondern* als auch mit der russischen Konjunktion *a*), sondern auch durch die ihr eigene Semantik des Gegensatzes bewirkt, daß eine im ersten Konjunkt vorhandene Satznegation im zweiten Konjunkt aufgehoben wird.

Die allgemein für Koordinationsellipsen geltende Beobachtung, daß das Deutsche in vielen Fällen eher rückwärtselliptische Konstruktionen verwendet, während im Russischen Vorwärtsellipsen gebildet werden, betrifft auch VP-Ellipsen:

(16) a. Igor **will** *(Maria nicht anrufen)*, b. Igor' **ne chočet** zvonit' Marii,
und a
Petja **kann** Maria nicht anrufen. Petja **ne možet** *(zvonit' Marii)*.

Die Beispiele zeigen, daß sich VP-Ellipsen im Deutschen und im Russischen durchaus der Gruppe der Koordinationsellipsen zuordnen lassen. Dabei muß allerdings, wie hier nur andeutungsweise geschehen, die deutsche Konjunktion *aber* in die Betrachtung mit einbezogen werden.

2.4.2. Sluicing

Unter „Sluicing" versteht Klein (1993: 779) das „Kappen eines untergeordneten Fragesatzes" unmittelbar nach einem betonten Fragewort oder auch das Kappen eines durch eine Konjunktion eingeleiteten Nebensatzes nach der Konjunktion, die dann ebenfalls betont sein muß. „Sluicing" ist nur als Vorwärtsellipse möglich, da der zu kappende Nebensatz kontextuell verfügbar sein muß.

Bezüglich der Fragesätze folgt dieser Ellipsentyp im Russischen denselben Prinzipien wie im Deutschen, vgl. z.B.:

(17) a. Es wird eine Feier stattfinden,
aber
ich weiß nicht, wann/wo/zu wessen Ehren *(eine Feier stattfinden wird)*.

b. Budet večerinka,
no
ja ne znaju, kogda/gde/v čest' kogo *(budet večerinka)*.

Diese Strukturen haben große Ähnlichkeit mit Ergänzungsfragen (Kap. 2.3.2.). Das Russische, das keine unterschiedlichen Wortfolgeregeln für Haupt- und Nebensätze zu beachten hat, zeigt deutlich, daß die Struktur der unter das „Sluicing" fallenden Koordinationen gewissermaßen eine Spiegelung der Struktur von Frage-Antwort-Repliken mit Ergänzungsfragen darstellt. Demnach kommt auch hier wieder den Interrogativpronomina eine entscheidende strukturelle Steuerungsfunktion zu. Hier wirken sie ins erste Konjunkt zurück und p-reduzieren im Fragesatz des zweiten Konjunktes die nichtfokussierten Elemente, die im vorangehenden Konjunkt bereits eingeführt worden sind und nun ein beibehaltenes Topik anzeigen.

Während man im Deutschen auch „Sluicing"-Sätze bilden kann, die mit Entscheidungsfrage-Antwort-Paaren vergleichbar sind (vgl. Kap. 2.3.1.), ist dies im Russischen nicht möglich. Im Deutschen wird ein untergeordneter Entscheidungsfragesatz durch die Konjunktion *ob* eingeleitet, die, wird sie betont, ebenso wie die Interrogativpronomina P-Reduktion der im ersten Konjunkt eingeführten Entscheidungsfrage bewirkt. Im Russischen dagegen entsteht ein untergeordneter Entscheidungsfragesatz durch Erstpositionierung des Verbs und nachfolgende Fragepartikel *li*, also durch eine Konstruktion, die das Prädikat explizieren und betonen muß:

(18) a. Er weiß nicht nur nicht, wann er kommt,
sondern
(er weiß) nicht einmal , ob *(er)* überhaupt *(kommt)*.

b. On ne tol'ko ne znaet, kogda pridet,
a
(on) daže *(ne znaet)*, pridet li voobšče.

Das „Sluicing" ist also strukturell verwandt mit dem Verhalten von Adjazenzellipsen und somit in deren Kontext zu behandeln.

3. Fazit

Die Analyse deutscher und russischer struktureller Ellipsen hat gezeigt, daß beide Sprachsysteme über strukturelle Steuerungsinstrumente verfügen, die im Dienste eines übergeordneten Prinzips, der Topik-Fokus-Gliederung von Äußerungen, mehr oder weniger stark elliptisierend wirken können. Darum ist es nicht zweckmäßig, Ellipsen als auf „vollständige" Sätze zurückgehende reduzierte Strukturen der *parole* zu interpretieren. Vielmehr sind Ellipsen als strukturelle „Nahtstellen" zu verstehen, an denen Sprachen — also die jeweilige *langue* — „direkt auf die Integration des Beiwissens angelegt sind" (Klein 1984: 131).

Anmerkungen

1. Alle russischen Wörter, Beispiele und Namen sind transliteriert.
2. Einen ausführlichen Überblick über die Geschichte der germanistischen Ellipsenforschung gibt Ortner 1987.
3. Parallelfälle in beiden Sprachsystemen sind somit Homonyme.
4. Ausführlich hierzu vgl. Ortner (1987: 85ff).
5. Vgl. auch Ágel (1992: 2), Fries (1983: 9), Komarov (1954: 12).
6. Ähnlich auch Grochowski (1985: 302), der ein Prinzip der „Nicht-Wiederholung der Bestandteile" formuliert.
7. Bzw. übereinstimmen **würden**, wenn man sie in beiden Konjunkten setzte. Im folgenden wird in entsprechenden Formulierungen der Indikativ gewählt.
8. Vgl. hierzu die Erläuterungen in Hermann (1984: 10ff) und Klein (1993: 783f).
9. Vgl. z.B. Kohrt 1976. Weitere Lösungsansätze werden u.a. in Hermann (1984: 15ff) und Klein (1993: 784ff) erörtert.
10. In den Beispielen werden jeweils die nichtexplizierten Elemente in kursive Klammern gesetzt; in Sätzen mit verschiedenen Ellipsenphänomenen wird das jeweils fokussierte unterstrichen.
11. Hier würden allerdings viele Muttersprachler eine Vorwärtsellipse bevorzugen.
12. Auf nominaler Ebene dagegen sind Rückwärtsellipsen im Russischen eher gebräuchlich.
13. Diese Bedeutungsnuance ist in der Forschung immer wieder als zentrales Charakteristikum der Konjunktion *a* hervorgehoben worden, vgl. z.B. Hermann (1984: 51 und 1985: 121), Antonova (1959: 11), Onufrijčuk (1976: 135).
14. Hierauf weist auch Ágel (1991: 45f) bei der Untersuchung lexikalischer Ellipsen hin.
15. Das heißt jedoch nicht, daß nicht auch im Russischen Akzentuierungen und Bedeutungsnuancen über die Wortstellung erreicht werden könnten.
16. Das Begriffspaar „beibehalten - neu" stammt von Klein (1985: 23).
17. Üblicherweise zeigt im Russischen in derartigen Sätzen ein Gedankenstrich zwischen Subjekt und Dativobjekt an, daß eine Verbellipse vorliegt.

Literaturverzeichnis

Ágel, Vilmos: *Lexikalische Ellipsen.* Fragen und Vorschläge. — In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 19 (1991), S. 24-48.

Ágel, Vilmos: *Statik und Dynamik in der Betrachtung des deutschen Wortschatzes.* Lexikalische Ellipse und Verbvalenz. — In: *Német Filológiai Tanulmányok* [=Arbeiten zur deutschen Philologie] XXI (1992), S. 1-9.

Antonova, G. I.: *Nepolnye predloženija v sovremennom russkom jazyke (pis'mennaja reč').* — Dis. kand. filol. nauk, Magnitogorsk 1959.

Bühler, Karl: *Sprachtheorie.* Die Darstellungsfunktion der Sprache. — Jena 1934.

Bußmann, Hadumod: *Lexikon der Sprachwissenschaft.* 2. Aufl. — Stuttgart: Kröner 1990. (= Kröners Taschenausgabe Bd. 452).

Delbrück, Berthold: *Grundfragen der Sprachforschung.* Mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachpsychologie erörtert. — Straßburg: Verlag von Karl J. Trübner 1901.

DEVKIN, V. D.: *Nemeckaja razgovornaja reč': Sintaksis i leksika.* — Moskva 1979.

DEVKIN, V. D.: *Dialog: Nemeckaja razgovornaja reč' v sopostavlenii s russkoj.* — Moskva 1981.

FRIES, NORBERT: *Syntaktische und semantische Studien zum frei verwendeten Infinitiv und zu verwandten Erscheinungen im Deutschen.* — Tübingen: Narr 1983.

GROCHOWSKI, MACIEJ: *Das Problem der Ellipse vom Standpunkt der Satzgenerierungsregeln aus betrachtet.* — In: MEYER-HERMANN, R.; RIESER,2 H. (Hg.), *Ellipsen und fragmentarische Ausdrücke.* Bd. 1. Tübingen 1985. S. 291-305.

HERINGER, HANS JÜRGEN: Theorie der deutschen Syntax. 2. Aufl. — München: Max Hueber Verlag 1973 (= Linguistische Reihe 1).

HERMANN, ELENA: *Untersuchungen zu einem Typ der Verbellipse in symmetrischen Konstruktionen — GAPPING — im modernen Russischen.* Diss. — Leipzig 1984.

HERMANN, ELENA: *Zur Verbal(Phrasen)Ellipse im modernen Russischen.* — In: MEYER-HERMANN, R.; RIESER, H. (Hg.), *Ellipsen und fragmentarische Ausdrücke.* Bd. 1. Tübingen 1985. S. 110-125.

ISAČENKO, A. V.: *Kontextbedingte Ellipse und Pronominalisierung im Deutschen.* — In: *Beiträge zur Sprachwissenschaft, Volkskunde und Literaturforschung.* Wolfgang Steinitz zum 60. Geburtstag am 28. Februar 1965 dargebracht. Berlin: Akademieverlag 1965. S. 163-174.

JACOBS-SÖFFKER, SILKE: *Zur Spezifik der Satzgliedrealisation in der russischen „razgovornaja reč'" — Die Erscheinung der Ø-Realisierung.* — Hagen 1986.

KLEIN, WOLFGANG: *Ellipse, Fokusgliederung und thematischer Stand.* — In: MEYER-HERMANN, R.; RIESER, H. (Hg.), *Ellipsen und fragmentarische Ausdrücke.* Bd. 1. Tübingen 1985. S. 1-24.

KLEIN, WOLFGANG: *Ellipse.* — In: JACOBS ET AL (Hg.), *Syntax.* Ein Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbbd. Berlin; New York 1993. S. 763-799.

KODUCHOV, V. I.: *Vvedenie v jazykoznanie.* 2. Aufl. — Moskva 1987.

KOHRT, MANFRED: *Koordinationsreduktion und Verbstellung in einer generativen Grammatik des Deutschen.* — Tübingen 1976. (=Linguistische Arbeiten 41).

KOMAROV, A. P.: *Nepolnye predloženija v sovremennom nemeckom jazyke.* Dis. kand. filol. nauk. — Moskva 1954.

LEKANT, P. A.: *Ob elliptičeskich predloženijach v russkom jazyke.* — In: Uč. zap. MOPI im. N. K. Krupskoj, t. 148, russkij jazyk, vyp. 10 (1964), S. 111-123.

LEKANT, P. A.: *Ellipsis kak problema sintaksisa i frazeologii.* — In: Uč. zap. MOPI im. N. K. Krupskoj, t. 160, russkij jazyk, vyp. 11 (1966), S. 210-225.

ONUFRIJČUK, E. A.: *Uslovija pojavlenija ellipsisa v tekste i trudnosti, svjazannye s ego vosstanovleniem.* — In: *Lingvističeskie problemy funkcional'nogo modelirovanija rečevoj dejatel'nosti*, vyp. 3 (1976), S. 131-139.

ORTNER, HANSPETER: *Die Ellipse.* Ein Problem der Sprachtheorie und der Grammatikschreibung. — Tübingen 1987.

PADUČEVA, E. V.: *O semantike sintaksisa* (materialy k transformacionnoj grammatike russkogo jazyka). — Moskva 1974.

SHOPEN, TIMOTHY: *A Generative Theory Of Ellipsis.* A Consideration Of The Linguistic Use Of Silence. — Reproduced by the Indiana University Linguistics Club 1972.

SKOVORODNIKOV, A. P.: *O kriterii elliptičnosti v russkom sintaksise.* — In: *Voprosy jazykoznanija* 1973/3, S. 114-123.

STEGNER, JULIANE: *Ellipse als Mittel zum Ausdruck der Thema-Rhema-Struktur.* — In: MEYER-HERMANN, R.; RIESER, H. (Hg.), *Ellipsen und fragmentarische Ausdrücke.* Bd. 1. Tübingen 1985. S. 25-54.

ZELENSKAJA, V. V.; REMIZOVA, N. I.: *Semantičeskaja kompressija glagol'nych slovosočetanij vo francuzskom i russkom jazykach.* — In: *Semantika i urovni ee realizacii.* Sbornik naučnych trudov. Krasnodar 1994. S. 47-52.

ZEMSKAJA, E. A.; KITAJGORODSKAJA, M. V.; ŠIRJAEV, E. N.: *Russkaja razgovornaja reč'.* 2. Aufl. — Moskva 1987.

DEUTSCH ALS FREMDSPRACHE

Péter Bassola (Szeged)

Fremdsprachenunterricht im Ungarn der 90er Jahre

mit besonderer Rücksicht auf das Deutsche[1]

1. Einführung

Parallel zum politischen Systemwechsel — oder ihm sogar etwas vorausgegangen — hat die Wende im Fremdsprachenunterricht in Ungarn stattgefunden. Diese Feststellung gilt auch für andere Länder Osteuropas. Die Sprachenpolitik in diesen Ländern stand im Dienste der sowjetzentrierten sozialistischen Politik; sie brachte nämlich das Primat des Russischen auf allen Schul- und Unterrichtsstufen zur Geltung: Russisch war immer die erste und — wo nur eine Sprache obligatorisch war, wie in der Grundschule und in den meisten Fachmittelschulen — die einzige Fremdsprache. Über die widersprüchliche Situation dieser Sprachenpolitik, nämlich über das Paradoxon des Russischen als institutionell in allen Bereichen geförderter, jedoch im Gebrauch und der Anwendung sehr stark benachteiligter Sprache, habe ich an anderer Stelle geschrieben.[2]

Diese Sprachenpolitik war aber in den ehemals sozialistischen Ländern auch nicht ganz einheitlich: in Rumänien z.B., wo der innenpolitische Druck noch viel stärker war als in manchen dieser Länder, wurde, um dem Westen eine relativ große Unabhängigkeit von der Sowjetunion vorzutäuschen, Russisch als Pflichtfach bereits in den 60er Jahren abgeschafft. Was die anderen Sprachen angeht, so ist in Ungarn beispielweise vom Ende der 40er Jahre bis 1989 eine stufenweise Entwicklung zu beobachten, von einer gewissen Ignoranz dieser Sprachen durch ihre Unterdrückung bis hin zur Errichtung von Schulen mit fremdsprachigem bzw. zweisprachigem Unterricht.[3]

Die eingangs erwähnte Wende in der Sprachenpolitik ist mit der Abschaffung des Russischen als Pflichtfach im Jahre 1989 eingetreten; das neue Grundprinzip der Gleichberechtigung der Sprachen erforderte eine Neustrukturierung des institutionellen Fremdsprachenunterrichts, was mit recht großen Schwierigkeiten, die vor allem durch mangelnde Lehrkräfte hervorgerufen wurden, verbunden war.[4] Im vorliegenden Artikel möchte ich anhand statistischer Angaben sowie durch die Analyse der Wirkung der neuen politischen Atmosphäre diese Entwicklung nach der letzten Datenerfassung im Jahre 1991 darstellen. Ich werde dabei nach einzelnen Schultypen getrennt vorgehen.

Das Schulsystem in Ungarn ist folgendermaßen aufgebaut:

Alter	Schultyp	Klassen
3-6 Jahre	Kindergarten	
ab 6 Jahren	Grundschule	8 Klassen
ab 14 Jahren	Berufsschule oder Gymnasium oder Fachmittelschule	2-3 Klassen 4 Klassen mit Abitur als Abschluß
ab 18 Jahren	Berufsschule oder Hochschule oder Universität (Vorbedingung: Abitur)	Studiendauer: 2-3 Jahre 3-4 Jahre 5-6 Jahre

Tab. 1. Das Schulsystem in Ungarn nach Alter, Schultyp und Dauer.

2. Tendenzen der Sprachenwahl in ungarischen Bildungsinstitutionen

2.1. Kindergarten

Ganz vereinzelt gibt es Kindergärten, in denen Fremdsprachen spielerisch unterrichtet werden, häufiger in den in den letzten Jahren gegründeten privaten als in den staatlichen Kindergärten. Nach meiner Einschätzung (dazu gibt es keine statistischen Erfassungen) überwiegt hier das Deutsche, seltener ist das Englische vetreten und die anderen Sprachen fallen kaum ins Gewicht.

2.2. Grundschule

In der Grundschule[6] ist z.Z. eine (beliebige) Sprache ab der 4. Klasse, d.h. insgesamt 5 Jahre lang obligatorisch.

Bevor ich zur Darstellung des Verhältnisses zwischen den Sprachen in den letzten Jahren übergehe, möchte ich daran erinnern, daß im Schuljahr 1987/88, im letzten, in dem Russisch noch Pflichtsprache war, 837.148 Schüler Russisch und nur 56.741 Schüler eine weitere Fremdsprache gelernt hatten.[7] Zwischen 1990 und 1995 verändert sich das Verhältnis durch die freie Sprachenwahl folgendermaßen:[8]

Schuljahr	Engl.	Deutsch	Russ.	Franz.	Ital.	Span.	Sonst.	Gesamt
90/91	130663 15,9%	186017 22,6%	485002 59,03%	9928 1,2%	—	—	9945 1,2%	821555 100%
91/92	175263 24,15%	260107 35,84%	69888 7,18%	10529 1,45%	2719 0,37%	405 0,05%	6804 0,93%	725715 100%
92/93	224024 31,58%	325408 45,88%	138249 19,49%	12122 1,70%	2166 0,30%	490 0,06%	6772 0,95%	709231 100%
93/94	225169 34,66%	350522 53,95%	55586 8,55%	11477 1,76%	2218 0,34%	320 0,04%	4334 0,66%	649626 100%
94/95	266977 40,47%	354341 53,71%	21764 3,29%	10135 1,53%	1771 0,26%	566 0,08%	4135 0,62%	659689 100%

Tab. 2. Wahl der ersten Fremdsprache in der Grundschule zwischen 1990/91 und 1994/95. Absolute und prozentuale Werte für die Anzahl der Schüler pro Sprache. (Quelle: Abteilung für Statistik der Hauptabteilung für Informatik beim Ungarischen Ministerium für Bildung und Unterricht, im weiteren: AStatMiBU)

Im ersten Vergleichsjahr haben noch über die Hälfte der Schüler Russisch gelernt (59,03%); in den nächsten Jahren zeigen das Englische und das Deutsche auf Kosten des Russischen eine steil steigende Tendenz. In den untersuchten fünf Jahren sind auch die sonstigen Sprachen auf die Hälfte zurückgefallen (von 9.945 im Schuljahr 1990/91 auf 4.135 im Schuljahr 1994/95). Im letzten Vergleichsjahr 1994/95 sind Deutsch und Englisch mit zusammen 94,18% weit bestimmend, während das Russische immer noch von mehr Schülern gelernt wird (21.764) als die romanischen und die sonstigen Sprachen zusammen (16.607).

Die Schülerzahl im Alter, in dem die Schüler eine Sprache lernen (Klassen 4-8), ist von 821.555 im Schuljahr 1990/91 auf 659.689 im Schuljahr 1994/95 gesunken, trotzdem ist bei beiden führenden Sprachen, Englisch und Deutsch, eine steigende Tendenz zu beobachten. Allerdings hat sich die Zunahme bei Englisch vom Schuljahr 1992/93 auf das Schuljahr 1993/94, bei Deutsch vom Schuljahr 1993/94 auf das Schuljahr 1994/95 im Vergleich zu den anderen Jahren verlangsamt. Den höchsten Anteil am Fremdsprachenunterricht in der Grundschule hatte im Schuljahr 1994/95 das Deutsche mit 53,71%, an zweiter Stelle steht das Englische mit 40,47%.

Für die zweite Fremdsprache, die in der Grundschule von relativ wenigen Schülern fakultativ gelernt wird, ergibt sich ein etwas anderes Bild:

Schuljahr	Engl.	Deutsch	Russ.	Franz.	Ital.	Span.	Sonst.	Gesamt
90/91	22864 41,04%	20094 36,06%	8716 15,64%	2064 3,70%	—	—	1973 3,54%	55711 100%
91/92	23278 43,28%	20759 38,60%	5296 9,84%	1974 3,67%	82 0,15%	458 0,85%	1929 3,58%	53776 100%
92/93	21035 40,06%	20636 39,30%	3587 6,83%	2082 3,96%	355 0,67%	695 1,32%	4112 7,83%	52502 100%
93/94	18676 45,18%	14486 35,05%	2018 4,88%	1852 4,48%	135 0,32%	672 1,62%	3489 8,44%	41328 100%
94/95	18915 45,85%	13918 33,74%	1164 2,82%	1875 4,54%	61 0,14%	786 1,90%	4529 10,97%	41248 100%

Tab. 3. Wahl der zweiten Fremdsprache in der Grundschule zwischen 1990/91 und 1994/95. Absolute und prozentuale Werte für die Anzahl der Schüler pro Sprache. (Quelle: AStatMiBU)

Absolut gesehen hat nur die Zahl der Schüler, die sonstige Sprachen oder Spanisch lernen, zugenommen. Im Falle der anderen Sprachen ist die absolute Zahl gesunken. Da aber die Zahl der eine zweite Fremdsprache lernenden Schüler insgesamt von 55.711 auf 41.248 zurückging, zeigt die absolute Abnahme des Englischen immer noch einen relativen Zuwachs von 41% auf 45,5%. Im Falle des Deutschen handelt es sich auch im Vergleich zur Gesamtzahl um einen Rückgang von 36% auf 33,7%.

Obwohl das Englische in der Grundschule bei der zweiten Fremdsprache vor dem Deutschen führend ist, holt das Englische mit einem Vorsprung von etwa 5.000 Schülern das Übergewicht des Deutschen bei der ersten Fremdsprache nicht wesentlich auf. Wir können für die Grundschule feststellen, daß die am häufigsten gewählte Sprache das Deutsche, die am zweithäufigsten gewählte das Englische ist. Beide zusammen machen den weit überwiegenden Teil aus.

Wie schwierig die Umstellung auf das neue System des Fremdsprachunterrichts in der Grundschule ist, läßt sich aus den Angaben zu den Fremdsprachenlehrern erkennen:

Schuljahr	Engl.	Deutsch	Russ.	Franz.	Ital.	Span.	Sonst.	Gesamt
90/91	825 6,79%	933 7,68%	9367 77,15%	144 1,18%	—	—	872 7,18%	12141 100%
91/92	931 9,77%	974 10,22%	7092 74,47%	147 1,54%	—	—	379 3,97%	9523 100%
92/93	1126 18,89%	1318 22,11%	3119 52,33%	127 2,13%	30 0,50%	5 0,08%	235 3,94%	5960 100%
93/94	1183 26,42%	1283 28,66%	1636 36,55%	134 2,99%	38 0,84%	6 0,13%	196 4,37%	4476 100%
94/95	1429 34,09%	1623 38,72%	752 17,94%	167 3,98%	38 0,90%	1 0,02%	181 4,31%	4191 100%

Tab. 4. Verteilung der Fremdsprachenlehrer in der Grundschule. Absolute und prozentuale Werte nach Sprachen. *„Bemerkung: Die Zahl der Diplomsprachlehrer bis 1991/92, dann die Zahl der Pädagogen mit dem Fach einer Sprache, die die gegebene Sprache unterrichten."* (Quelle: AStatMiBU)

Bei abnehmender Zahl der Schüler (821.555 bis 659.689) ist die Zahl der Diplomsprachlehrer in der Grundschule von 12.141 auf 4.191 gesunken; dies ist die Folge der schnellen Abnahme der Russischlehrer und der langsamen Zunahme anderer Sprachlehrer. Während im Schuljahr 1990/91 noch **alle** Diplomrussischlehrer (9.367) — allerdings nur mehr knapp über die Hälfte der Schüler (485.002) — unterrichteten, sind im Schuljahr 1994/95 nur 752 Diplomrussischlehrer am Unterricht beteiligt. Im ersten Vergleichsjahr fallen etwa 51 Schüler auf einen Russischlehrer, im letzten ist dieses Verhältnis etwa 29 Schüler pro Lehrer.

Trotz langsamer Zunahme der Englisch- (von 825 auf 1429) und Deutschlehrerzahl (von 933 auf 1623) verschlechtert sich das Schüler-Lehrer-Verhältnis von 158 auf 186 im Falle des Englischen bzw. von 199 auf 218 beim Deutschen.

2.3. Berufsschule

Die Zahl der Schüler und Lehrlinge, die eine Berufsschule besuchen, belief sich im Schuljahr 1993/94 auf 166.151, von denen aber nur 8.036 über ein Abitur verfügten. Nur ein kleiner Anteil (16,1%) von ihnen lernte eine Fremdsprache:

	Englisch	Deutsch	Französisch	Sonstige	Gesamt
Berufsschulen davon:	5536 (20,66%)	17769 (66,31%)	1010 (3,76%)	2480 (9,25%)	26795 (100%)
– Handel	3310 (23,86%)	8603 (62,02%)	117 (0,84%)	1840 (13,26%)	13870 (100%)
– Gewerbe	1822 (25,72%)	3976 (56,13%)	840 (11,85%)	445 (6,28%)	7083 (100%)

Tab. 5. Wahl der Fremdsprachen in den Berufsschulen im Schuljahr 1993/94, davon gesondert angegeben sind die Handelsschulen und Gastgewerbeschulen. Absolute und prozentuale Werte für die Anzahl der Schüler pro Sprache. (Quelle: *Statisztikai Tájékoztató, Szakmunkásképzés* (1994), S. 24.)

Unter den Sprachen ist Deutsch bei weitem am häufigsten (zu 66,31%) vertreten, Englisch und Deutsch zusammen haben einen Anteil von 86,97%. Der Fremdsprachenunterricht überwiegt in zwei Bereichen — nämlich Handel und Gastgewerbe — weitgehend, aber Deutsch ist vor allen Sprachen, auch vor Englisch mit Abstand die erste Sprache.

2.4. Gymnasium

Im Gymnasium[9] müssen die Schüler zwei Fremdsprachen lernen. Die nachfolgende Tabelle enthält also die Schüler doppelt:

Schuljahr	Engl.	Deutsch	Russ.	Franz.	Ital.	Span.	Sonst. mit Lat.	(davon) Latein	Gesamt
90/91	70993 31,38%	54118 23,92%	75891 33,54%	15649 6,91%	5805 2,56%	1585 0,70%	2183 0,96%		226224 100%
91/92	81774 35,78%	64051 28,02%	52018 22,76%	18696 8,18%	7106 3,10%	2283 0,99%	2604 1,13%		228532 100%
92/93	94083 38,01%	72159 29,15%	33080 13,36%	20307 8,20%	8171 3,30%	2673 1,07%	17042 6,88%	13928	247515 100%
93/94	100673 43,46%	77086 33,28%	22729 9,81%	19992 8,63%	8529 3,68%	2606 1,12%	??	??	~231615 100%
94/95	106615 42,51%	82614 32,94%	17115 6,82%	19724 7,86%	8622 3,43%	2584 1,03%	13500 5,38%		250774 100%
95/96	112097 43,09%	88525 34,03%	12756 4,90%	19806 7,61%	8743 3,36%	2730 1,04%	15456 5,94%	12302	260113 100%

Tab. 6. Wahl der beiden Fremdsprachen im Gymnasium zwischen 1990/91 und 1995/96. Absolute und prozentuale Werte für die Anzahl der Schüler pro Sprache. (Quelle: AStatMiBU)

Das Russische zeigt auch im Gymnasium eine stark abnehmende Tendenz, während die anderen Sprachen eine zunehmende aufweisen. Unter den sonstigen Sprachen ist das Lateinische am stärksten vertreten: im Schuljahr 1992/93 haben 13928 Schüler Latein gelernt (von 17042), das sind 81,72%. Die beiden Sprachen mit der größten Frequenz sind auch in diesem Schultyp das Englische und das Deutsche, mit dem Unterschied zur Grundschule, daß hier das Englische gegenüber dem Deutschen überwiegt.

Englisch und Deutsch haben im Schuljahr 1995/96 am Sprachunterricht im Gymnasium einen Anteil von 77,12%; im Vergleich zur Grundschule haben die romanischen Sprachen ihren Anteil wesentlich (auf 12,01%) erhöht, Latein hat ebenfalls zugenommen und es ist etwa mit dem gleichen Wert (4,72%) vertreten wie das Russische (4,90%). Im Gegensatz zur Grundschule wird im Gymnasium häufiger das Englische gewählt als das Deutsche. Im letzten Schuljahr 1995/96 war dieses Verhältnis 43,09 zu 34,03%.

Tab. 7 zeigt die Anzahl der Lehrer, die die wichtigsten Sprachen unterrichten:

Schuljahr	Englisch	Deutsch	Russisch	Französisch
92/93	1251	998	866	393
93/94	1311	1082	666	371
94/95	1553	1283	560	421

Tab. 7. Zahl der Sprachlehrer im Gymnasium zwischen 1992/93 und 1994/95. (Quelle: AStatmiBU)

Während sich vom ersten Vergleichsjahr zum zweiten die Zahl der anderen Sprachlehrer etwas mehr erhöhte als die der Russischlehrer abgenommen hatte, verbesserte sich zum nächsten Schuljahr das Schüler-Lehrer-Verhältnis beim Englisch-, Deutsch- und Französischunterricht wesentlich, wobei Russischlehrer nur um 100 weniger am Unterricht beteiligt waren. Im Schuljahr 1994/95 kommen also beim Englisch- bzw. Deutschunterricht 68 bzw. 64 Schüler auf einen Lehrer, beim Französisch- und Russischunterricht ist dieses Verhältnis noch besser (46 bzw. 30 Schüler).

2.5. Fachmittelschule

In der Fachmittelschule müssen die Schüler — je nach Art der Schule — eine oder zwei Fremdsprachen lernen. Tab. 8 zeigt die Zahl der Schüler, die die betreffende Sprache lernen; sie gibt keine Auskunft darüber, um wieviel Schüler es tatsächlich geht, denn manche lernen zwei Sprachen, aber es ist nicht bekannt, wieviele:

Schuljahr	Engl.	Deutsch	Russ.	Franz.	Ital.	Span.	Sonst.	Gesamt
90/91	49293 24,90%	46668 23,58%	90797 45,88%	8693 4,39%	1619 0,81%	464 0,23%	366 0,18%	197900 100%
91/92	64782 34,12%	64207 33,82%	49541 26,09%	9055 4,77%	1641 0,86%	394 0,20%	212 0,11%	189832 100%
92/93	77149 40,86%	76763 40,65%	23577 12,48%	9073 4,80%	1769 0,93%	266 0,14%	210 0,11%	188807 100%
93/94	85350 44,15%	83989 43,45%	12537 6,48%	9058 4,68%	2171 1,12%	183 0,09%	??	~193288 100%
94/95	89580 45,79%	87666 44,81%	7104 3,63%	8374 4,28%	2347 1,19%	203 0,10%	329 0,16%	195603 100%

Tab. 8. Wahl der beiden Fremdsprachen in der Fachmittelschule zwischen 1990/91 und 1994/95. Absolute und prozentuale Werte für die Anzahl der Schüler pro Sprache. (Quelle: AStatMiBU)

Die Zahl der Russischlerner fällt in der Fachmittelschule von 45,88% im Schuljahr 1990/91 auf 3,63% im Jahr 1994/95 zurück. Die Zahl der Französischlerner steigt vom ersten zum zweiten Jahr etwas an, drei Jahre lang bleibt sie auf dem gleichen Wert und im letzten Vergleichsjahr fällt sie unter das Niveau des ersten Jahres. Englisch und Deutsch halten sich die Waage: ihre Zahlen (89.580 bzw. 87.666) erreichen im Schuljahr 1994/95 fast den Anfangswert des Russischen (90.797) und haben einen Anteil von 90,6 % am gesamten Fremdsprachenunterricht in der Fachmittelschule.

Tab. 9 zeigt die Verteilung der Sprachlehrer in den Fachmittelschulen:

Schuljahr	Englisch	Deutsch	Russisch	Französisch
92/93	591	528	431	94
93/94	689	643	270	118
94/95	863	796	218	127

Tab. 9. Zahl der Sprachlehrer in der Fachmittelschule zwischen 1992/93 und 1994/95. (Quelle: AStatmiBU)

Die Anzahl der anderen Sprachlehrer hat auch in den Fachmittelschulen in einem stärkeren Verhältnis zugenommen als die der Russischlehrer abnahm. Das Schüler-Lehrer-Verhältnis ist im Schuljahr 1994/95 mit 32 bzw. 65 Schülern pro Lehrer beim Russisch- bzw. Französischunterricht am besten, beim Englisch- und Deutschunterricht liegt es um den gleichen Wert (103 bzw. 110).

2.6. Universität und Hochschule

2.6.1. Fremdsprachenwahl ungarischer Studierender

Studenten, die an einer Universität oder Hochschule studieren, müssen — unabhängig vom Fach — eine oder zwei Fremdsprachen lernen, die sie frei

wählen können. Englisch und Deutsch sind anderen Sprachen gegenüber auch auf dieser Ausbildungsebene führend.

Studienjahr	Engl.	Deutsch	Russ.	Franz.	Ital.	Span.	Latein	Sonst.	Gesamt
92/93	28518 46,78%	14664 24,05%	3914 6,42%	2936 4,81%	1738 2,85%	1181 1,93%	5435 8,91%	2566 4,20%	60952 100%
95/96	33145 52,36%	16770 26,49%	2609 4,12%	2724 4,30%	1325 2,09%	865 1,36%	3829 6,04%	2031 3,20%	63298 100%

Tab. 10. Wahl der ersten Fremdsprache an der Universität und Hochschule in den Studienjahren 1992/93 und 1995/96. Absolute und prozentuale Werte für die Anzahl der Studenten pro Sprache. (Quelle: AStatMiBU)

Im Studienjahr 1992/93 haben Englisch und Deutsch einen Anteil von 70% am Fremdsprachenunterricht; der Vorsprung des Englischen gegenüber dem Deutschen ist in diesem Bereich noch viel größer als im Gymnasium: Englisch wird etwa doppelt so oft gewählt (28.518) wie Deutsch (14.664). Immerhin beträgt der Anteil der Deutsch lernenden Studenten an der Gesamtzahl etwa 24%. An dritter Stelle steht das Lateinische mit etwa 8%, wobei das Russische nur mehr zu 6,4% vertreten ist.

Im Studienjahr 1995/96 ist ein weiteres Vordringen von Englisch und Deutsch zu beobachten. Englisch und Deutsch sind nun zu 78,85% am Fremdsprachenunterricht beteiligt; dem Deutschen gegenüber zeigt das Englische wieder den doppelten Anteil: während das Deutsche zu 26,49% gewählt wird, weist das Englische einen Anteil von 52,36% auf. Im Vergleich zum Studienjahr 1992/93 zeigen das Russische (6,42% zu 4,12%) und das Lateinische (8,91% zu 6,04%) niedrigere Werte.

Im Studienjahr 1995/96 wurden die Fremdsprachen als zweite Fremdsprache im folgenden Verhältnis gewählt:

Englisch	Deutsch	Russisch	Franz.	Ital.	Spanisch	Latein	Sonst.	Gesamt
3646 33,30%	2958 27,01%	493 4,50%	727 6,64%	490 4,47%	465 4,24%	1259 11,49%	910 8,31%	10948 100%

Tab. 11. Wahl der zweiten Fremdsprache an der Universität und Hochschule im Studienjahr 1995/96. Absolute und prozentuale Werte für die Anzahl der Schüler pro Sprache. (Quelle: AStatMiBU)

Der Anteil des Englischen und Deutschen als zweiter Fremdsprachen an der Gesamtzahl ist zwar niedriger als bei der ersten Fremdsprache, er beträgt aber immer noch 60,31%, und der Vorsprung des Englischen vor dem Deutschen ist nicht mehr so groß: das Deutsche weist hier den gleichen Anteil von 27,01% auf wie bei der ersten Fremdsprache.

Durch die Erkenntnis der besonderen Rolle der Fremdsprachen im Bereich des (Außen-) Handels und Gastgewerbes wurden in Hochschuleinrichtungen dieser Branche (Universität für Wirtschaftswissenschaften, Hochschule für Außenhandel, Hochschule für Handel und Gastgewerbe) bereits Ende der

60er, Anfang der 70er Jahre Fremdspracheninstitute, -lektorate mit besonderen Programmen eingerichtet, was einen Fremdsprachenunterricht auf hohem Niveau ermöglichte. In diesen Institutionen haben die Studenten je nach Fachrichtung schon über zwei Jahrzehnte lang vor der sprachenpolitischen Wende staatlich anerkannte Sprachprüfungen ablegen müssen bzw. können.

Etwa seit Anfang der 90er Jahre wird stufenweise eingeführt, daß nur diejenigen Studenten in allen Institutionen Hochschul- bzw. Universitätsdiplome bekommen, die in einer Sprache (in manchen Bereichen in zwei Sprachen) eine Sprachprüfung auf der mittleren Stufe abgelegt haben. Immer mehr Hochschuleinrichtungen erhalten das Recht, diese Sprachprüfungen abzunehmen. Der Unterricht wird aus mehrfachen Gründen immer effektiver: die Studenten fühlen sich zu größerem Engagement gezwungen, da sie eine Prüfung ablegen müssen, und sie sehen immer mehr Chancen, die Sprachkenntnisse im Beruf oder auch privat anzuwenden.

2.6.2. Fremdsprachige Studiengänge

Bereits in den 80er Jahren gab es Universitäten, die den Unterricht — für Ausländer — auch in der Fremdsprache durchgeführt haben. Die deutsch- und englischsprachigen Studenten an den medizinischen Universitäten z.B. waren und sind zugleich auch sprachliche Vermittler in ihrer ungarischen (fachlichen wie persönlichen) Umgebung. Im Studienjahr 1994/95 war dieser Unterricht an den medizinischen Universitäten landesweit folgendermaßen verteilt:

Budapest in Engl. u. Dt. zus.	Debrecen in Engl.	Fünfkirchen/Pécs in Engl.	Szeged in Engl.	Budapest Veter. med. in Engl. u. Dt.	
1088	275	254	434	64	90

Tab. 12. Zahl der Studenten, die im Studienjahr 1994/95 in der Fremdsprache Medizin studiert haben. (Quelle: *Statisztikai Tájékoztató, Felsőoktatás* (1996), S. 93f.)

In deutscher Sprache wird also von fünf medizinischen Universitäten nur an zweien unterrichtet und auch zahlenmäßig bleibt der deutschsprachige Unterricht hinter dem englischsprachigen zurück. Unterricht für ausländische Studierende wird an der Technischen Universität nur in englischer Sprache angeboten, daran haben im gleichen Studienjahr 1994/95 380 Studierende teilgenommen.

Seit einigen Jahren werden von Universitäten und Hochschulen immer mehr Studienprogramme in einer fremden Unterrichtssprache auch für ungarische Studierende (oft) gegen höhere Studiengebühren angeboten, meist in Zusammenarbeit mit einer ausländischen Universität, die ein Teilstudium sichert. Im Studienjahr 1994/95 betrug die Zahl der in einer fremden Unter-

richtssprache in einer ungarischen Hochschuleinrichtung studierenden (meist) Ungarn 515; sie verteilten sich folgendermaßen:

Institution	in Englisch	in Deutsch	in Französisch
Wirtschaftsuniversität Budapest	238	—	—
Hochschule für Außenhandel	98	—	82
Hochschule für Handel und Gastgewerbe	41	29	—
Ungarische Universität für Körperkultur	27	—	—
Technische Hochschule (Elektortechnik)	82	—	—
Technische Hochschule (Maschinenbau)	26	—	—

Tab. 13. Zahl der Studenten, die im Studienjahr 1994/95 an einer Hochschule oder Universität das Fach in einer Fremdsprache studiert haben, angegeben nach Sprache und Hochschuleinrichtung. (Quelle: *Statisztikai Tájékoztató, Felsőoktatás* (1996), S. 93f.)

Die englischsprachigen Studienprogramme überwiegen sowohl, was die Institutionen als auch, was die Anzahl der Studierenden anbelangt. Obwohl bei dieser Unterrichtsform wesentlich höhere Gebühren zu zahlen sind als bei den staatlichen Hochschulprogrammen, ist wegen der sprachlichen Plusleistung ein großes Interesse zu beobachten.

In der obigen Tabelle sind die fremdsprachigen Ingenieurausbildungen der Technischen Universität Budapest, die seit 1991 in französischer und seit 1992 in deutscher Sprache durchgeführt werden und kostenlos sind, nicht enthalten.

Für die deutschsprachige Ausbildung an der Technischen Universität können sich ungarische Abiturienten mit guten Sprachkenntnissen melden und wegen dem großen Interesse kann nach einer Aufnahmeprüfung nur ein Teil aufgenommen werden. Bereits in den ersten vier Semestern läuft die Grundausbildung in deutscher Sprache, außerdem erhalten die Studierenden in vier Wochenstunden Sprach- und Kulturunterricht. Diese Ausbildung, bei der ein gewisses Kontingent für Ungarndeutsche vorbehalten ist, wird von der Bundesrepublik Deutschland und der deutschen Botschaft in Budapest finanziell unterstützt, so daß das Studium und die Lehrbücher kostenlos sind. Nach der Grundausbildung (nach dem vierten Semester) verbringen die Studierenden mit einem Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) ein Semester an der Universität Karlsruhe und nach Beendigung erhalten sie ein europäisches Diplom.

Die internationalen Ergebnisse im Bereich der Fachsprachenforschung sind in Ungarn bereits in den 60er und 70er Jahren übernommen und weitergeführt worden; diese Werkstätten begannen in den oben genannten Hochschuleinrichtungen für Wirtschaft (Wirtschaftsuniversität Budapest sowie Hochschule für Außenhandel) tätig zu sein, in denen Ende der 80er Jahre die Ausbildung der Fachübersetzer aufgenommen wurde.

Anfang der 90er Jahre brachte die Abschaffung der zentralistischen Hochschulpolitik auch weitere Ergebnisse: die Hochschuleinrichtungen konnten in ihrem Bereich selbst entscheiden, mit welchen neuen Fachrichtungen sie starten. So werden nun über die Wirtschaftssprache hinaus in immer mehr Bereichen wie Technik, Landwirtschaft u.a. Fachübersetzer und Dolmetscher ausgebildet.

2.7. Deutsch als Fremdsprache außerhalb der Schule

Zu den zahlreichen Sprachenschulen, die in den 80er Jahren in großer Zahl entstanden sind, sind Anfang der 90er Jahre noch weitere — u.a. auch kleinere — hinzugekommen. In den letzten zwei-drei Jahren haben viele Sprachenschulen aufgegeben, weil die zahlungskräftige Nachfrage gesunken ist. Es stehen mir keine Angaben hinsichtlich der Zahl der Sprachenschulen und des Anteils der Sprachen zur Verfügung, aber nach meiner Einschätzung werden auch im Erwachsenenunterricht Englisch und Deutsch am häufigsten gewählt.

Von den Institutionen, die für Erwachsene Deutschkurse anbieten, sind das Goethe-Institut und das Österreichische Kulturinstitut hervorzuheben. Sprachenschulen organisieren immer mehr Kurse mit Fachsprachenprogrammen (Wirtschaftsdeutsch, Korrespondenz u.a.).

3. Sprachlehrerausbildung — Deutschlehrerausbildung

Da in Ungarn gegenwärtig zwischen dem Studium einer Fremdsprachenphilologie und dem Studium Fremdsprache mit Lehramt schwierig unterschieden werden kann und die meisten Fremdsprachen-Studierenden z.Z. eine Lehrerausbildung erhalten, enthalten die unten angegebenen Zahlen beide Gruppen.

3.1. Traditionelle Ausbildungsformen

Seit der Wende in der Sprachenpolitik ist in Ungarn eine deutliche qualitative Veränderung in der Sprachlehrerausbildung zu beobachten.

Tab. 14 (S. 100) zeigt die Zunahme der Zahl der angehenden Sprachlehrer, die im Wechsel von 2-3 Jahren wellenmäßig stattfand. Im letzten Jahr haben sogar etwas weniger Studenten Sprachen studiert (15.590) als im Jahr zuvor (16.206). Im untersuchten Zeitraum von sieben Jahren hat sich die Zahl der Fremdsprachen Studierenden immerhin von 7051 (1988/89) auf 15590 (1995/96) mehr als verdoppelt. Die Zahl der Englisch Studierenden hat sich von 25,88% (1988/89) auf 39,16% (1993/94) erhöht, und ist dann auf 36,94% (1995/96) leicht gesunken, während die der Deutsch Studierenden von 11,45% auf 30,39% durchgehend gestiegen ist.

Russisch ist die einzige Sprache, bei der eine deutlich abnehmende Tendenz zu beobachten ist. Die neuromanischen und sonstigen Sprachen zeigen zwischen 1988/89 und 1995/96 eine 3-4fache, Deutsch eine sechsfache Zu-

Gelmanliszt Könyvtár

nahme. Im Falle des Englischen ist sie vierfach, wobei Englisch bereits im ersten Vergleichsjahr (1988/89) einen hohen Wert aufwies.

Studienjahr	Engl.	Deutsch	Russ.	Franz.	Ital.	Span.	Sonst.	Gesamt
88/89	1825 25,88%	808 11,45%	3353 47,55%	433 6,14%	192 2,72%	45 0,63%	395 5,60%	7051 100%
89/90	2144 30,07%	1094 15,34%	2600 36,47%	516 7,23%	191 2,67%	90 1,26%	494 6,92%	7129 100%
90/91	2406 31,77%	1579 20,85%	2061 27,21%	649 8,56%	281 3,71%	103 1,36%	494 6,52%	7573 100%
91/92	3514 35,00%	2274 22,65%	2023 20,15%	863 8,59%	370 3,68%	129 1,28%	866 8,62%	10039 100%
92/93	4041 37,72%	2800 26,13%	1409 13,15%	964 8,99%	534 4,98%	155 1,44%	809 7,55%	10712 100%
93/94	4469 39,16%	3073 26,92%	1062 9,30%	1106 9,69%	576 5,04%	180 1,57%	946 8,28%	11412 100%
94/95	6274 38,71%	4682 28,89%	1190 7,34%	1522 9,39%	810 4,99%	274 1,69%	1454 8,97%	16206 100%
95/96	5759 36,94%	4739 30,39%	900 5,77%	1509 9,67%	871 5,58%	236 1,51%	1576 10,10%	15590 100%

Tab. 14. Zahl der Sprachen Studierenden zwischen 1988/89 und 1995/96. Absolute und prozentuale Werte für die Anzahl der Studenten pro Sprache. Die Angaben enthalten alle Sprachen studierenden Studenten in allen Studienjahren; da das Studium 3-5 Jahre dauert, muß man, um die Zahl der jährlichen Absolventen zu bekommen, die jeweilige Zahl durch (durchschnittlich) 4 dividieren. (Quelle: AStatMiBU)

Die Fremdsprachenlehrer werden in den folgenden Institutionen für folgende Schultypen ausgebildet:

Institution	Studiendauer	berechtigt für den Unterricht im Schultyp
Hochschule für Elementarschullehrerausbildung	3-4 Jahre	Klassen 1-4 der Grundschule
Pädagogische Hochschule	4 Jahre	Klassen 5-8 der Grundschule
Universität	5 Jahre	Mittelschule: Gymnasium, Fachmittelschule (Klassen 9-12) oder höhere Schultypen

Tab. 15. Ausbildung der Lehrer für die unterschiedlichen Schultypen mit Angabe der Studiendauer

Die Fremdsprachenlehrerausbildung für die Klassen 1-4 der Grundschule hat erst vor wenigen Jahren begonnen: in allen Hochschulen werden Englischlehrer, in elf der zwölf Hochschulen Deutschlehrer, in drei Hochschulen Französischlehrer und in zwei Hochschulen Italienischlehrer ausgebildet. In drei Hochschulen können angehende Lehrer und in zwei dieser Hochschulen angehende Kindergärtnerinnen ein Studium mit deutschem Nationalitätenprogramm führen.

Bis 1989 wurden an den Pädagogischen Hochschulen außer Russisch keine Lehrer für andere Fremdsprachen ausgebildet; an zwei Hochschulen (in Fünfkirchen/Pécs und Szeged) konnten angehende Lehrer für deutsche Nationalitätenschulen studieren. Bereits in dem Jahr, als Russisch als Pflichtfach abgeschafft wurde, sind an allen Pädagogischen Hochschulen deutsche Lehrstühle (sowie andere Sprachlehrstühle) gegründet worden, eine Hochschule ist auf Universitätsrang erhoben (Fünfkirchen/Pécs) und eine neue ins Leben gerufen worden, wo ebenfalls Deutsch als Fach gewählt werden kann. Somit gibt es heute in Ungarn sechs Pädagogische Hochschulen mit deutschen Lehrstühlen.

Bis zur Mitte der 80er Jahre konnte man in Ungarn nur an drei Universitäten (Eötvös-Loránd-Universität /ELTE/ Budapest, Kossuth-Lajos-Universität /KLTE/ Debrecen, József-Attila-Univeristät /JATE/ Szeged) Deutsch studieren. Der vierte Universitätslehrstuhl (Janus-Pannonius-Universität /JPTE/ Fünfkirchen/ Pécs) ist vor etwa 10 Jahren von einer Pädagogischen Hochschule zur Universität geworden. Hinzukommen heute drei weitere Universitäten (Miskolc, Veszprém, Pázmány-Péter-Katholische-Universität /PPKE/ Piliscsaba), die auch schon früher existierten und an denen deutsche Lehrstühle in den letzten 4-5 Jahren neu gegründet wurden. Zum Vergleich sei noch angemerkt, daß an allen obigen Universitäten auch Englisch studiert werden kann, darüber hinaus auch an einer weiteren neugegründeten Universität (Károli-Gáspár-Reformierte-Universität /KGRE/ Budapest).

3.2. Neue Ausbildungsformen

Um den Lehrermangel möglichst schnell zu beheben, wurden Spezialprogramme zur Fremdsprachenlehrerausbildung eingeleitet,[10] die an den Pädagogischen Hochschulen und an den Universitäten durchgeführt werden und sich gegenwärtig in der Auslaufphase befinden.[11]

3.2.1. Eine Schnellausbildung mit einem Dreijahresprogramm

Im Studienjahr 1990/91 startete die Eötvös-Loránd-Universität Budapest mit einer neuen Form der Ausbildung von Sprachlehrern, im Studienjahr danach folgten weitere Universitäten und Pädagogische Hochschulen. Im Rahmen dieser Ausbildung erhalten die Studierenden innerhalb von drei Jahren Sprachlehrerdiplome, die zwar als Hochschuldiplome (und nicht als Universitätsdiplome) gelten, die Lehrer jedoch berechtigen, auf allen Schulstufen zu unterrichten. An der Ausbildung waren im Studienjahr 1995/96 insgesamt 4424 in diesem Studiengang beteiligt, wobei die meisten (45,59%) Englisch, und etwas weniger (42,42%) Deutsch studiert haben:

Englisch	Deutsch	Französisch	Italienisch	Spanisch	Insgesamt
2017 45,59%	1877 42,42%	258 5,83%	231 5,22%	41 0,92%	4424 100%

Tab. 16. Zahl der im Dreijahresstudium Sprachen Studierenden. Absolute und prozentuale Werte der Studenten nach Sprachen angegeben. Für die Informationen danke ich Frau Márta Fazekas im Ungarischen Ministerium für Bildung und Unterricht herzlich. Obige Angaben sind in der letzten Zeile (1995/96) von Tab. 14 mitenthalten.

Während die Deutsch- und Englischlehrerausbildung im letzten Studienjahr in 12 Hochschuleinrichtungen durchgeführt wurde und den überwiegenden Teil (88%) ausmachte, konnte man in dieser Studienform nur mehr an 9 Hochschulen und Universitäten Französisch und in noch weniger Institutionen Italienisch und Spanisch studieren. Über dieses Studium wie auch darüber, daß die Sprachlehrer mit diesem Diplom in allen Schultypen unterrichten können, sind die Meinungen stark geteilt. Den besten Studenten dieser Unterrichtsform wird auch ermöglicht, nach drei Jahren das Studium in weiteren zwei Jahren auf Universitätsebene abzuschließen. Dieser Studiengang wird in den nächsten Jahren auslaufen.

3.2.2. Russischlehrerumschulung

Gleich nach Abschaffung des Russischen als Pflichtfach im Jahr 1989 begann auf Staats- und Weltbankkosten die Umschulung der Russischlehrer, die zwei Phasen umfaßt: die Vorbereitung zur staatlich anerkannten Sprachprüfung in zwei-drei Jahren und das Studium in drei Jahren. Mit der Ausbildung in der zweiten Phase wurde im Studienjahr 1990/91 begonnen. Tab. 17 zeigt die Anzahl der Russischlehrer, die das Studium absolviert haben:

Studienjahr	Englisch	Deutsch	Französisch	Italienisch	Spanisch	Latein	Gesamt
92/93	240 40,47%	266 44,85%	50 8,43%	20 3,37%	8 1,34%	9 1,51%	593 100%
93/94	337 44,22%	341 44,75%	40 5,24%	28 3,67%	5 0,65%	11 1,44%	762 100%
94/95	327 45,92%	339 47,61%	32 4,49%	9 1,26%	5 0,70%	—	712 100%
95/96	431 41,84%	530 51,45%	36 3,49%	17 1,65%	5 0,48%	11 1,06%	1030 100%
Gesamt	**1335 43,10%**	**1476 47,65%**	**158 5,10%**	**74 2,38%**	**23 0,74%**	**31 1,00%**	**3097 100%**

Tab. 17. Anzahl der Russischlehrer, die im jeweiligen Jahr das Sprachlehrerstudium absolviert haben. Für Angaben und Informationen danke ich Frau Márta Fazekas beim Ungarischen Ministerium für Bildung und Unterricht. (Quelle: AStatMiBU)

Die Zahl der Studierenden in den Fächern Deutsch und Englisch hat — abgesehen vom Studienjahr 1994/95 — von Jahr zu Jahr zugenommen, während sie sich bei den anderen Sprachen um den gleichen Wert bewegt, im Falle von Französisch ist sogar ein Rückfall zu beobachten. Im Vergleich zu

Englisch zeigt das Deutsche etwas höhere Zahlen, ihr Anteil bewegt sich zwischen 85% und 93%.

Im Studienjahr 1995/96 haben die Letzten mit dem Studium begonnen; aufgrund der Anzahl der Studierenden in den beiden laufenden Studienjahren kann man die Größenordnung voraussagen, in der Russischlehrer das Diplom bekommen werden:

Studienjahr	Englisch	Deutsch	Französisch	Italienisch	Spanisch	Latein	Gesamt
96/97	399 40,75%	492 50,25%	32 3,26%	44 4,49%	4 0,40%	8 0,81%	979 100%
97/98	410 45,45%	450 49,88%	21 2,32%	16 1,77%	4 0,44%	1 0,11%	902 100%
Gesamt	**809 43,00%**	**942 50,07%**	**53 2,81%**	**60 3,18%**	**8 0,42%**	**9 0,47%**	**1881 100%**

Tab. 18. Anzahl der Russischlehrer, die das Sprachlehrerstudium absolvieren werden. (Quelle: AStatMiBU)

Von den insgesamt 4978 Russischlehrern, die in den 9 Jahren umgeschult werden, wird der überwiegende Teil (91,6%) Deutsch- und Englischlehrer. Innerhalb dieser Gruppe sind die Deutschlehrer etwas stärker vertreten als die Englischlehrer. Seit drei-vier Jahren können an dieser Lehrerausbildungsform auch andere Lehrer (als Russischlehrer) teilnehmen.

Deutschland, Österreich und die Schweiz unterstützen die Umschulung zu Deutschlehrern sowohl finanziell als auch fachlich. Das Goethe-Institut Budapest koordiniert das Curriculum und die Prüfungen und jeder Studierende kann an Sprach- und Landeskundekursen in Ungarn und in Deutschland teilnehmen.

3.2.3. Lehrerausbildung für zweisprachige Schulen

Anfang der 90er Jahre hat die Wirtschaftsuniversität Budapest begonnen, Fachsprachenlehrer auszubilden, die dann in Fachmittelschulen für Wirtschaft unterrichteten. Nachdem sich die zweisprachigen Schulen so gut bewährt haben, ist im Bereich der Sachfächer vor allem in Natur- und Wirtschaftswissenschaften eine Marktlücke entstanden, es werden nämlich Lehrer gebraucht, die beide Sprachen (Ungarisch und eine weitere Sprache) beherrschen und neben der Sprachlehrerausbildung auch noch ein Diplom für ein weiteres Schulfach haben. Die Kombination der beiden Fächer bereits im Studium befähigt diese Lehrer, das Schulfach in der Fremdsprache zu unterrichten. Zusammenfassende Angaben für die Fachsprachenlehrerausbildung liegen mir gegenwärtig nicht vor, aber mir ist bekannt, daß meist Englisch- und Deutschlehrer ausgebildet werden.

4. Deutsch als Muttersprache — Deutsch als Unterrichtssprache

Wie bekannt, lebt in Ungarn eine deutsche Minderheit, deren Zahl aber ganz unterschiedlich (220.000 oder 138.000) eingeschätzt wird.[12] Die Folge der politischen Ereignisse in der Nachkriegszeit, aber z.T. auch in den darauffolgenden Jahrzehnten war nicht nur die drastische Abnahme der Zahl der Ungarndeutschen, sondern auch der Sprachverlust der Zurückgebliebenen. Die Zahl der der Muttersprache mächtigen deutschen Minderheit wird nach den letzten statistischen Erhebungen aus dem Jahre 1990 mit 37.511 angegeben.[13]

Da Minderheitenschulen oder -klassen von den anderen oft nicht auseinanderzuhalten sind, weil viele — aus Gründen der vorteilhafteren Finanzierung — als solche angegeben werden, die nur einen höheren Sprachunterricht mit einer besonderen Thematik erteilen, oder aber weil Minderheitenklassen mit deutscher Unterrichtssprache auch von Kindern besucht werden können, die keine Ungarndeutschen sind, sondern eben auf hohem Niveau Deutsch beherrschen, werde ich hier die Minderheitenschulen und diejenigen mit deutscher Unterrichtssprache sowie mit zwei Unterrichtssprachen zusammen besprechen.[14]

4.1. Kindergarten

Im Schuljahr 1995/96 verteilten sich Deutsch als Unterrichtssprache und Deutsch als Unterrichtszielsprache in den Nationalitätenkindergärten folgendermaßen:

Schuljahr	mit deutscher Unterrichtssprache		Deutsch wird unterrichtet	
	Zahl der Gruppen/der Kinder		Zahl der Gruppen/der Kinder	
92/93	21	452	63	13331
95/96	51	1239	556	13350

Tab. 19. Anzahl der Gruppen und der Kinder, die im Kindergarten in deutscher Unterrichtssprache erzogen werden bzw. die Deutsch unterrichtet werden. (Quelle: AStatMiBU)

Während in beiden Vergleichsjahren annähernd die gleiche Anzahl von Kindern im Kindergarten Deutsch unterrichtet wurde, hat sich die Zahl der Kinder, die den deutschsprachigen Kindergarten besuchten, wesentlich (von 452 auf 1239) erhöht. Diese Tatsache ist umso erfreulicher, da oft bereits im Kindergarten(alter) entschieden wird, ob ein Kind die Sprache der Familie behält oder für immer verlernt.[15]

Im Jahr 1992/93 waren 598 Kindergärtnerinnen tätig, die (auch) Beschäftigungen in der Minderheitssprache durchführten, aber nur 279 von ihnen hatten über die Kindergärtnerinnenausbildung hinaus auch eine sprachliche Ausbildung[16] erhalten.[17]

Im Studienjahr 1994/95 absolvierten nur vier Kindergärtnerinnen das Fach mit dem deutschen Nationalitätenprogramm; im gleichen Jahr ist aber eine

weitere Hochschule mit diesem Programm gestartet, wo 14 Studentinnen das Studium aufgenommen haben.[18]

4.2. Grundschule

Tab. 20 zeigt die Zahl der Schüler, die zwischen 1990 und 1996 eine deutsche Minderheitenschule besuchten:

90/91	91/92	92/93	93/94	94/95	95/96
33550	35463	38268	39260	40240	41029

Tab. 20. Anzahl der Schüler, die zwischen 1990/91 und 1995/96 eine deutsche Minderheitenschule besuchten. (Quelle: AStatMiBU)

Die erfreulich hohe Zahl der Kinder, die in den untersuchten sechs Jahren gleichmäßig zunahm, verteilt sich bei den unterschiedlichen Unterrichtssprachen wie folgt:[19]

Schuljahr	mit deutscher Unterrichtssprache	mit zwei Unterrichtssprachen	Deutsch wird unterrichtet	insgesamt
92/93	361	3171	34736	38268
95/96	896	5471	34662	41029

Tab. 21. Anzahl der Schüler, die in der Grundschule in den Schuljahren 1992/93 und 1995/96 in deutscher bzw. in zwei Unterrichtssprachen (nämlich deutscher und ungarischer) unterrichtet wurden oder aber die Deutschunterricht erteilt bekommen haben. (Quelle: AStatMiBU)

Der überwiegende Teil der Grundschüler wird in der Minderheitenschule mit einem besonderen Programm in Deutsch unterrichtet; ihre Zahl hat sich im letzten Schuljahr 1995/96 (34.662) im Vergleich zu der des Schuljahres 1992/93 (34.736) nicht wesentlich verändert. Eine erfreuliche Zunahme ist aber bei beiden Schultypen mit deutscher Unterrichtssprache (von 361 auf 896) sowie mit zwei Unterrichtssprachen (von 3.171 auf 5.471) zu beobachten.

4.3. Gymnasium und Fachmittelschule

Im Schuljahr 1995/96 waren in Ungarn elf Mittelschulen (Gymnasien und Fachmittelschulen) tätig, die sich als deutsche Minderheitenschulen bezeichneten (vier mit deutscher Unterrichtssprache und sieben mit deutschen Sektionen), in 22 Mittelschulen wurde zweisprachig (deutsch und ungarisch) unterrichtet. Tab. 22 zeigt die Anzahl der am deutsch- bzw. zweisprachigen Unterricht beteiligten Schüler:

Schuljahr	deutschsprachiger Unterricht	zweisprachiger Unterricht
92/93	855	1655
95/96	1372	2703

Tab. 22. Anzahl der Schüler, die im Gymnasium oder in der Fachmittelschule in den Schuljahren 1992/93 und 1995/96 in deutscher bzw. in zwei Unterrichts-

sprachen (nämlich deutscher und ungarischer) unterrichtet wurden. (Quelle: AStatMiBU)

Bei beiden Unterrichtstypen ist in den drei Jahren zwischen 1992 und 1995 eine beachtliche (60,4% bzw. 63,3%) Zunahme zu verzeichnen. Darüber hinaus gibt es immer mehr Mittelschulen, die von Stiftungen, Kirchen, natürlichen Personen u.ä. unterhalten werden und in denen entweder die Unterrichtssprache Deutsch ist oder manche Fächer in deutscher Sprache unterrichtet werden. Von den Gymnasien sind die Österreichische Schule Budapest und die Deutsche Schule Budapest hervorzuheben, beide in den ersten Jahren nach der Wende gegründet, in denen nach österreichischem bzw. deutschem Curriculum unterrichtet wird. Von Jahr zu Jahr entstehen weitere neue Schulen, unter ihnen immer mehr Fachmittelschulen, die in einer Fremdsprache oder zweisprachig unterrichten.[20]

5. Analysen und Auswertungen

5.1. Allgemeine Bemerkungen

Zuerst sollte man sich folgendes vor Augen halten: Je weniger eine Sprache als international bezeichnet werden kann, desto mehr sind ihre Sprecher auf (eine) andere Sprache(n) angewiesen.[21] Es ist bekannt, daß das Ungarische im Hinblick auf die Internationalität ganz wenige Faktoren aufweisen kann. Andererseits gilt Ungarisch im Hinblick auf die Erlernbarkeit für Ausländer als besonders schwierig. Beide Eigenschaften erfordern von den ungarischen Muttersprachlern, daß sie, wenn sie mit Ausländern kommunizieren wollen, selbst Fremdsprachen lernen und sprechen.

Die Notwendigkeit, eine (Fremd-)Sprache zu sprechen, ist für die Bewohner eines Landes in unterschiedlichem Maße virulent. Global gesehen könnte man die Anwendungsbereiche der Fremdsprachenkenntnisse von dem Gesichtspunkt aus, wieviele Menschen die Fremdsprache beherrschen, in zwei Gruppen teilen:

1. Relativ wenig Menschen beherrschen die Fremdsprache, aber umso höhere Sprachkenntnisse sind bei ihrer Anwendung notwendig: berufliche Ziele, besondere Interessengebiete, Wissenschaftsgebiete etc.
2. Eine größere Population beherrscht die Fremdsprache, sie kommt jedoch vielleicht auch mit geringeren Sprachkenntnissen aus: ein- und ausreisensder Tourismus, Medien etc.

In Ungarn erwerben z.Z. diejenigen eine hohe sprachliche Kompetenz, die ein gesondertes Interesse (wie Beruf, Studium u.a.) an der Fremdsprache haben, während die meisten mit geringeren Sprachkenntnissen auskommen. Durch sprachliche Schulung ist zu erreichen, daß eine immer breitere Population gründliche, anspruchsvolle fremdsprachige Grundlagen erwirbt, durch die einerseits das Interesse für Fremdsprachen geweckt wird, die aber andererseits später je nach Bedarf immer weiterentwickelt werden können.

Welche Sprache(n) in einem Land bevorzugt gelernt und gesprochen wird/werden, hängt über den Internationalitätsgrad der in Frage kommenden Sprachen hinaus von vielen weiteren Faktoren wie geographische Nähe, politische, wirtschaftliche, kulturelle Beziehungen o.ä. ab.

Bei der Einschätzung der Ausbreitung der deutschen Sprache in Europa kommt Clyne zu der Folgerung: „Hungarians are an important group for the propagation of German."[22] Da von der Motivation und den Anwendungsmöglichkeiten der deutschen Sprache in Ungarn an anderen Stellen zu lesen ist,[23] kann ich hier auf eine ausführliche Darstellung verzichten.

5.2. Analyse der Sprachenwahl

Die Tatsache, daß in der Grundschule wesentlich mehr Kinder Deutsch lernen als Englisch, spricht dafür, daß sich die Eltern (die ja für ihre Kinder die Wahl treffen) dessen bewußt sind, daß egal, was das Kind später lernen wird, ihm Deutsch immer zugute kommt, wenn nicht anders, dann eben bei Reisen. Ferner wird in vielen Berufen wie Fremdenverkehr u.a., die angestrebt werden, eher Deutsch benötigt als Englisch. Außerdem hat Deutsch weiterhin ein hohes Prestige.

Von lernpsychologischem Gesichtspunkt aus sollte das Kind — wie bekannt — eine morphologisch kompliziertere Sprache als erste Fremdsprache lernen, die nächste kann eine morphologisch leichtere Sprache sein. In dieser Hinsicht war Russisch — oder früher Latein — als erste Fremdsprache keine schlechte Wahl (bei Russisch gab es andere Probleme[24]). Deutsch ist als erste Fremdsprache ebenfalls gut geeignet.

Im Gymnasium und auf der Hochschulebene wird mehr Englisch gelernt als Deutsch, was mit beruflichen Zielen im Zusammenhang gesehen werden kann, aber es dürfte gewiß eine Rolle spielen, daß Englisch unter den Schülern ein höheres Prestige hat.

Die Präsenz des Deutschen als Muttersprache spricht in Gegenden mit einem größeren Anteil von Ungarndeutschen (wie die Schwäbische Türkei: Branau und Tolnau, Komitat Győr-Sopron-Moson an der österreichischen Grenze etc.) für die Wahl des Deutschen — nicht nur in Kreisen der Ungarndeutschen, sondern auch in der ungarischen Bevölkerung. Die intensiveren Kontakte mit Deutschen, Österreichern, die Medien für die Ungarndeutschen (Wochenzeitung *Neue Zeitung*, Radio- und Fernsehprogramme — 2-3mal in der Woche) steigern das Interesse für das Deutsche.

5.3. Unterstützung des Deutschunterrichts / der Lehrerausbildung

Der Ungarische Deutschlehrerverband, der sich 1989 aus der Volkshochschule TIT heraus entwickelte, informiert die Lehrer durch Versammlung und Vierteljahresschrift (Deutschunterricht für Ungarn — DUfU) über neue Ereignisse und Ergebnisse in Schule, Fach und Forschung.

Das Goethe-Institut und das Österreichische Kulturinstitut fördern die deutsche Sprache in allen Bereichen: Sie organisieren Kulturprogramme, Lesungen, Theateraufführungen und Veranstaltungen jeglicher Art, die alle über die Kulturvermittlung hinaus auch die deutsche Sprache fördern. Sie führen deutsche Sprachkurse für unterschiedliche Alters- und Sprachstufen durch und unterstützen bei anderen Institutionen veranstaltete wissenschaftliche, pädagogische und kulturelle Programme. Die Schweizerische Weiterbildungszentrale in Ungarn (WBZU) unterstützt den Deutschunterricht auf Schul- und Hochschulebene. Das seit 1992 jährlich erscheinende Informationsheft der drei deutschsprachigen Länder gibt Interessenten Auskunft über alle Möglichkeiten von deutsch- bzw. zweisprachigen Schulen über Stipendien, Einladungsmöglichkeiten, Schüleraustausch bis hin zu deutschsprachigen Bibliotheken und Deutschkursen u.a.[25]

Die deutschen, österreichischen und seit einigen Jahren auch Schweizer Lektoren an den Germanistiklehrstühlen, die zahlreichen deutschen, österreichischen, bayerischen Lehrer an Universitäten, Hochschulen und Schulen schaffen in den Institutionen ein Milieu, wo in ihrer Anwesenheit ganz selbstverständlich deutsch gesprochen wird. Dem kann die Situation der letzten Jahrzehnte gegenübergestellt werden, wo es vorkommen konnte, daß ich als Universitätsdozent monate-, ja jahrelang nur in meinen eigenen Stunden Deutsch sprechen konnte.[26]

Von Deutschland, Österreich und der Schweiz werden zahlreiche Stipendien vergeben, die das Germanistikstudium oder ein anderes Studium unterstützen, aber immer auch zur Förderung der deutschen Sprache beitragen.

In den letzten Jahren wurden Weltbankprojekte, EU-Projekte durchgeführt, die der Förderung des Sprachunterrichts dienten.

5.4. Deutsch erlernen — Deutsch erwerben

Den Titel dieses Subkapitels habe ich von dem gleichnamigen Buch von Günter Lipold[27] übernommen. Neben der freien Sprachenwahl in der Schule ist die Möglichkeit, sich die Fremdsprache „in einem natürlichen Erwerbskontext"[28] anzueignen, der größte Gewinn im Bereich des osteuropäischen Fremdsprachenunterrichts nach der Wende. Fremdsprachenunterricht und Fremdsprachenerwerb ergänzen sich: das eine verhilft dem anderen zu einer höheren Effektivität. Durch die Erprobung des Gelernten in „echten" Situationen wird das Lernen bestätigt und die Motivation gestärkt.

Da die meisten Touristen aus den deutschsprachigen Ländern nach Ungarn kommen und Österreich, unser westliches Nachbarland ein beliebtes Urlaubsziel der Ungarn ist, motiviert der ein- und ausreisende Tourismus das Erlernen, aber auch das Erwerben der deutschen Sprache: bereits in der Lernphase können die Sprachkenntnisse erprobt werden. Den anfangs auftretenden Hemmungen kann vorgebeugt werden, indem der Unterricht gezielt auch größere, situationsgerechte, kommunikativ kompetente Sprachstrukturen vermittelt, wie fertige Ausdrücke, ja Sätze, die im Umgang mit Deutsch Sprechenden verwendet werden können.

Schulen (leider zu wenige) schließen Partnerschaftsverträge mit deutschsprachigen Schulen über Schüleraustausch. Die Schüler wohnen bei ihren Partnerfamilien und machen sich mit der fremden Kultur bekannt. Vergleicht man das Englische und das Deutsche von dem Gesichtspunkt der Partnerschaft aus, so besteht heute eher die Möglichkeit, Schüleraustausch mit deutschsprachigen Schulen abzuwickeln, da ganz Europa danach strebt, mit englischen Familien in Kontakt zu kommen.

Zum Spracherwerb tragen die verschiedenen Medien auf ihre Weise bei: Fernsehprogramme in der Fremdsprache, die in dem letzten Jahrzehnt immer mehr/die meisten Familien erreicht haben, bieten eine leichte Übungsform. Radiohören und Zeitunglesen sollen gezielt nach Textsorten unterrichtet werden, wodurch das Verstehen immer sicherer wird und die Lust am Hören und Lesen weiter angetrieben wird. Effektiver kann der Schüler/Erwachsene fernsehen, wenn ihm die Textsorten und Wendungen beigebracht werden.

Eine Form des Fremd-/Zweitspracherwerbs ist der Unterricht aller/einzelner Schulfächer in der Zielsprache. Das erhöht die sprachliche Kompetenz des Schülers und macht ihn des fachsprachlichen Charakters des Schulfaches bewußt. Das spricht für zweisprachige Schulen.

Je kompetenter sich der Schüler in der Fremdsprache fühlt, desto mehr ist er motiviert, sich weitere Kenntnisse in der Fremdsprache zu erwerben. Deshalb haben die Studien in einer Fremdsprache einen so großen Erfolg. In Ungarn ist es Tradition (und das ist auch in der kommunistischen Zeit geblieben), daß Fremdsprachenlehrer in allen Fächern in der jeweiligen Fremdsprache unterrichtet und geprüft werden. Dies ermöglicht u.a. über die oben genannte immer höhere sprachliche Kompetenz hinaus die Aneignung der Terminologie und damit den Zugriff auf die fremdsprachige Fachliteratur.

Über die Kontakte mit ausländischen/deutschprachigen Unternehmen im Ausland hinaus sind die gemischten und ausländischen Firmen in Ungarn eine Stätte ständiger Begegnung und damit der aktiven Sprachübung.

5.5. Schwierigkeiten

Von den größten anfänglichen Schwierigkeiten, die — außer Russisch — alle Sprachen betroffen haben, nämlich dem Lehrermangel, habe ich bereits an anderer Stelle[29] geschrieben. Sie existieren auch heute noch, aber — Gott sei Dank — bei weitem nicht in dem Maße wie damals. Besonders in Grundschulen unterrichten noch Lehrer/Lehrerinnen, die über kein Sprachlehrerdiplom in der gegebenen Sprache verfügen, sondern lediglich eine Sprachprüfung abgelegt haben.[30]

Große Schwierigkeiten haben die Lehrer/Lehrerinnen mit dem Lehrplan, weniger in den Gymnasien, weil man dort, wenn man nicht unbedingt etwas

am früheren Programm ändern will, auf die alten Schulbücher zurückgreifen kann, aber besonders in den Grundschulen, da dort keine früheren Erfahrungen mit Fremdsprachenunterricht (außer Russisch) vorhanden sind. Der frühere Russischunterricht gibt kein Vorbild, das nachzumachen ist, sondern gerade umgekehrt: ehemalige Russischlehrer, die jetzt deutsch oder eine andere Sprache unterrichten, sollen neue Unterrichtsmethoden kennenlernen. Außerdem ist es schwierig, sich bei der sehr großen Zahl der in- und ausländischen Lehrbücher und Lehrwerke, die jetzt zur Verfügung stehen, zurechtzufinden. In den Grundschulen muß man aber aus dem Nichts etwas völlig neu aufbauen. Und der neue, die allgemeinen Richtlinien bestimmende Nationale Grundlehrplan wird ab 1998 in Kraft treten.[31]

Die Schwierigkeiten neueren Datums sind finanziellen Charakters. Wie bekannt kämpft Ungarn um die Wiederherstellung des finanziellen Gleichgewichts des Staatshaushalts; dabei ist — neben anderen Sparten — das Schulwesen und das Hochschulwesen davon betroffen. 1995 wurden viele Lehrkräfte von Sprachinstituten und Lektoraten mancher Hochschulen und Universitäten (in vielen bis zu 30%) entlassen, einzelne Lektorate wurden sogar aufgelöst. Die Unterhalter der Schulen versuchen ihre finanziellen Probleme oft mit der Kürzung im sprachlichen Bereich zu lösen. Das betrifft meistens kleinere Schulen in kleineren Ortschaften.

Die Wirtschaftsprobleme, die durch die Rezession in Europa aufgetreten sind, machen sich im sprachlichen Bereich in Osteuropa bemerkbar, indem weniger Lektoren und Sprachlehrer entsandt werden und auch Stipendien in kleinerem Maße vergeben werden als in der Anfangsperiode.

Als schwerwiegendes Problem der kommenden Jahre kann angesehen werden, daß im Minimalprogramm des Nationalen Grundlehrplanes (= Nemzeti Alaptanterv — NAT) der Unterricht der ersten Fremdsprache erst ab der 7. Klasse vorgeschrieben wird.

6. Aussichten

Es ist zu erwarten, daß durch die Deutschlehrerausbildung der große Lehrerbedarf in den Schulen aufgeholt werden kann, was sich wiederum in den Schulen positiv auswirkt. In je größerem Maße der schulische Deutschunterricht durch den Spracherwerb in natürlichen Situationen ergänzt wird, desto mehr motiviert sind die Schüler, was wiederum zur größeren Effektivität des Unterrichts beiträgt.

Man sollte erreichen, daß bereits auf der Mittelschulebene gewisse Schulfächer in deutscher Sprache unterrichtet werden; das kann z.B. Fremdenführung sein, oder ein Fach, welches die bereits vorhandenen Kenntnisse auf einer höheren Ebene in der Fremdsprache systematisiert.

Auf der Universitätsebene sollte man innerhalb des Sprachunterrichts Fachunterricht in der Fremdsprache erteilen.

Die Nähe zu den deutschsprachigen Ländern und die intensiven Kontakte mit ihnen erfordern ein immer höheres Beherrschen des Deutschen, unterschiedlich je nach Qualifikation, denn oft wird selbst die Sprachkenntnis darüber entscheiden, ob man (wenn auch nur vorübergehend) eine günstige Arbeitsmöglichkeit im Ausland bekommen kann, günstigere Kontakte zu ausländischen Firmen knüpfen kann o.ä.

Ungarn hat nur durch die Fremdsprachen die Möglichkeit, am internationalen wirtschaftlichen, kulturellen Leben teilzuhaben und sich der europäischen Integration anzuschließen.

Und dazu ist Deutsch ein bereits wohlfunktionierendes und wirksames Mittel.

Anmerkungen

1. Der vorliegende Aufsatz ist die vollständige Fassung einer Studie, die für die IV. Kontaktlinguistik-Tagung Brüssel 1997 erstellt wurde, aber wegen des zu großen Umfangs unter dem Titel „Deutsch im Ungarn der 90er Jahre" im Sammelband der Tagung (Wolfgang W. Mölleken — Peter J. Weber (Hg.): *Neue Forschungsarbeiten zur Kontaktlinguistik*, Plurilingua XIX, Dümmler Verlag Bonn 1997, S. 38-51) nur gekürzt veröffentlicht werden konnte.
2. Vgl. Bassola: *Deutsch in Ungarn im Spiegel ...*
3. Vgl. Bassola: *Deutsch in Ungarn im Spiegel ...*
4. Vgl. Bassola: *Deutsch in Ungarn im Spiegel ...*
5. Seit 1990 gibt es versuchsweise Gymnasien mit 6 bzw. 8 Klassen; ihre Zahl nimmt immer mehr zu: im Schuljahr 1995/96 gab es 247 solche Gymnasien mit insgesamt 32.400 Schülern.
6. Bei diesem Schultyp sind auch die Schüler des sechs- bzw. achtklassigen Gymnasiums in den ersten beiden bzw. ersten vier Klassen erfaßt. Das sind insgesamt 23.319 Schüler.
7. Vgl. Bassola: *Deutsch in Ungarn im Spiegel ...*
8. Für seine vielseitige Hilfe danke ich Herrn Tibor Könyvesi, Abteilungsleiter für Statistik beim Ungarischen Ministerium für Bildung und Unterricht, herzlich.
9. Bei diesem Schultyp sind auch die Schüler des sechs- bzw. achtklassigen Gymnasiums in den letzten beiden bzw. vier Klassen erfaßt. Das sind insgesamt 9.081 Schüler.
10. Vgl. Bassola: *Deutsch in Ungarn im Spiegel ...*
11. Es ist gesetzlich verankert, daß zur Überwindung des Lehrermangels in den Schulen Lehrer ohne die entsprechende Qualifikation Fremdsprachen bis zum Schuljahr 1998/99 unterrichten dürfen, wenn sie eine staatlich anerkannte Sprachprüfung im gegebenen Fach haben.
12. Vgl. Nelde: *Deutsch als Muttersprache in Ungarn*, S. 22, Tilkovszky: *Zeitgeschichte der Ungarndeutschen*, S. 186f
13. Jelentés a magyar közoktatásról 1995, S. 141
14. Der Schulbetrieb wird aus folgenden Quellen finanziert: ein Großteil der Kosten wird vom Unterhalter (Selbstverwaltungen, Kirchen, Stiftungen, natürliche Person o.ä.) getragen, der Staat zahlt einen weiteren Anteil dazu; für gewisse Zusatzleistungen kann ein weiterer staatlicher Beitrag in Anspruch genommen werden. *Magyar Közlöny* 1995/116, 10: Erziehung im Kindergarten, Erziehung und Unterricht in der Grundschule — 54.000 Ft/Person ...; f) nach Teilhabenden an Versorgung im Kindergarten mit ethnischem und Nationalitätenprogramm ein Ergänzungsbeitrag von 15% ... k) nach Teilhabenden am Unterricht für Nationalitäten und ethnische Minderheiten sowie mit zwei Unterrichtssprachen über den Grundbeitrag hinaus ein Ergänzungsbeitrag von 35% ... 11. Unterricht in den Mittelschulen — Betrag 86.000 Ft/Person ... d) nach Teilhabenden am Unterricht für Nationalitäten

und ethnische Minderheiten sowie mit zwei Unterrichtssprachen über den Grundbeitrag hinaus ein Ergänzungsbeitrag von 30% ...

15. KERN: *Überlegungen zur Konsolidierung ...*, S. 305
16. *Statisztikai Tájékoztató, Óvodák*, 1992/93, S. 14
17. Für Informationen in bezug auf die Minderheiten bin ich Frau Anna Kerner (Ungarisches Ministerium für Bildung und Unterricht) zu Dank verpflichtet.
18. *Statisztikai Tájékoztató — Felsőoktatás*, 1994/95, S. 81
19. „Die Schulen sind für alle Staatsbürger offen; jegliche Unterrichtsform kann vom Schüler bzw. von den Eltern gewählt werden — ungeachtet auf Religion, Abstammung, Zugehörigkeit etc." (*Gesetz für den Allgemeinen Unterricht*: Art. LXXIX. Par. 10. Abs. 3 vom 13. 07. 1993, modifiziert am 3. 07. 1996) „Der Unterricht mit Minderheitenprogramm kann in einer Schule durchgeführt werden, wenn ihn (mindestens) acht Elternpaare beantragen" (*Gesetz für die Minderheiten*: Gesetz LXXVII, Kap. 6, Par. 43, Abs. 4 vom 7. 07. 1993)
20. Vgl. Institut für Tourismus und Management Zamárdi [sic! der Name in dieser Form], Fremdsprachige Privatschule und Fachmittelschule für Ausbildung von Sekretärinnen Budapest, TÜV Rheinland Akadémia Hungária Kazincbarcika u.a. (AStatMiBU)
21. Vgl. AMMON: *Die internationale Stellung ...*, 9ff, besonders 15ff
22. CLYNE: *The German language ...*, S. 15
23. Vgl. u.a. BASSOLA: *Deutsch in Ungarn im Spiegel ...*, FÖLDES: *Deutsch als Verkehrssprache*
24. Vgl. dazu u.a. BASSOLA: *Deutsch in Ungarn im Spiegel ...*
Vgl. *Deutsch in Ungarn* 1992, 1993, 1994, 1995, 1996
26. Wie schon früher angedeutet, ist auch in dieser Hinsicht eine stufenweise Entwicklung zu beobachten gewesen, die etwa Anfang der 80er, stärker Mitte der 80er Jahre einsetzte.
27. LIPOLD: *Deutsch erlernen — Deutsch erwerben*, vgl. dazu besonders 19ff und 28ff
28. LIPOLD: *Deutsch erlernen — Deutsch erwerben*, S. 28
29. BASSOLA: *Deutsch in Ungarn im Spiegel ...*
30. Das Gesetz sieht vor, daß ab 1998 nur mehr Lehrer mit einem Diplom im gegebenen Fach die Fremdsprache unterrichten dürfen.
31. Vgl. dazu PAUL: *Überlegungen zum Nationalen Grundlehrplan*

Literaturverzeichnis

AMMON, ULRICH: *Die internationale Stellung der deutschen Sprache*. Berlin - New York: de Gruyter 1991.

BASSOLA, PETER: *Deutsch in Ungarn im Spiegel des (Fremd-)Sprachenunterichts*. — In: *Lern-Sprache Deutsch (LSD)* (Hgg. von GÜNTER LIPOLD), Heft 1/1992, S. 9-26.

Dieser Beitrag ist auch im nachfolgenden Band aufzufinden: BASSOLA, PETER: *Deutsch in Ungarn — in Geschichte und Gegenwart*. Heidelberg: Groos 1995, S. 229-247.

CLYNE, MICHAEL: *The German language in a changing Europe*. Cambridge 1995.

DEUTSCH IN UNGARN — 1992, 1993, 1994, 1995, 1996. Informationshefte der Bundesrepublik Deutschland, Republik Österreich und der Schweiz. Redaktion: Schweizerische Weiterbildungszentrale in Ungarn (WBZU), Österreichisches Kulturinstitut Budapest, Bildungsbeauftragte des Österreichischen Bundesministeriums für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten, Sprachabteilung des Goethe-Insituts Budapest

FÖLDES, CSABA: *Deutsch als Verkehrssprache in Ostmitteleuropa — am Beispiel Ungarns*. — In: BORN, JOACHIM - STICKEL, GERHARD (Hg.): *Deutsch als Verkehrssprache in Europa*. Berlin - New York: de Gruyter 1993, S. 217-235.

JELENTÉS A MAGYAR KÖZOKTATÁSRÓL 1995 [Bericht über den ungarischen allgemeinen Unterricht 1995.] Hg. von Gábor Halász und Judit Lannert. Országos Közoktatási Intézet [Landesinstitut für den allgemeinen Unterricht] Budapest 1996.

KERN, RUDOLF: *Überlegungen zur Konsolidierung der deutschen Muttersprache in Ungarn*. — In: NELDE, PETER (Hg.): *Deutsch als Muttersprache in Ungarn*. Forschungsberichte zur Gegenwartslage. Stuttgart: Steiner 1990, S. 301-318.

LIPOLD, GÜNTER: *Deutsch erlernen — Deutsch erwerben*. Beiheft 1 der Zeitschrift „LernSprache Deutsch — LSD". Wien 1991.

PAUL, RAINER: *Überlegungen zum Nationalen Grundlehrplan (NAT) aus der Sicht DaF*. Plenarvortrag auf der Generalversammlung des Ungarischen Deutschlehrerverbands 8. 4. 1995. — In: DUfU II/1995, S. 62-67.

STATISZTIKAI TÁJÉKOZTATÓ — *FELSŐOKTATÁS 1994/95*. [Statistische Informationen. Hochschulwesen 1994/95.] Zusammengestellt von CSÉCSINÉ MÁRIÁSI EMŐKE (Ministerium für Bildung und Unterricht) Budapest 1996.

STATISZTIKAI TÁJÉKOZTATÓ — *ÓVODÁK, 1992/93*. [Statistische Informationen. Kindergärten, 1992/93.] Zusammengestellt von GARDOVSZKY VIOLA (Ministerium für Bildung und Unterricht) Budapest 1993.

STATISZTIKAI TÁJÉKOZTATÓ — *SZAKMUNKÁSKÉPZÉS, 1993/94*. [Statistische Informationen. Facharbeiterausbildung, 1993/94.] Zusammengestellt von MONORI IMRÉNÉ (Ministerium für Bildung und Unterricht) Budapest 1994.

TILKOVSZKY, LORÁNT: *Zeitgeschichte der Ungarndeutschen seit 1919 — mit einer Vorgeschichte*. Budapest 1991.

Hans-Werner Schmidt (Budapest)

Evaluation des Weiterbildungsstudienganges zu Deutschlehrern

Der Weiterbildungsstudiengang zu Deutschlehrern, der seit 1990 v.a. für Russischlehrer an derzeit 13 Deutschen Lehrstühlen von Universitäten und Pädagogischen Hochschulen (TF) angeboten wird, läuft im Jahr 1998 — zumindest als mit öffentlichen Mitteln finanziertes Programm — aus. Bis dahin werden allein für das Fach Deutsch über 2500 Lehrer auf diese Weise qualifiziert sein und — anders als viele Absolventen grundständiger Studiengänge zur Lehrerausbildung — den Schulen für den Deutschunterricht tatsächlich zur Verfügung stehen. Setzt man diese Zahl zur Gesamtzahl der qualifizierten Deutschlehrer an den ungarischen Schulen in Beziehung,[1] so ist auch auf längere Sicht noch von einem Anteil von wenigstens einem Drittel an der Deutschlehrerschaft auszugehen.

Schon aufgrund dieser Zahlen werden die Absolventen des Weiterbildungsstudiengangs den Deutschunterricht in Ungarn sehr stark beeinflussen. Zudem sind eine ganze Reihe von ihnen inzwischen in multiplikatorische Aufgaben z.B. als Fortbildner und v.a. als Mentoren für die schulpraktische Ausbildung von Studenten hineingewachsen. Trotz des Auslaufens des Weiterbildungsstudiengangs im Jahr 1998 halten wir daher eine Evaluation für wichtig, da bei diesem ungarischen Programm von einem in dieser Breite in Europa (zumindest in Relation zur Gesamtlehrerschaft) wohl bisher einmaligen Großversuch zur Qualifizierung von Fremdsprachenlehrern durch ein Weiterbildungsstudium gesprochen werden kann. Dabei sollte jedoch der in Ungarn übliche Begriff „Umschulung" („átképzés") vermieden werden, da Umschulungen gemeinhin in Lehrgängen oder Kursen und nicht als wissenschaftliches Studium an Hochschulen durchgeführt werden, v.a. aber weil er die bisherige Qualifikation der studierenden Lehrer zu entwerten scheint, die (zu einem späteren Zeitpunkt) wieder gefragt sein könnte und in jedem Fall erhalten bleiben muß.[2]

1. Germanistenausbildung vs. Lehrerweiterbildung

An den beteiligten Lehrstühlen wurde das Programm keineswegs immer als Weiterbildung aufgefaßt. Man ging stattdessen teilweise davon aus, daß die Studierenden zuvor nicht Germanistik studiert hatten, und konzipierte deshalb eine der grundständigen Ausbildung vergleichbare Neuqualifizierung.

Der eindeutige Auftrag des Kultusministeriums an die am Programm beteiligten Lehrstühle war jedoch nicht die Ausbildung von Germanisten,

sondern die Qualifizierung von Deutschlehrern. Die Absolventen sind vertraglich an die Schulen gebunden, ihr Abschlußdiplom sollte dem der dreijährigen Sprachlehrerausbildung entsprechen und zum Deutschunterricht an allen Schularten und auf allen Klassenstufen befähigen, nicht jedoch zur Arbeit an einer Hochschule.

Damit kann die Maßnahme u.E. nur im Kontext der Lehrerbildung gesehen werden und zwar kann es sich nicht um eine grundlegende, sondern nur um eine aufbauende bzw. weiterführende Lehrerbildung, also um Lehrerfort- bzw. Weiterbildung an Hochschulen handeln. Versteht man unter Fortbildung eine Qualifizierung im eigenen Fach für die ausgeübte Tätigkeit, unter Weiterbildung dagegen die Qualifizierung für neue Aufgaben, so muß das Studium als Weiterbildungsstudiengang aufgefaßt werden[3], denn die studierenden Lehrer sind zwar i.d.R. bereits als Deutschlehrer eingesetzt, doch fehlt ihnen dafür noch die erforderliche Qualifikation.

Es handelt sich auch nicht um ein reines Erweiterungsstudium, da — anders als in der Slowakei und in Tschechien — nicht die Erweiterung der bisherigen Lehrbefähigung für ein weiteres Unterrichtsfach erworben wird, sondern ein neues Diplom, das zum Deutschunterricht an allen Schularten und auf allen Klassenstufen befähigt.

Als Teil der ersten Stufe einer Evaluation des Programms führten wir im Sommer 1994 eine Befragung von Studierenden[4] (N=204) nach dem ersten Studienjahr und eine ergänzende Befragung der am Programm beteiligten Hochschullehrer[5] (N=86) durch.

Die Studierenden von 12 Universitäten und Hochschulen (TF) zeigten sich mit ihrem bisherigen Studium nur mäßig zufrieden. Nur 47 % stimmten dem entsprechenden Item („insgesamt zufrieden") völlig oder überwiegend zu und 14,5 % widersprachen eindeutig. Zwar überwog damit insgesamt deutlich die Zufriedenheit, das Gesamtergebnis (durchschnittlich 3,5 von 5) vermochte aber dennoch nicht zu überzeugen.

Die Befragten plädierten 1994 nicht für eine grundsätzliche Änderung der Weiterbildung. Sie sprachen sich aber deutlich für einen stärkeren Berufs- und Praxisbezug des Studiums aus und wünschten die quantitative wie qualitative Verbesserung der sprachpraktischen Ausbildung.

Vor allem aber erwarteten sie, als studierende Erwachsene mit Lebens-, Studien- und Berufserfahrung und als ausgebildete Fremdsprachenlehrer in einem Weiterbildungsstudiengang ernstgenommen zu werden, was — nach ihren Angaben — keineswegs überall der Fall war.

Die Zufriedenheit der Befragten hing in erster Linie von der Einstellung der Lehrstühle zu ihnen und von der Berücksichtigung grundlegender Prinzipien der Weiterbildung ab. Bei der Untersuchung von 1994 konnten für die Variablen ‚Transparenz des Curriculums', ‚Diskussion curricularer Fragen in den Seminaren', ‚Berücksichtigung des Vorwissens und der Erfahrung' und ‚Aufgreifen von Praxisproblemen als Deutschlehrer in den Seminaren' eindeutige Korrelationen zur ‚Zufriedenheit mit dem Studium' nachgewiesen werden.

Hier zeigt sich, daß die Auffassung des Programms als Neu-, Um- oder Weiterqualifizierung weit mehr als ein terminologisches Problem darstellt. Die Auffassung, es handele sich um Neuqualifizierung (von Germanisten?), erweist sich nicht nur als Mißverständnis des Auftrags, sondern als eine der Ursachen für die festgestellten Probleme. Dies gilt u.E. teilweise auch für den Einwand, die nach dem ersten Studienjahr Befragten könnten den WBS (noch) nicht beurteilen, da dieser Einwand die studierenden Lehrer implizit als unmündig betrachtet und ihre Studien- und Berufserfahrungen mißachtet.[6]

2. Die zweite Stufe der Evaluation: Folgebefragung der Probanden von 1994 nach Abschluß ihres Studiums

Im Sommer 1996 wurde den Befragten ein zweiter, gegenüber der Befragung von 1994 modifizierter Fragebogen zugeschickt, mit dem Meinungsveränderungen im Verlauf des Studiums gemessen werden sollten. Wiederum handelte es sich dabei überwiegend um geschlossene Fragen, bei denen meist der Grad der Zustimmung zu vorgegeben Items (auf einer fünfteiligen Skala von (5) = völlige Zustimmung bis zu (1) = völlige Ablehnung) erhoben wurde. An dieser zweiten Befragung beteiligten sich 108 Probanden (=53%)[7], was durchaus noch als gute Rücklaufquote gelten kann und aussagekräftige Ergebnisse erlaubt.

Auch nach ihrer Zusammensetzung unterscheidet sich die zweite Stichprobe kaum von der ersten. Die Befragten, deren Studium im Sommer 1996 i.d.R. (zu 98%) abgeschlossen war, hatten überwiegend (zu 66%) an einer Universität studiert, waren zum großen Teil Russischlehrer (74%) und hatten ihr Erststudium meist mit einem Hochschuldiplom abgeschlossen (80%). Fast alle (96%) waren inzwischen im Deutschunterricht eingesetzt („ausschließlich oder ganz überwiegend": 80%, „einige Stunden": 16%), und zwar weiterhin überwiegend (zu 65%) an Grundschulen (Fachmittelschulen: 23%, Gymnasien: 18%).

Etwa ein Viertel der Befragten (25,5%) beendete das Studium mit einem Universitätsdiplom („Deutsche Sprache und Literatur"), das einige Universitäten — i.d.R. nach zusätzlichen Leistungsanforderungen[8] — vergaben, die übrigen (74,5%) mit einem Hochschuldiplom für Sprachlehrer, das zum Unterricht auf allen Klassenstufen befähigt.

Insgesamt bestätigen die Ergebnisse der zweiten Befragung weitgehend die der ersten Erhebung. Daher kann sich die Diskussion der Absolventenbefragung im folgenden auf die Punkte konzentrieren, bei denen Einstellungs- und Meinungsveränderungen festzustellen sind, und sich im übrigen mit den qualitativen Äußerungen der Befragten beschäftigen.

Nicht ganz so häufig wie nach dem ersten Studienjahr (86%), aber weiterhin überwiegend (73%) betrachten die Absolventen ihr Studium aus der

Rückschau zumindest auch als „Chance und Bereicherung". Ihr professionelles Selbstbewußtsein ist durch das Studium und die Unterrichtserfahrung gewachsen. Im Vergleich zu den Absolventen des Direktstudiums halten sich 74% (1994: 62%) eindeutig für „ebenso gute (oder sogar bessere)" Deutschlehrer. Auch ihr Ansehen in der Öffentlichkeit sehen sie jetzt weniger pessimistisch. Nur noch 20% (1994: 34%) sind 1996 der Meinung, sie würden als die schlechteren Deutschlehrer angesehen. Dies spricht für eine gewachsene öffentliche Akzeptanz des Programms.

Die Antworten der Absolventen auf die Frage nach ihrer Zufriedenheit mit dem Weiterbildungsstudiengang stimmen im Durchschnittswert (3,6 von 5) mit denen als Studierende nach dem ersten Studienjahr (Durchschnitt 1994: 3,5) fast überein. Es ergeben sich aber interessante Verschiebungen. Zwar äußert sich jetzt eine Mehrheit (56% — 1994: 47%) insgesamt zufrieden, doch stimmen diesem Item deutlich weniger (10% — 1994: 19%) völlig zu, und auch die Zahl der eindeutigen Ablehnungen (8% — 1994: 14%) ist gesunken. Im Vergleich zu den 1994 noch sehr heterogenen, nach Ausbildungsorten stark voneinander abweichenden und vermutlich auch stark an die Erfahrungen mit einzelnen Lehrenden gebundenen Antworten nach dem ersten Studienjahr fallen die Antworten der Absolventen aus der Rückschau wesentlich homogener aus. Insgesamt kann aber auch 1996 nur von einem zwar tendenziell positiven, aber keineswegs von einem befriedigenden Ergebnis gesprochen werden.

2.1. Evaluation konzeptioneller und curricularer Fragen

Nach wie vor betrachten die Absolventen den Weiterbildungsstudiengang weit eher als „fachwissenschaftlich-philologisch" orientierte Ausbildung von Germanisten (Zustimmung: 60%) denn als „praxisbezogenes" Deutschlehrerstudium (Zustimmung: 19%, aber weit weniger eindeutige Ablehnung als 1994). Sie bestätigen v.a. (zu 90%), durch das Studium „viel neues (Fach-) Wissen)" erworben zu haben, weniger eindeutig (zu 65%) aber auch den Erwerb neuer „Fertigkeiten" und nur zur Hälfte (50%) die Veränderung von „Einstellungen (Haltungen, Gefühle, Meinungen)". Das Studium war demnach primär wissensorientiert.

Die Transparenz des Curriculums ist zwar gegenüber der ersten Befragung erwartungsgemäß gewachsen, doch muß es u.E. als sehr bedenklich gelten, wenn nicht einmal für die Hälfte der Absolventen das Gesamtcurriculum des Studiengangs (eindeutige Zustimmung: 45%) bzw. die Teilcurricula der Einzeldisziplinen (Zustimmung: 46%) aus der Rückschau „erkennbar und einsichtig" sind und sich zu diesen Items nur mäßig positive Durchschnittswerte (jeweils 3,4 von 5) ergeben. Das 1994 festgestellte Transparenzdefizit ist also nicht behoben worden.

Zudem bestätigt auch 1996 nur eine Minderheit (36%) der Befragten, in den Seminaren sei versucht worden, Verbindungen zwischen den Teildisziplinen herzustellen, während nicht wenige (22%) dem klar widersprechen. An der weitgehend additiven Konzeption des Weiterbildungsstudiengangs hat sich demnach im Verlauf des Studiums nur wenig geändert, eine Integration der Angebote im Hinblick auf den Deutschunterricht ist wohl nur ansatzweise geleistet worden.

2.2. Evaluation der Teildisziplinen

Mit den Anteilen der Teildisziplinen an ihrem Studium sind die Absolventen auch in der Rückschau nur teilweise einverstanden. Den Anteil der Literaturwissenschaft hielt eine knappe Mehrheit (53% — 1994: 55 %) für angemessen, eine starke Minderheit (47% — 1994: 41%) dagegen für eher bzw. viel zu hoch. Der Anteil der Sprachwissenschaft/Linguistik wurde sogar nur noch von weniger als der Hälfte der Befragten (48% — 1994: 56%) bestätigt, von ebenso vielen (48% — 1994: 36%) aber als zu hoch empfunden. Die Sprachpraxis hatte nach Meinung einer klaren Mehrheit der Absolventen (61% — 1994: 55 %) einen zu geringen Anteil am Studium, nur 37% (1994: 35 %) hielten diesen für angemessen. Dagegen stieg die Zustimmung zum Anteil der Didaktik/Methodik DaF stark an (63% — 1994: 48%) und weit weniger (33% — 1994: 47%) empfanden diesen noch als zu gering. Für die Landes- und Kulturkunde blieb es bei der klaren Bestätigung des Anteils (61% — 1994: 65%), allerdings stieg die Zahl der Befürworter einer Ausweitung der Landeskunde (31% — 1994: 23%).

Auch als Absolventen der Weiterbildung plädieren die Befragten damit für eine Verstärkung der Sprachpraxis im Studiengang, die tendenziell zu Lasten der Sprachwissenschaft/Linguistik bzw. der Literaturwissenschaft erfolgen müßte. Abgesehen von diesen Verschiebungen sprechen sie sich jedoch mehrheitlich nicht für eine grundsätzliche Veränderung des Angebots aus.

Die Mehrheit der befragten Absolventen äußerte sich auch zu den fakultativen offenen Fragen nach den Ausbildungsinhalten der Teildisziplinen („positive oder negative Kritik in Bezug auf die Inhalte der Teildisziplinen"):[9]

Zur **Literaturwissenschaft** überwiegen insgesamt die zustimmenden Äußerungen. Die Begegnung mit der deutschsprachigen Literatur wird häufig als Bereicherung empfunden („Es war ein großes Erlebnis für mich, die deutschsprachigen Dichter und ihre Werke kennenzulernen", „Ich habe Schriftsteller kennengelernt, denen ich sonst wohl nie begegnet wäre"). Viele heben hervor, sie hätten in den Vorlesungen und Seminaren einen „guten Überblick" bekommen und sich „gründliche Fachkenntnisse" erworben.

Allerdings wird vielfach die Stoffülle („Material fast unüberschaubar", „die deutsche Literatur von Anfang bis heute kann man gar nicht kennenlernen") und die Menge der Pflichtliteratur kritisiert, die in der kurzen Zeit nicht zu bewältigen gewesen sei („viel zu viel Lektüreaufträge").

Einige Absolventen hätten die gründlichere Beschäftigung mit ausgewählten Werken vorgezogen („mehr Umgang mit den literarischen Texten", „weniger wäre mehr gewesen", „wir haben oft zu schnell und oberflächlich gelesen") andere kritisieren die Methoden der Lehrenden („Vorlesungen in der ersten Bedeutung des Wortes", „zu wenig Diskussion über die Werke", „wenig selbständiger Umgang mit der Literatur").

Häufig kritisiert wird die Auswahl der behandelten Lektüre („von den ‚Merseburger Zaubersprüchen' bis heute, aber nicht das wichtigste"). Manche vermissen die zeitgenössische Literatur („zu wenig moderne Literatur", „leider nichts über die heutige deutschsprachige Literatur"), andere die Kinder- und Jugendliteratur („fast keine Jugendliteratur", „mit Kinderliteratur und Märchen wenig beschäftigt") bzw. ganz allgemein „im Unterricht verwendbare Literatur". Dementsprechend beklagen einige der studierenden Lehrer explizit den geringen Unterrichtsbezug der Lehrveranstaltungen zur Literatur („für unseren Unterricht nur minimal zu verwenden").

Insgesamt kann aus den Äußerungen der befragten Absolventen geschlossen werden, daß sie sich mehrheitlich für Literatur interessieren und die intensive Beschäftigung mit der deutschsprachigen Literatur im Rahmen des Weiterbildungsstudiums akzeptieren, daß sie aber die Bedeutung dieses Faches für ihren Deutschunterricht als eher gering einstufen. Dies mag damit zusammenhängen, daß durch die auf die Vermittlung eines Überblickswissens hin angelegte Art der Behandlung der Literatur die große potentielle Relevanz des Umgangs mit literarischen Texten im Deutschunterricht von vielen der studierenden Lehrer nicht erkannt wird.

Anders ist dies bei der **Sprachwissenschaft/Linguistik**, die von den Befragten für potentiell sehr unterrichtsrelevant gehalten wird, aber bei vielen als sehr schwierig und teilweise geradezu als „Angstfach" gilt. Hier überwiegen bei den Äußerungen zu den offenen Fragen neben einigen positiven Stimmen („gut und gründlich", „ausführlich und praxisbezogen", „viel Wissen vermittelt") insgesamt deutlich die negativen.

Viele Absolventen halten die Lehrveranstaltungen zur Sprachwissenschaft/Linguistik für zu theoretisch („zu wissenschaftlich", „zu trocken, überhaupt nicht lebensnah") und zu wenig auf ihre Praxis als Deutschlehrer bezogen („in der Praxis nicht zu gebrauchen"). Vermißt wurden häufig Übungen zur praktischen Grammatik („zu wenig praktische Übungen", „viel mehr praktische Grammatik erforderlich", „Linguistik [...] tötet den Sprachgebrauch").

Einige kritisierten generell die Auswahl der Inhalte („viel Überflüssiges gelernt", „starke Helbig-Buscha-Einseitigkeit, fast wortwörtliche Wiedergabe wurde erwartet"), andere brachten Kritik an Teilbereichen (mehrfach: „Sprachgeschichte zu viel, zu detailliert", „Phonetik war nur theoretisch, nicht praxisbezogen", „Morphologie, Linguistik und Textologie waren gut und nützlich, Phonetik, Phonologie und Sprachgeschichte oberflächlich und sinnlos") zum Ausdruck.

Wir interpretieren die insgesamt eher negativen Rückmeldungen der Studierenden zur Sprachwissenschaft/Linguistik als enttäuschte Hoffnungen auf den Beitrag dieses Faches zu ihrer Sprachkompetenz und v.a. zur Lösung ihrer Praxisprobleme als Deutschlehrer. Es ist zu vermuten, daß die Angebote der Sprachwissenschaft/Linguistik ein weit höheres Maß an Zustimmung gefunden hätten, wenn sie diesen Erwartungen der Studierenden besser entsprochen hätten.

Die Kritik am Unterricht in **Sprachpraxis** bezieht sich dagegen vor allem auf den Anteil des Faches, der von sehr vielen als zu gering empfunden wurde. Qualitative Äußerungen fallen bei den Absolventen recht uneinheitlich aus. Neben zustimmenden Äußerungen („gut und nützlich", „sehr wichtig", „super") finden sich kritische („methodisch viel zu niedrig", „Stunden ohne Konzentration", „zu niedriges Niveau", „sehr schlecht organisiert"). Angesichts der durchgängig sehr hohen Wertschätzung der Sprachpraxis bei den Befragten („dieses Fach wäre das wichtigste!") muß man annehmen, daß der Sprachpraxisunterricht in besonderer Weise von der Person der Lehrenden abhängt („Der Unterricht gab mir fast gar nichts. Das lag nicht am Lehrplan, sondern an den Lehrenden", „hing vom Lehrer ab" vs. „tolle Lektorin").

Kritisiert wird wiederum häufig, aber doch erheblich seltener als bei der Befragung nach dem ersten Studienjahr, eine unzureichende Förderung der Sprechfertigkeit („keine Möglichkeit zum Sprechen", „einige haben kein Wort gesagt"), wobei aber auch mehrere gegenteilige Stimmen zu finden sind.

Einige benennen andere Defizite (mehrfach: „zu wenig Wortschatzvermittlung", „mehr Übersetzung") bzw. kritisierten die eingesetzten Materialien.

Die Auswahl der Themen/Texte wird gelobt („aktuell und vielseitig"), oder aus unterschiedlichen Gründen bemängelt („zu wenig alltägliche Themen", „jedes Jahr haben sich die Themen wiederholt", „selten gab es Verknüpfungen zwischen Sprachpraxis und Theorie/Wissenschaften").

Den Einsatz von Muttersprachlern in der Sprachpraxis bewerten die Befragten ganz überwiegend positiv („sehr gut: Muttersprachler in jedem Semester"). Man findet aber auch einzelne kritische Stimmen dazu („meist muttersprachliche Lehrer, die die für Ungarn spezifischen Schwierigkeiten nicht kennen. Von ihnen haben wir aber bessere Noten bekommen").

Die Heterogenität der Äußerungen zur Sprachpraxis läßt auf sehr unterschiedliche Angebote schließen, die nicht zuletzt von der Person der Lehrkraft abhängen dürften. Von einem auch nur ansatzweise einheitlichen Curriculum, wie es für die Literaturwissenschaft oder Linguistik anzunehmen ist, kann für die Sprachpraxis nicht die Rede sein. Dementsprechend ist auch der Tenor der qualitativen Rückmeldungen bei den befragten Absolventen recht uneinheitlich und — anders als bei der Befragung nach dem ersten Studienjahr — nicht dominant negativ. Diese deutliche Einstellungsveränderung könnte für eine Verbesserung des Angebots sprechen, da an einigen Hochschulen Maßnahmen zur Stärkung der Sprachpraxis in der Weiterbildung ergriffen wurden.

Zudem kommt es wohl im Verlauf des Studiums zu einer Relativierung der Bedeutung der Sprachpraxis und zu größerer Geduld im Hinblick auf den Verlauf des Sprachlernprozesses.[10] Allerdings lassen auch die Absolventen des Studiengangs keinen Zweifel daran, daß sie der Sprachpraxis im Rahmen der Weiterbildung eine sehr große Bedeutung zumessen, weil sie die Sprachkompetenz als Basiskompetenz für Deutschlehrer betrachten.

Zur **Didaktik/Methodik** überwiegen, anders als bei der Befragung von 1994, deutlich die zustimmenden Äußerungen. Festzustellen ist hier allerdings eine Polarisierung zwischen stark zustimmenden Äußerungen (mehrfach: „(einfach) super", „viele tolle Ideen für den Unterricht", „habe hier sehr viel profitiert", „neue Einstellung, sehr praxisorientiert") und heftiger Kritik („haben nichts bekommen", „Niveau gleich null", „fast ohne praktische Anwendungsmöglichkeit").

Differenziertere Stimmen verweisen auf „unterschiedlich gute und gewissenhafte Lehrer", kritisieren Theorielastigkeit (mehrfach: „zu theoretisch", „unsere Unterrichtserfahrung wurde zu wenig berücksichtigt") oder den Mangel an geeignetem Lehrmaterial („sehr wenige Bücher", „keine Medien").

Insgesamt scheint die Didaktik/Methodik im Vergleich zu 1994 an manchen Orten stark verbessert und zu einem zielgruppenspezifischen Angebot für die studierenden Lehrer in der Lage zu sein, während sie anderswo wohl stagniert und der an methodischen Fragen sehr interessierten, aber hier auch sehr kritischen Zielgruppe (fast) nichts bieten kann.

Die Äußerungen zur Landes- und Kulturkunde fallen sehr heterogen aus, wobei sich positive und negative Stimmen etwa die Waage halten. Einige fanden das Fach „interessant", „nützlich", „meist niveauvoll" oder sogar „am interessantesten", andere dagegen „langweilig", oder „oberflächlich und wenig informativ".

Kritisiert wurden v.a. Einseitigkeiten der Orientierung, je nach Angebot „(reine) Geschichte", oder „überwiegend Politik (uninteressant)" bzw. „zu viel Wirtschaft", häufig vermißt „die heutige Kultur", der „Alltag in Deutschland" und v.a. Informationen über „Sitten und Bräuche".

Für manche ergab sich „ein objektives Bild der deutschsprachigen Länder", für andere fehlten Informationen „über **alle** deutschsprachigen Länder", oder „über die deutschen Bundesländer". Teilweise wurden die Lehrenden gelobt („erstklassige Vorlesungen", „optimal: die deutschsprachigen Lektoren"), teilweise aber auch getadelt („negativ: die Einstellung der Lehrerin", „keine Planung erkennbar", „nur Vorlesungen").

Auch für die **Landeskunde** ist wohl insgesamt von einem sehr heterogenen, stark personenabhängigen Angebot und vom Fehlen eines auch nur einigermaßen vergleichbaren Curriculums auszugehen. Ganz überwiegend scheint es sich allerdings um einen wissensorientierten Ansatz zur Landeskunde zu handeln, der jedoch auch von den Studierenden so erwartet und deshalb zwar hinsichtlich der Auswahl der Inhalte, aber nicht prinzipiell kritisiert wird.

Eine direkte Unterrichtsrelevanz des Faches versprechen sich die Befragten wohl nicht.[11]

2.3. Orientierung an weiterbildungsdidaktischen Prinzipien

Die Absolventen des Weiterbildungsstudiengangs sehen auch in der Rückschau nur begrenzt „erhebliche" Unterschiede zu ihrem Erststudium. Nur eine Minderheit (35% — 1994: 37%) bestätigt solche Unterschiede eindeutig. Dies spricht nicht gerade für ein bewußt zielgruppenspezifisches und nach weiterbildungsdidaktischen Prinzipien gestaltetes Angebot.

Eine deutliche Mehrheit der Befragten (65% — 1994: 61%) fühlte sich während des Studiums als „mündige Erwachsene ernstgenommen und behandelt", wobei 1996 diesem Item erheblich weniger widersprechen als der ersten Befragung (9% — 1994: 21%). Hier ist also eine gewisse Verbesserung festzustellen, wenn auch noch kein befriedigendes Ergebnis. Hinsichtlich der Berücksichtigung des Vorwissens und der Erfahrungen der studierenden Lehrer (1996: 41% Bestätigung vs. 19% Widerspruch; 1994: 45% Bestätigung vs. 25% Widerspruch) ergibt sich keine Verbesserung. Verbessert haben sich dagegen im Verlauf des Studiums wohl die Chancen, Praxisprobleme als Deutschlehrer in den Seminaren zur Diskussion zu stellen und Hilfen zu deren Lösung zu bekommen. Dem entsprechenden Item stimmt knapp die Hälfte (48% — 1994: 41%) eindeutig zu und weit weniger (20% — 1994: 29%) verneinen es.

Eine Diskussion über curriculare Fragen findet in den Seminaren weiterhin kaum statt. Wie bei der Befragung nach dem ersten Studienjahr bestätigt weniger als ein Viertel der Absolventen das entsprechende Item (23 % wie 1994), während weit mehr (44 % — 1994: 48%) ihm widersprechen.

Insgesamt ergibt sich im Vergleich zur Befragung von 1994 eine nur geringfügig stärkere Orientierung an weiterbildungsdidaktischen Prinzipien im Verlauf des Studiums, wodurch u.E. ein erheblicher Teil der besonderen Möglichkeiten und Chancen einer Weiterbildung für ausgebildete Pädagogen und praktizierende Deutschlehrer vergeben werden. Die eindeutigen Korrelationen gerade dieser Variablen zur Zufriedenheit mit dem Studiengang sind bei der ersten Untersuchung der weit größeren Stichprobe nachgewiesen worden. Diese Zusammenhänge sind bei der zweiten Untersuchung ebenfalls gegeben, wenn auch — vermutlich aufgrund eines gewissen Gewöhnungseffekts — teilweise nicht mehr mit der gleichen Ausprägung.[12] Offenkundig waren die am Programm beteiligten Lehrstühle nur begrenzt in der Lage, sich auf die Besonderheiten der Zielgruppe einzustellen und ihr auch in Haltungen, Einstellungen, Methoden und Arbeitsformen ein spezifisches Angebot zu machen.

2.4. Unterstützung des Programms von deutscher Seite

Wie schon bei der Untersuchung nach dem ersten Studienjahr wird die Unterstützung des Programms von deutscher Seite auch von den Absolventen sehr positiv bewertet. Fast alle der Befragten halten in der Rückschau die Mitarbeit der für das Programm entsandten Gastlehrkräfte[13] für „sehr wichtig" (83% — 1994: 84%) oder für „wichtig" (15% — 1994: 12%) im Hinblick auf den Erfolg ihres Studiums. Ein Viertel der Absolventen (25%) nahmen an Hospitationsstipendien in Deutschland teil und stufen dies ohne Ausnahme als „sehr wichtig" ein, während viele andere beklagen, daß ihnen diese Möglichkeit nicht gegeben wurde. Schließlich werden auch die Sommerkurse des Goethe-Instituts (i.d.R. nach dem ersten Studienjahr) noch nach zwei Jahren von allen Befragten für „sehr wichtig" (83%) oder „wichtig" (17%) gehalten.

Das hohe Maß an Bestätigung für die Unterstützung des Programms von deutscher Seite belegt, daß diese — recht unterschiedlichen — Beiträge in den Augen der Absolventen geeignet sind, Schwächen des Weiterbildungsstudienganges (Theorielastigkeit, mangelnder Praxisbezug, unzureichende Sprachpraxis) teilweise zu kompensieren.

3. Gesamtbewertung des Weiterbildungsstudiengangs

Zur Gesambewertung des Weiterbildungsstudiengangs sollten die befragten Absolventen zunächst zu offenen Fragen bestimmte Aspekte positiv bzw. negativ hervorheben.

3.1. Positive Hervorhebungen

Positive Hervorhebungen betreffen oft die Lehrenden („vorzügliche Dozenten", „Lehrende sehr hilfsbereit") und dabei besonders häufig Gastlehrkräfte („wichtige beispielhafte Arbeit der Gastlehrer", „tolle Lektorin" X, „sehr beeindruckend" Y), teilweise aber auch Einstellungen und Haltungen gegenüber den Studierenden („das Studium wurde vom Lehrstuhl ernstgenommen", „guter Kontakt mit den meisten Lehrern", „unsere Lehrerfahrungen wurden sehr ernstgenommen").

Weiter werden häufig die durch das Studium erworbenen Kenntnisse („viel neues Wissen", „fachwissenschaftlich fühle ich mich gut ausgebildet") herausgestellt. Auch der Zuwachs an Sprachkompetenz wird von einigen hervorgehoben („bekam Mut zum Sprechen", „erreichte ein höheres sprachliches Niveau") ebenso die Sommerkurse des Goethe-Instituts und Hospitationsstipendien in Deutschland.

Schließlich verweisen eine ganze Reihe der Absolventen besonders auf einen Zuwachs an methodischer Kompetenz („neue Methoden des Fremdsprachenunterrichts", „neue pädagogische Auffassung", „Schülerorientierung").

3.2. Negative Hervorhebungen

Negative Hervorhebungen betreffen häufig die Konzeption des Studiengangs, die von einzelnen überhaupt vermißt wurde („konzeptionslose Umschulung"), vielen aber als zu stark theoretisch („Übergewicht an Theorie", „kopflastig") bzw. als zu wenig praxisorientiert gilt („keine nützliche, praktische Ausbildung", „kein praxisbezogenes Lehramtsstudium", „viel zu wenig unterrichtspraktische Kenntnisse bekommen"). Einige beklagen erneut v.a. eine unzureichende Sprachausbildung („kam zu kurz", „Sprachkönnen wurde nicht entwickelt").

Negativ hervorgehoben werden mehrfach Haltungen und Einstellungen von Lehrenden („wir wurden als Unmündige behandelt", „die ‚Umschulung' hatte pejorative Bedeutung", „waren weniger anerkannt als die Direktstudenten", „Vorlesungen oft ausgefallen") und Methoden („Lehrkräfte müßten methodisch besser ausgebildet werden", „passives Hören, viele Vorlesungen").

Weiter werden häufig die hohe Belastung („zu anstrengend", „oft überbelastet", „alles an einem Tag — zu viel") und ungünstige Rahmenbedingungen beklagt („Probleme an der Arbeitsstelle", „Bücher (...) meist sehr teuer, schwer zu erhalten", mehrfach: „kein Stipendium").

Schließlich kritisieren einige, daß sie — im Unterschied zu anderen — nur ein Hochschuldiplom erwerben konnten, obwohl sie an einer Universität studierten und/oder das Erststudium mit einem Universitätsdiplom abgeschlossen hatten.

3.3. Bewertung nach ungarischen Schulnoten

Die Absolventen des Weiterbildungsstudiums bewerten den Studiengang nach ungarischen Schulnoten durchschnittlich mit 3,7. Besonders häufig (von 63%) wird dabei die Note 4 vergeben, gefolgt von der Note 3 (27%). Man könnte angesichts der oft recht deutlichen Kritik am Weiterbildungsstudiengang über diese insgesamt noch relativ positive Bewertung erstaunt sein, sollte aber nicht vergessen, daß im Kontext des ungarischen Schul- bzw. Hochschulwesens gute Noten meist die Regel sind und schon die Note 3 häufig als schlecht empfunden wird. Das Ergebnis reicht zwar aus, um von einer — aus der Sicht der Absolventen — qualifizierten Weiterbildung zu sprechen, gibt aber u.E. keinen Anlaß zur Zufriedenheit.

4. Schlußbemerkung

Die Folgebefragung bei Absolventen des Weiterbildungsstudiengangs bestätigt im wesentlichen die Ergebnisse der Befragung dieser Gruppe nach dem ersten Studienjahr. Sie zeigt, daß auch die Absolventen — vielleicht aufgrund ihrer durch das Erststudium geprägten Erwartungen — keine grundsätzlich andere Konzeption des Studiums fordern und ihre Weiterbildung insgesamt

durchaus als erfolgreich betrachten, daß sie aber doch ganz offen (meist immanente) Kritik üben und sich dabei u.E. als kompetente Kritiker erweisen. Die Absolventen hätten eine weit stärkere Praxis- und Berufsorientierung des Studiums erwartet und eine verstärkte und bessere sprachpraktische Ausbildung gewünscht. Sie sind deshalb mit dem Angebot der Lehrstühle nur bedingt zufrieden.

Der Grad ihrer Zufriedenheit mit dem Studiengang ist darüber hinaus stark davon abhängig, ob die Studierenden als Erwachsene mit (viel) Lebens-, Studien- und Berufserfahrung bzw. als ausgebildete Fremdsprachenlehrer (praktizierende DaF-Lehrer) in einem Weiterbildungsstudiengang ernstgenommen und behandelt wurden, ob sie an der Diskussion über curriculare Fragen beteiligt waren, ob ihr Vorwissen und ihre Vorerfahrungen Berücksichtigung fanden und ob sie in den Seminaren Hilfen zur Lösung ihrer Praxisprobleme erhalten konnten. Gerade in diesen Bereichen ist an manchen Lehrstühlen, die sich nicht an Prinzipien einer Weiterbildung, sondern an Studiengängen zur Lehrerausbildung orientierten, einiges versäumt worden. Dadurch wurden die besonderen Möglichkeiten und Chancen der Arbeit mit dieser Zielgruppe teilweise vergeben.

Dennoch ist nach der Untersuchung und nach den bisherigen Erfahrungen davon auszugehen, daß sich die Absolventen im Deutschunterricht gut behaupten können und auch in der Öffentlichkeit in wachsendem Maße Anerkennung finden.

Anmerkungen

1. Im Schuljahr 1995/96 gab es an den Grundschulen in Ungarn nur knapp 2300 ausgebildete Deutschlehrer.
2. Gerade im Fall der Russischlehrer ist zu hoffen, daß sie künftig auch wieder Russisch unterrichten können, da der Anteil des Russischunterrichts an den Schulen in Ungarn u.E. derzeit viel zu gering ist und keineswegs dem Sprachbedarf des Landes entspricht.
3. Dies gilt — mit Einschränkungen — auch dann, wenn es sich bei den Studierenden nicht um Fremdsprachenlehrer handelt, nicht aber, wenn Nicht-Pädagogen in das Programm einbezogen werden, wie das ein Jahr lang möglich war. In diesem Fall werden Aus- und Weiterbildung vermischt und die besonderen Chancen einer Lehrerweiterbildung verschenkt.
4. Ergebnisse veröffentlicht in: Schmidt, H. W.: *Der Weiterbildungsstudiengang zur „Umschulung" zu Deutschlehrern aus der Sicht der Studierenden. Teil I einer empirischen Untersuchung.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1/1995, S. 28-39.
5. Ergebnisse veröffentlicht in: Schmidt, H. W.: *Der Weiterbildungsstudiengang zur „Umschulung" zu Deutschlehrern aus der Sicht der Lehrenden. Teil II einer empirischen Untersuchung.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 2/1995, S. 46-54.
6. Zur Erhebung des Faktors Zufriedenheit wurde kritisiert, daß (Un-)Zufriedenheit sehr subjektiv sei und vielfältige Ursachen haben könne, die u.U. mit der Qualität des Angebots wenig zu tun hätten und sogar kontraproduktiv (z.B. niedrige Leistungsanforderungen als Quelle der Zufriedenheit) sein könnten. Wir sehen in dieser Kritik wieder eine sehr problematische Einstellung zu den studierenden Lehren. Die Erhebung subjektiver Daten ist in der empirischen pädagogischen Forschung längst anerkannt und gewinnt sogar — etwa im Rahmen des biographischen Ansatzes — zunehmend an Bedeutung.

7. Eine ganze Reihe von Anschreiben kam als unzustellbar zurück. Von den erreichten Probanden der ersten Befragung beteiligten sich etwa 60% auch an der zweiten.
8. Die Vorgabe des Kultusministeriums sah eigentlich einheitlich ein Hochschuldiplom als Sprachlehrer vor, woran sich einige Universitäten unter Berufung auf ihre Autonomie jedoch nicht hielten. Sie vergaben Universitätsdiplome und zwar sowohl an Absolventen mit dem Erstdiplom einer Universität wie auch an solche mit dem Erstdiplom einer Hochschule.
9. Die im folgenden aufgeführten Äußerungen der Befragten sind nicht immer als wörtliches Zitat zu verstehen. Teilweise wurden leichte sprachliche Verändungen und eine Einpassung in den Text vorgenommen.
10. Vermutet werden kann darüber hinaus, daß der Zeitpunkt der Befragung am Ende der — ganz überwiegend sehr positiv bewerteten — Sommerkurse des Goethe-Instituts den Sprachunterricht an den Hochschulen vielen in einem recht negativen Licht erscheinen ließ.
11. So wurde auch keine Didaktik/Methodik der Landeskunde gefordert und nur einmal „Materialien für den Landeskundeunterricht" vermißt.
12. Im Vergleich zur ersten Untersuchung ist diese Korrelation hinsichtlich der Variablen ‚Diskussion curricularer Fragen in den Seminaren' sogar noch stärker ausgeprägt. Studierende, bei denen diese Diskussion nicht möglich war, äußern sich ausnahmslos mit ihrem Studiengang unzufrieden, was — trotz der relativ kleinen Stichprobe (N=108) — als hochsignifikant zu werten sein dürfte.
13. Der Weiterbildungsstudiengang wurde von deutscher Seite sehr stark unterstützt, v.a. durch ein spezielles Gastlehrerprogramm Bayerns, durch Stipendienangebote (Baden-Württemberg, Bayern) und die Sommerkurse des Goethe-Instituts. Teilweise wirkten auch Lektoren aus Österreich oder der Schweiz mit.

WERKSTATT

Szabolcs Boronkai (Budapest)

Bedeutungsverlust und Identitätskrise der ungarndeutschen Literatur des 19. Jahrhunderts

Am Beispiel der deutschsprachigen Literatur und Kultur in Ödenburg 1790-1890

1. Einleitung

Die Germanistik beurteilt das 19. Jahrhundert in Hinsicht der ungarndeutschen Literatur als die Zeit der Blüte und des Verfalls. In den ersten Jahrzehnten war noch die Sprache der Städte, aber auch eines Teils des Adels das Deutsche, es gab zahlreiche deutschsprachige Theater, Periodika und Verleger. Jedoch hegten die Ungarndeutschen patriotische Gefühle ihrem Vaterland, dem Königreich Ungarn gegenüber (siehe „hungarus"-Bewußtsein). Unter anderem trug auch dies dazu bei, daß sie ab den 20er, 30er Jahren immer mehr durch das nationale Pathos, den Reformdrang und den Fortschrittsfanatismus des ungarischen Liberalismus in die Assimilation mitgerissen wurden. 1848 ist ein Höhepunkt dieser Entwicklung: als Ungarndeutsche stellten sie sich an die Seite der ungarischen Revolution (fünf von den dreizehn Arader Märtyrern waren deutscher Abstammung!). Die Entfaltung und die Verbreitung der ungarischsprachigen Kultur und dann des öffentlichen Lebens (ab 1844 ist das Ungarische die Amtssprache) bedeutet einen eindeutigen Scheideweg. Die Deutschsprachigkeit in den Volksbräuchen der Dörfer oder in familiärem Bereich bleibt eigentlich bis Mitte des 20. Jahrhunderts unberührt, aber die weitere Entwicklung einer deutschsprachigen urbanen Kultur verliert ihren Boden. Diesen Prozeß und die Wandlungen der Identität möchten wir hier am Beispiel von Ödenburger (Soproner) Dichtern vorzeigen.

Die Willkürlichkeit der Auswahl sollten einige spezifische Umstände mindern. Ödenburg liegt im Randgebiet der Ungarisch- bzw. Deutschsprachigkeit. Um die Mitte des Jahrhunderts schätzt man den Anteil der ungarischsprachigen Bevölkerung bloß auf etwa 4%, nach der Volkszählung im Jahre 1880 ist diese Zahl fast 30%, aber ungarisch sprechen konnte auch dann nur 42% der Stadtbewohner.[1] Die unmittelbare Nähe von Wien dürfte auch nicht ohne Einwirkung auf das hiesige literarische Leben gewesen sein, von der Notwendigkeit der Mehrsprachigkeit ganz zu schweigen. Deshalb sagte zu Anfang des ungarischen Reformzeitalters, am Landtag von 1825, der Ödenburger Abgeordnete und spätere Bürgermeister Franz Wagner (Ferenc Vághy):

„Es ist nicht wahr, daß die Städte nicht von nationaler Gesinnung sind, auch jener, der ungarisch nicht kann — mag ein ungarisches Herz haben. An der Grenze Österreichs muß man auch deutsch können.„[2]

Eine kulturelle Anziehungskraft verliehen der Stadt das evangelische Lyzeum (gegründet noch im 16. Jahrhundert), das katholische Gymnasium (im 18. Jahrhundert unter der Leitung der Jesuiten, ab 1773 der Benediktiner), das deutsche Theater (gegründet im Jahre 1769), die Filialien der auch in Ofen (Buda) und Wien ansässigen Buchhändler Kilian und Wigand und andere Institutionen. Die hier zu behandelnden Personen können zwar nicht als ein literarischer Kreis oder eine Schule betrachtet werden, standen aber in vielerlei Beziehungen zueinander. Therese Artner war mit Karl Georg Rumy befreundet, der Leopold Petz im Lyzeum unterrichtete. Rumy wurde auf Empfehlung von Kis, der später Arbeitskollege von Petz wurde, nach Ödenburg eingeladen. Moritz Kolbenheyer war Schulinspektor des Lyzeums und wollte sowohl als Dichter wie auch als Prediger bewußt in die Fußstapfen der vorigen treten:

> Therese Artner, Johann Kis, auch Du,
> Petőfi, sangt hier nächst des Peiso Welle,
> So duldet ohne Neid und stimmet zu,
> Daß sich Euch Drei'n ein Vierter zugeselle.[3]

In seiner Antrittspredigt beruft er sich auf jüngst verstorbene „vier würdige Lehrer", unter ihnen auf den Superintendenten János Kis und den Pfarrer Leopold Petz. Sein bester Freund war Josef Paul von Király, der Lehrer von Lajos Dóczy. Király kannte durch Franz Liszt auch Adolf Frankenburg. Alle sind entweder in Ödenburg geboren, oder haben dort gelernt bzw. gewirkt. Wegen seines ruhelosen Lebens und ständigen Ortwechsels ist es kaum möglich, Karl Georg Rumy irgendeiner bestimmten regionalen Gruppierung zuzuordnen, er unterrichtete jedoch drei Jahre im Ödenburger Lyzeum und blieb auch weiterhin mit der Stadt (z.B. mit seinem Kollegen Gottlieb Gamauf) in Kontakt.

2. Österreichischer Patriotismus: Therese Marie von Artner (1772-1829)

Der Titel des ersten (mit Marianne Tiell gemeinsam herausgegebenen) Gedichtbandes der Dichterin *Feldblumen auf Ungarns Fluren gesammelt* ist irreführend. Weitere Verwirrungen bewirkt nach dem Blickfang des Titels auch der Vorbericht, da Artner und Tiell behaupten, daß ihre Werke nichts besonderes wären: „[...] wenn wir Deutsche wären, und in Deutschland lebten. Aber in unserem Vaterlande sind poetische Originalwerke noch so selten [...]" und: „Sollten sich Sprachfehler und Provinzialismen finden, so bitten wir es mit unserem Geschlecht und Vaterland [...] zu entschuldigen".[4]

Im Band ist aber nur ein einziges Gedicht von ungarischer Thematik zu finden: *An die Waag bey P.* Die Rolle des Vaterlandes nimmt eindeutig Österreich ein, in Poemen wie *Oesterreich, im Juli 1796, Die Volksbewaffnung Oesterreichs im April 1797* oder *Oesterreich, im Juli 1798*. Die erforderlichen Vergleichsschemata werden dem deutschen Kulturgut entnommen (z.B. die Hermannsschlacht im Teutoburger Wald), das gegenwärtige Österreich wird aber der Wirklichkeit entsprechend als Vielvölkerstaat vorgestellt. Die Ungarn werden als Teil des universalistischen Kaiserreiches vorgeführt, mit den üblichen Topoi der westlichen Literatur:

> [...] rechts von Pannonier,
> Der die Klinge schon wetzt, schwingt den Bozogan,
> Und mit wehrloser Ferse,
> Sonder Kissen, das Roß bezähmt.[5]

In ihrem zweiten Band *Neuere Gedichte von Theone* kommen bereits drei Werke mit ungarischen geographischen Namen vor: *Trennung von Bucsán, Die Felsen von Szulyo* und *Schifferliedchen. Auf der Blava zu singen.*[6] Im Kapitel „Vaterland" ihres dritten Gedichtbandes *Gedichte. Gewählt, verbessert, vermehrt,* in den sie ihre relevantesten Werke patriotischer Gesinnung aus den früheren Bänden sammelte, stehen aber neben *Die Felsen von Szulyo* vier Apotheosen Österreichs: *Die Schlacht bei Maynz, Oesterreich, im Juli 1796, Die Volksbewaffnung Oesterreichs* und *Oesterreich im Nov. 1805*![7]

Das Zugehörigkeitsgefühl zu Österreich ist in Ödenburg keine Ausnahme. Der katholische Pfarrer Michael Berghofer betet für die „femigste" Vaterlandsliebe unter allen Religionen, Sprachen und Nationen des österreichischen Kaiserstaates, der evangelische Leopold Petz meint, daß es nicht genug sei, ein treuer Untertan des Königs zu sein, es gebe noch viele Millionen Untertanen des Kaisers.[8] So ausgeprägt taucht dieses Engangement aber nur bei Artner auf. Dies kann nicht bloß mit der Nähe Österreichs erklärt werden, eher aber mit der Abstammung der Dichterin. Der Vater, Hauptmann Georg Leopold von Artner, gehörte zum österreichischen Militäradel: ohne Landbesitz, in mehreren Generationen im Dienste der k.k. Armee, deutschsprachig, aber nicht einer Volksgruppe, sondern nur der Dynastie gegenüber loyal. Dieser Hintergrund und die heroischen Kämpfe gegen Napoleon können nur einen solchen Enthusiasmus zur Folge haben. In diesem Sinne müßte Artner eigentlich im Rahmen der österreichischen Literatur, unter Dichterinnen wie Caroline Pichler oder Gabrielle Baumberg behandelt, und eine derartige Verhaltensweise bloß als ein Fremdkörper in der ungarndeutschen Lyrik betrachtet werden. Es muß jedoch betont werden, daß dies nicht die Folge ihrer Deutschsprachigkeit ist. Die bedeutete nämlich in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende noch keineswegs eine Ausklammerung aus der ungarischen Literatur, ganz im Gegenteil: nach dem Jakobinerprozeß 1795 existierte in Ungarn etwa ein Jahrzehnt lang nur ein deutschsprachiges literarisches Leben, und das war auch der Träger ungarischer patriotischer Gefühle. Artner wird durch ihre österreichische Gesinnung von dem Hauptstrom der ungarndeutschen Literatur getrennt.

3. Vermittlung literarischer Werte: János Kis (1770-1846)

Bei dem etwa gleichaltrigen Kis sind keine Spuren von österreichischer Identität zu finden. Zum Halten und Druck einer Jubelpredigt über die Niederlage Napoleons 1814 wurde er gegen seinen Willen gezwungen, wie er es Kazinczy gegenüber bekennt.[9] Die Kanzel war damals ja nicht nur Ort der Seelsorge, sondern auch Organ des offiziellen Standpunktes, die Prediger mußten die staatlichen Verordnungen verkünden und natürlich auch gelegentlich Dank- und Lobreden halten. Deshalb sind z.B. die Glückwünsche zum Geburtstag des jeweiligen Herrschers in Predigten von Kis, Petz oder Kolbenheyer in Hinsicht der Identität und Loyalität dieser Geistlichen auf keinen Fall relevant.

Kis war zwar ungarischsprachig, paßte sich aber während seines Studiums in Ödenburg, bzw. in Göttingen und Jena, später dann als deutscher Prediger so gut an, daß sein Pfarrerkollege Gottlieb Gamauf meinte: „Nicht einmal dem Accente merkt man es sonderlich an, daß er kein geborner Deutscher sei."[10]

Er schrieb fast ausschließlich auf ungarisch, aber es handelt sich um einen interessanten Moment der Rezeptionsgeschichte deutscher Literatur in Ungarn, und zwar in einer Periode, in der der Aufnahme deutscher Gedanken- und Formstrukturen größte Wichtigkeit beigemessen werden kann. Kis studierte in Göttingen und in Jena. Die Peregrination der protestantischen Jugend seit dem 16. Jahrhundert erhielt eine wichtige kulturelle Funktion, sie vermittelte die neuen deutschen (und dadurch anderen westeuropäischen) Geistesströmungen nach Ungarn. Kis war mit seinem Briefpartner, dem klassizistisch orientierten Literaturorganisator Ferenc Kazinczy, der mit jedem, der in Ungarn eine dichterische Begabung aufwies, so auch mit Kis korrespondierte, in dem Punkt einig, daß für die neuere ungarische Literatur als Muster nicht die Traditionen der humanistischen Schul- und Gelegenheitsdichtung, sondern die fremden (in erster Linie deutschen) Werke dienen sollten. Sie fühlten sich von den modernen poetischen Errungenschaften der zeitgenössischen deutschen Dichtung (Sentimentalismus, Rokoko, Klassik usw.) angezogen. Die leicht erlernbaren rokoko-anakreonistischen Formen der deutschen Modedichtung könnten z.B. einen natürlichen Übergang von der von horazischen Motiven geprägten ungarischen Schuldichtung zur modernen Lyrik bilden, sie hätten ja den mythologischen Wortschatz gemeinsam. Kis versuchte aber mehr, die Dichter des Göttinger Hainbundes und selbst Schiller, dessen Vorlesungen er in Jena besuchte, nachzuahmen.[11]

Kazinczys Euphorie, in Kis den ungarischen Schiller gefunden zu haben, ist ein Irrtum des Zeitgenossen.[12] Es ist aber seiner Freude anzurechnen, die Gedichte Schillers 2-5 Jahre nach der deutschen Veröffentlichung auch schon auf ungarisch lesen zu können. Von 220 Gedichten der zweibändigen Sammlung *Kis János Poétai Munkái* [Die poetischen Werke von János Kis] stufte

der Herausgeber Ferenc Toldy (Schedel) 104 als Nachdichtung ein, auch wenn er bei 49 nur die Anmerkung „deutscher Dichter" o.ä. schreiben konnte. Die Nachforschungen von Robert Gragger und Rezső Gálos präzisierten in mehreren Fällen die Quellen.[13] Schiller wurde am meisten, zehnmal nachgedichtet, ihm folgen Pfeffel, Gotter und Nicolai mit je sechs Werken und dann Hagedorn, Uz, Voss, Matthison, Gleim, Hölty und Gellert (zwischen vier und eins). Das Herausfinden der Quellen ist gar nicht einfach, weil Kis nicht immer bloß übersetzte. Es gab bei ihm — wie bei jedem Nachdichter der Zeit — zahlreiche Stufen zwischen Reminiszenz und direkter Übersetzung: einige Gedichte paßte er den ungarischen Verhältnissen an (d.h. er veränderte die Namen von Personen und Landschaften ins Ungarische), manchmal kompilierte er Gedanken aus mehreren Werken oder eben benutzte nur eine fremde Form. Zu diesem weiten Feld der Adaptation gehören auch Gedichte, die von Schiller inspiriert wurden, z.B. *Hymnus a bölcsességhez* [Hymne an die Weisheit] ist formal und stilistisch stark an *Die Götter Griechenlands* gebunden.[14] Sein vielleicht am besten gelungenes Werk ist auch keine Übersetzung im engeren Sinne. Das Gedicht *Hajósének* [Schifferlied] wurde nach dem Muster von Matthisons *Seefahrer* gedichtet, dieses Beispiel veranschaulicht recht genau, wie Kis Strukturen und Gedanken aus anderen Werken in seine übernahm:

Mein Schiff ruht endlich wieder;
Du meiner Väter Land,
Ich fall' aufs Antlitz nieder,
Und küsse deinen Strand!
Froh werd' ich die Altäre
Der heimathlichen Höh'n
Und froh die Wonnenzähre
Der Jugendfreunde sehn.

Szerettim édes honja,
Indul hajóm feléd,
Hűsége láncza vonja
Szülöttedet melléd.
Örömkönyvekre csordúl
Szemem, ha rád tekint,
Napom hol délre fordul,
S vidám reményre int.[15]

Seine beachtlichen Kenntnisse über die zeitgenössische deutsche Literatur, seine Zweisprachigkeit und Übersetzungslust machten ihn zur Zeit der Entfaltung der neueren ungarischen Literatur trotz der nicht besonders hervorragenden Qualität seiner Werke zu einer zentralen Figur des damaligen ungarischen kulturellen Lebens. Bis zum Auftreten der romantischen Generation etwa um 1820 war die Fremdsprachigkeit im ungarländischen literarischen Leben etwas völlig Natürliches. Der ungarische Leibeigenensohn Kis, der ja in Deutschland studierte und dann in einer deutschsprachigen Stadt Prediger wurde, schuf aber schon seit den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts auf ungarisch. Damit war er nicht nur Vorläufer der späteren ungarischen Dichter von Weltniveau, sondern konnte auch in den von den Romantikern dominierten 20er und 30er Jahren eine von allen Seiten mehr oder weniger geachtete Autorität bleiben und starb 1846 als Doyen der ungarischen Literatur.

4. Multikulturalität und mitteleuropäische Identität: Karl Georg Rumy (1780-1847)

Die Kulturvermittlung von Kis wurde vom klassizistischen Kreis Kazinczys mit Jubel aufgenommen, die romantische Generation vermißte zwar die Originalität seiner Werke, wollte ihn jedoch nicht aus der ungarischen Literatur verbannen. Der ein Jahrzehnt jüngere Rumy war nur ein Jahr Prediger, gehörte aber auch zu den evangelischen Geistlichen (er studierte ebenfalls in Göttingen), die Kazinczy so achtete:

> Wie sehr bedaure ich, dass Széphalom nicht mitten in Zips, oder vielmehr, dass die vielen evangelischen Gemeinden, die so vortreffliche Köpfe unter ihren Predigern hat [!], nicht um Széphalom zerstreut sind.[16]

Den Nationalismus der Romantik irritierte bereits die multikulturelle Haltung Rumys in hohem Maße. Vörösmarty griff ihn in einem Epigramm wegen seiner angeblich mangelhaften Sprachkenntnisse an:

> Was du slowakisch denkst, das erzählst du küchenlateinisch
> Gibst es in schlechtem Deutsch schließlich auch noch in den Druck
> Möge Apoll dich auch fürder in deiner Weisheit erhalten
> Die ein Babel aufs Neu bietet dem Menschengeschlecht.[17]

Rumy war ein aufgeklärter Polyhistor, der in seinem Werk über den deutschen Stil mit Adelung polemisierte, ein Lehrbuch für Ökonomie schrieb, oder eben ungarische Gedichte für eine englische Anthologie sammelte. 1808 versuchte er ein mehrsprachiges Periodikum mit dem Titel *Musen-Almanach für das österreichische Kaiserthum. Musen-Almanach von und für Ungarn* ins Leben zu rufen. Die sich herausbildenden nationalen Literaturen bedurften aber allem Anschein nach keines multinationalen und polyglotten Sammelwerkes. Rumy beschwert sich mit Recht in der Vorrede, daß er nur deutsche und lateinische, und kaum ungarische und slawische Werke erhielt.[18] In der Tat wurde sein Unternehmen nur von Autoren begrüßt, die ohne nationale Verpflichtung in einer „lingua franca", auf deutsch oder lateinisch schrieben. Wegen Mangels an Interesse gab es auch keine Fortsetzung.

Vergebens las und schrieb Rumy auf deutsch, ungarisch, slowakisch, lateinisch, durch seine supranationale Einstellung wurde er aus jeder nationalen Literatur ausgeklammert. Sein Ideal, das Ungarn der vielen Sprachen, Religionen und Nationen existierte zwar, wurde aber von jeder Seite ignoriert. Die heutigen Sympathien dürfen jedoch die Beurteilung des 19. Jahrhunderts nicht beeinflussen. Die Bedeutung der Romantik ist selbst bei all ihren patriotischen Ausschwankungen und auch ihrer Unduldsamkeit gegen die Andersprachigen in keiner mitteleuropäischen Literatur hoch genug zu schätzen. Rumys „Österreichertum", das aber nicht wie bei Artner eine habsburgische Loyalität, vielmehr eine mitteleuropäische Identität verkörperte, war einfach veraltet. Jedoch erwies er einen großen Verdienst der ungarischen Kultur: wie Gusztáv Heinrich feststellte, war er „der eigentlich anerkannte und gern

gesehene Berichterstatter und Vertreter Ungarns in Deutschland".[19] Er schickte unzählige Artikel an mehr als hundert deutschsprachige Zeitungen, übersetzte ungarische Werke bzw. lektorierte Kazinczys deutschsprachige Schriften.[20]

5. Verfremdetsein durch Deutschsprachigkeit: Leopold Petz (1794-1840)

> Dieser könnte der ersten Universität in Deutschland Ehre machen. [...] Schade, dass seine Kentnisse und Tätigkeit in keinem größeren Wirkungskreis schalten können.[21]

So schrieb über Petz der Reisende Samuel von Ludvigh. Die Kenntnis der deutschen Sprache konnte einem viel einbringen (siehe Kis), aber die Deutschsprachigkeit im literarischen Schaffen war in Ungarn seit den 30er Jahren nicht mehr wünschenswert. Die ganze Tragik der ungarndeutschen Literatur faßte Petz in den folgenden Zeilen zusammen:

> Hier umgibt uns ein Volk, das der Deutschen Zunge verfolget,
> Endlich vom Schlummer erwacht selber ein Pantheon baut.
> Deutschland mag uns als Fremdlinge nicht! Nun sollen wir schweigen?
> Oder stammeln ein Wort, dem sich die Zunge versagt?
> Alle Sprachen sind schön, wenn Geist sich in ihrer Bewegung
> Flüchtig erscheinend verklärt, höhere Bildung verstreut.
> Aber nur Eine vermag des Herzens Fesseln zu lösen,
> Tönt mit zaub'rischem Klang schmeichelnd ins Ohr,
> Eine bleibt ewig der Liebling, in einer nur nehmen die Götter
> Ein vertrauernd Gebet, das sie verherrlichet, an.
> Eine nur präget ein ewiges Siegel auf jeden Gedanken.
> Beugt das geflügelte Wort, wie es die Seele verlangt.
> Dies ist die Sprache, so daß im Munde liebender Eltern:
> Die uns aus thierischem Traum freundlich begrüßend geweckt.[22]

Ein deutschsprachiger Künstler steht vor uns, aber ohne Publikum. Er ist doch kein richtiger Deutscher, denn: „Deutschland mag uns als Fremdlinge nicht!", aber in der Heimat, in Ungarn bildet sich eben zur Zeit eine eigenständige Literatur auf Weltniveau heraus: „vom Schlummer erwacht selber ein Pantheon baut"! Der ungarndeutsche Dichter sollte also entweder schweigen, oder sich assimilieren lassen und doch auf ungarisch zu schaffen versuchen („stammeln ein Wort, dem sich die Zunge versagt?"). Petz kann es nicht, er schreibt mit Kenntnis von mehr als einem Dutzend Sprachen: „Alle Sprachen sind schön", aber jeder Mensch kann doch nur auf einer seine Liebe, seine Gottesfurcht, seine treffendsten Gedanken ausdrücken. Petz und noch einige (u.a. Moritz Kolbenheyer) konnten und wollten sich von der deutschen Sprache nicht losbinden, wie die Mehrheit der ungarndeutschen Intelligenz, die schließlich den leichteren Weg der Assimilation gegangen ist.

Obwohl die Dichtung von Petz nach ihren poetischen Qualitäten wesentlich höher eingestuft werden dürfte als die von Kis, blieb sie eigentlich unbekannt, seine Gedichte erschienen erst posthum. Ein größeres Interesse rief seine übersetzerische Tätigkeit hervor. Er trug nicht mit der Journalistik, wie Rumy,

sondern mit der Nachdichtung der Fabeln von András Fáy zur Bekanntmachung der ungarischen Literatur im Ausland bei.[23] Petz' Talent beweisen auch die Erfolge seiner deutschen Shakespeare-Übersetzungen: *König Lear* wurde fünf-, *Coriolan* drei- und *Julius Cäsar* zweimal herausgegeben.[24] Zwei Jahrzehnte früher, also als Schulkamerad und nicht als Schüler von Kis, hätte noch Petz mit seinen reifen, die deutsche Klassik nachahmenden, aber nicht einfach epigonenhaften Gedichten selbst mit ihrer Deutschsprachigkeit zu den berühmtesten Dichtern des Königreichs Ungarn gezählt werden können. Erst in den 20er, 30er Jahren tätig, dichtete Petz lediglich in einem Schwebezustand: trotz aller Talente und Bestrebungen von der ungarischen Kultur abgelehnt, noch fähig zum Schaffen einer selbständigen ungarndeutschen Literatur von hohem Niveau (dies kann von den späteren Dichtern nicht mehr behauptet werden) und schon in vollem Bewußtsein von deren Aussichtslosigkeit.

6. Nachdichtung aus patriotischer Überzeugung: Moritz Kolbenheyer (1810-1884)

Das Beispiel von Kis, Rumy und Petz zeigt, welche wichtige Rolle die deutschsprachigen Evangelischen in der ungarndeutschen bzw. ungarischen Literatur in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einnahmen. Ihr Studium in Deutschland, ihre Vermittlerfunktion und die Rezeptionsoffenheit der ungarischen Literatur verliehen ihnen weit über den ästhetischen Wert ihrer Werke hinausragende Bedeutung. Kolbenheyers Generation kam schon verspätet. Seit 1820 durfte kein Untertan des Habsburgerreiches in Deutschland studieren. In den 30er, 40er Jahren ist endgültig entschieden, daß nicht die Versfabrikation und Korrespondenz von Pfarrern und Lehrern deutschsprachiger Kleinstädte und auf ihrem Landgut sitzenden Adeligen die Tragpfeiler des literarischen Lebens in Ungarn sind, sondern die Periodika, Verleger und Cafés der sich stürmisch ausbreitenden Pest-Buda.

Durch diese Veränderungen wurde auch das Tätigkeitsfeld der ungarndeutschen Dichter eingeengt. Gelegenheitsgedichte und Zauberpossen schreibt man noch, aber in Ödenburg gibt es keinen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mehr, der wie Kis oder Petz mindestens von den Zeitgenossen den besten Dichtern der Epoche angemessen worden wäre. Der einzige Bereich, wo die Ungarndeutschen Großes leisteten, ist die Nachdichtung. Die Spitzenleistungen des literarischen Werkes von Kolbenheyer bilden die *Toldi*-Übersetzungen, die sowohl Hebbel als auch Anastasius Grün mit Anerkennung würdigten.[25] Die Nachdichtung entstand 1854 auf Anforderung von Gustav Heckenast nach der mißlungenen Übersetzung von Karl Maria Kertbeny. Das fertige Manuskript wurde der Kritik sowohl von Arany als auch von Hebbel unterworfen.[26] Noch in diesem Jahr übersetzte Kolbenheyer auch den zweiten Teil des Epos, *Toldi's Abend*.[27] Obwohl nur auf eine sehr zurückhaltende Weise, war aber Arany auch mit dieser Übertragung zufrieden.[28] Kolbenheyer berücksichtigte alle kritischen Einwände des ungarischen Dichters, schrieb

aber an Heckenast folgendes: „Herr Arany scheine mir nicht hinreichende Billigkeit bei der Erwägung der Schwierigkeiten einer solchen Uebertragung zu besitzen und dann auch mit dem Genius der deutschen Sprache zu wenig vertraut zu sein".[29] Den dritten Teil übersetzte er erst spät, im Jahre 1883, auf Wunsch seines kurz davor verstorbenen Sohnes Franz.[30]

Eine Reihe von Übersetzungen zeitgenösischer Dichter (Mihály Vörösmarty, János Garay, József Eötvös usw.) sind mit dem Nachlaß Kolbenheyers im zweiten Weltkrieg verschollen. Dreizehn Petőfi-Nachdichtungen erschienen auch im Druck.[31] Eines der berühmtesten Gedichte ist aber in einem historischen Werk zu lesen:

> Auf ! das Land ruft Ungarbrüder!
> Heute gilt's und nimmer wieder.
> Freie Männer, Sklavenseelen —
> Eins von beiden müßt Ihr wählen
> Höre Gott des Ungarnvolkes
> Unsern Schwur:
> Sklaven soll hinfort nicht tragen
> Ungarns Flur![32]

Eine Strophe der *Szózat* [Mahnruf] von Vörösmarty wird in eigener Übersetzung innerhalb einer Predigt zitiert:

> Es kommt noch, weil sie kommen muß,
> Die bess're Zeit, nach der
> Von tausend Lippen heißes Fleh'n
> Aufwallt zum Sternenheer.[33]

Die Auswahl der Gedichte hat mit dem Zufall nichts zu tun. Kolbenheyers Eifer war ganz bewußt:

> Der „Toldi" ist jedenfalls, so weit ich in der Sache competent bin, eine der schönsten Blüten der ungarischen Volksdichtung. Die Toldisage an sich verdient die Beachtung des Geschichtsforschers, als des Poeten. Herder hat den Naturlauten der Lappen, der Finnen [...] so viel Aufmerksamkeit geschenkt, daß man am Ende ein Gleiches auch für die Poesien eines Volkes ansprechen darf, welches ein Jahrtausend in Europa durchgelebt und doch auch ein kleines Gewicht in die Wagschale der Völkergeschicke gelegt hat.[34]

7. Bürgerliche Stadtkultur und Provinzliteratur: Josef Paul von Király (1810-1882)

Kolbenheyer apostrophierte sich als „Mensch mit poetischem Anfluge".[35] Dieser Äußerung kann aufgrund seiner Nachdichtungen zugestimmt werden, auch wenn seine eigenen Gedichte eher nur Sinnieren eines Bildungsbürgers sind als ausdrucksvolle Lyrik.[36] Diese Kanzleiberedsamkeiten sind zwar von aphorismatischer Natur und einigen Äußerungen (z.B. den Ansichten des evangelischen Pfarrers über Religion oder Naturwissenschaften) kann sogar

eine kulturgeschichtliche Bedeutung beigemessen werden, sie wirken jedoch blaß neben den hervorragenden Übersetzungen. Die übersetzerische Tätigkeit wurde aber von den Zeitgenossen nicht in dem Maße anerkannt, daß sich Kolbenheyer wirklich mit seinen Vorbildern, wie Artner und Kis, die zu ihrer Zeit zu den bekanntesten und gefeierten Dichtern zählten, gleichrangig hätte fühlen können. Dieses Gefühl von Ignoriertheit und Isolation führte dann auch zur Ambivalenz in seiner Haltung zur Heimat: Patriotismus mischte sich mit den Betrübnissen eines Lebens in einer kulturellen Diaspora. Der Gelegenheitsdichter Király übersetzte aber nicht einmal. Er strebte ja auch nicht nach Ruhm in der ungarischen Literatur, sondern begnügte sich mit der Wirksamkeit in engerem Rahmen, innerhalb dessen noch die Deutschsprachigkeit das Übergewicht hatte. Seine Leistung als Organisator, Schuldirektor und Sängervereinpräses machen seine Person in der Ödenburger Kulturgeschichte doch unumgehbar. 1805 wurde Kis' Glückwunsch zur Hochzeit Kazinczys in Wien gedruckt, Rumy ließ seine Elegie über den Tod seiner Tochter im *Musen-Almanach* erscheinen.[37] In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lag jedoch die Gelegenheitsdichtung schon eindeutig außerhalb der Grenzen der anspruchsvollen Literatur. Die technische und wirtschaftliche Entwicklung brachte aber auch die Marktproduktion des Schrifttums mit sich. Die Zahl der provinzialen Gelegenheitsdichter, die bei örtlichen Verlegern und in lokalen Zeitschriften publizierten, war höher als je, so auch in Ödenburg. Király überragt die anderen nicht mit der Qualität seiner Werke (eher schon mit der Quantität), sondern wegen seiner Beziehungen zu ungarischen und österreichischen Dichtern (von Arany bis Grün und Grillparzer), seiner organisatorischen Tätigkeit für die Stadt (z.B. Gründung des evangelischen Volksschullehrerseminars) sowie seiner Beteiligung an einer typisch deutsch-kleinbürgerlichen Erscheinung der Zeit: am Männergesangverein.

Der Männergesangverein „Liederkranz" entwickelte sich aus dem „Kirchen-Gesangverein" der evangelischen Gemeinde. Der musikalische Leiter war Christian Altdörfer, der Schwiegersohn von Leopold Petz und Vater vom Komponisten Viktor Altdörfer. In den ersten zwei Jahren 1859-61 war Király der Vorstand, dann für lange Zeit Vizevorstand. Der fast ausschließlich auf deutsch singende Chor pflegte in erster Linie Kontakte mit österreichischen (Wr. Neustadt, Ebenfurth, Baden) und ungarndeutschen (Güns/Kőszeg, Eisenstadt/Kismarton, Preßburg/Pozsony) Vereinen. Es ist jedoch offensichtlich, daß man einen klaren Unterschied zwischen diesen deutschsprachigen, dieselben oder ähnliche Lieder singenden und voneinander nicht weit entfernt lebenden Vereinen sah, der eine ist nämlich ein ungarischer, der andere ein deutscher:

> Magyaren, Deutsche eilt zum Schwur,
> Ein Himmel segnet eure Flur,
> Ein Fürst und ein Bestreben,[38]

Die Österreicher waren der gleichen Meinung. Der „Liederkranz" wurde nach Wr. Neustadt zur Enthüllung des Maria Theresia-Monumentes eingeladen:

> [...] damit dieses Fest der gefeierten Höchstseligen Kaiserin Maria Theresia, mit Hinblick auf die historische Opferwilligkeit des so hervorragend und glänzend bewahrten Patriotismus zur Enthaltung der Monarchie von Seite Ungarns, — verherrlicht werde.[39]

Die Fremdsprachigkeit wurde schon aus der ungarischen Literaur verbannt (siehe Vörösmartys Epigramm an Rumy), in der kleinbürgerlichen Stadtkultur Ödenburgs bestand aber noch kein Gegensatz zwischen der Deutschsprachigkeit und dem ungarischen Patriotismus der Einwohner.

8. Assimilation: Adolf Frankenburg (1811-1884)

Die relative wirtschaftliche Entwickeltheit, die urbane Lebensweise, das Entbehren eines geschlossenen Siedlungsgebiets, die kulturellen und konfessionellen Gemeinsamkeiten mit den Ungarn sowie das „hungarus"-Bewußtsein, d.h. die Loyalität nicht einer Sprache oder einem Volk, sondern den Ländern der Krone Stephans des Heiligen gegenüber, machte dem ungarländischen Deutschtum die Assimilation leicht. Die immer stärkeren assimilativen Tendenzen waren aber wegen der speziellen geographischen Lage in Ödenburg verständlicherweise viel schwächer, da nicht nur die deutschsprachigen Dörfer des heutigen Burgenlands, sondern ganz Österreich als sprachlich-kulturelles Hinterland diente. Sogar gebürtige Ungarn wie János Kis oder Josef Paul von Király wurden in dieser Umgebung zweisprachig. Die aber aus Westungarn in die Hauptstadt zogen, paßten sich rasch an. Bis Moritz Kolbenheyer sogar an János Arany in deutscher Sprache schrieb,[40] benutzte sein früh verstorbener Sohn Franz (Ferenc) und in seiner Kindheit auch sein Enkel Erwin Guido, die in Budapest lebten, mit Vorliebe das Ungarische.[41]

Adolf Frankenburg schrieb in seiner Jugend noch deutschsprachige Gedichte bzw. Komödien für das Ödenburger und das Pester deutsche Theater. Später in Pest redigierte er schon ungarische Zeitschriften (1843-47 *Életképek* [Genrebilder], 1866-67 *Magyarország és a Nagyvilág* [Ungarn und die große Welt] usw.) und publizierte auf ungarisch kurze Novellen, Genrebilder. Seine journalistische Tätigkeit bei der *Pesti Hírlap* [Pester Zeitung] schätzte sogar sein Chefredakteur Lajos Kossuth hoch:

> Seine Feder war das Gewürz unserer ernsten Zeitungen, er war die unabschreckbare Peitsche der Verkehrtheiten, Mißbräuche und Mängel unserer Hauptstadt, er verließ seine Laufbahn von vielen gehaßt, aber nahm den Dank der Unterdrückten, der von ihm so mannhaft Geschützten und die Liebe des Lesepublikums mit sich.[42]

Zu dieser Zeit wurde Frankenburg von der Ungarischsprachigkeit bereits so festgehalten, daß er sogar während seiner Beamtenzeit in Wien (1847-66) als

Korrespondent hauptsächlich für ungarische Blätter arbeitete. Er wurde zwar kein hervorragender ungarischer Schriftsteller, aber als Journalist und Organisator war er Mitkämpfer der jüngeren Generation der 40er Jahre (Garay, Vahot, Táncsics, Kovacsóczy usw.). Kálmán Mikszáth meinte über sein Lebenswerk in seinem Nekrolog:

> Sie sind keine wertvollen Werke, der Stil ist deutsch, die Witze sind direkte Saphir- Nachahmungen, er hat kein Talent zum Erzählen, und kann nicht tief charakterisieren, aber die Richtung ist edel und seiner Feder kann eine Art Lebendigkeit nicht abgeschlagen werden, die damals noch neu war, so waren seine Feuilletons, die er in Kossuths „Pesti Hírlap" schrieb, fast genauso gefragte Lektüre für unsere Väter, wie die Leitartikel von Kossuth.[43]

Nach Ödenburg zurückgekehrt gründete Frankenburg 1877 den „Literatur- und Kunstverein", dessen Ziel war, die Ungarischsprachigkeit, die ungarische Kultur in der Stadt zu verbreiten. Dies geschah auch nicht ohne Vorereignisse. 1790 gründete János Kis noch als Schüler des Ödenburger Lyzeums die „Ungarische Gesellschaft" daselbst (eine Lateinische Gesellschaft existierte schon, eine Deutsche wurde 1803, eine Slowakische erst 1840 gegründet) zum Studium und zur Übung der ungarischen Literatur. Kazinczy war auch stolz darauf, Ehrenmitglied dieser Gesellschaft zu sein.[44] In den 1850er Jahren kämpfte dann der deutsche Kolbenheyer für die ungarische Unterrichtssprache der Schule, die von den Zentralisationsbestrebungen der Bach-Regierung gefährdet wurde.[45] Diese letztere Tatsache ist umso wichtiger, da es die Identitätswahl der Ungarndeutschen recht genau veranschaulicht. Sowohl nach dem Jakobinerprozeß im Jahre 1795 als auch nach der Niederlage des Freiheitskampfes 1848-49 stellten sie sich nicht an die Seite der deutschsprachigen und germanisierenden Sieger, sondern der unterdrückten Ungarn. Diese Treue wurde in den Perioden der ungarischen Dominanz nach 1867 nicht entgolten. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts wurden in Ödenburg z.B. neben dem Literaturverein auch ein ungarischer Klub (Magyar Társaskör) und Gesangverein (Magyar Férfidalkör) mit magyarisierenden Ansichten gegründet. Die emsigsten Mitwirkenden waren sehr oft ungarndeutscher Abstammung. Der neophytische Eifer Frankenburgs kann so mit der Tätigkeit des Ofener Schedel-Toldys verglichen werden.

9. Judenemanzipation: Lajos Dóczy (1845-1919)

In vielen westeuropäischen Ländern, so auch in Deutschland, erfolgte der Akkulturisationsprozeß des Judentums als Folge der Aufklärung im 18. Jahrhundert. Dies bedeutete eine sprachliche und kulturelle Zugehörigkeit zur „Staatsnation" (z.B. zum Deutschtum), mit Beibehaltung der israelitischen Konfession. In Ungarn wurde dieser Prozeß durch spezielle Umstände beeinflußt: durch die Eingliederung Ungarns in die Habsburgermonarchie und deren überwiegend deutschen Charakter, die Verspätetheit der ungarischen Aufklärung und Romantik im Vergleich zu Westeuropa bzw. die hier

gezogene Trennungslinie zwischen West- und Ostjudentum. Deshalb paßten sich die Juden zuerst der deutschen Obrigkeit an (unter der Herrschaft von Joseph II. nahmen sie deutsche Namen auf), schlossen sich dann den ungarischen Reformbewegungen an, einige verharrten jedoch bei den (ost)jüdischen Traditionen und dem Jiddischen. Aus diesem Mischcharakter der Entwicklung folgte, daß die Assimilation gleich in zwei Richtungen stattfand, in die der Germanisierung und in die der Magyarisierung, und daneben blieb bis zum II. Weltkrieg auch die jiddische Kultur erhalten.[46]

Der ursprünglich Ludwig Dux genannte Lajos Dóczy lernte eigentlich nur zufällig ungarisch. Als Jude wurde er im Benediktinergymnasium nicht gern gesehen, so wurde er ins evangelische Lyzeum immatrikuliert. Die katholische Schule war deutschsprachig, die protestantische unterrichtete aber, dank der Tätigkeit Kolbenheyers, unter der Leitung von Király, auf ungarisch. Ein deutschsprachiger Jude wurde also in einer überwiegend deutschsprachigen Stadt allein durch den ungarischsprachigen Unterricht zum ungarischen Schriftsteller erzogen, und das alles geschah wegen des ungarisch-patriotischen Engangements eines ungarndeutschen Geistlichen![47] Zuerst arbeitete Dóczy dann für die Wiener *Presse*, dann machte er aber eine glänzende Karriere neben dem Ministerpräsidenten und späteren Außenminister Graf Gyula Andrássy, 1900 erhielt er sogar den Freiherrentitel vom König. Seine Zweisprachigkeit nutzte er dazu, Schauspiele gleichzeitig für das Nationaltheater in Budapest und das Burgtheater in Wien zu schreiben. Oft ist es nicht zu entscheiden, in welcher Sprache das Original entstand. Es ist jedoch symptomatisch, daß er nicht mehr für die deutschsprachigen Theater Ungarns arbeitete, sein deutschsprachiges literarisches Schaffen ist eigentlich für das Ausland, für Österreich gedacht. Der große Brand des deutschen Theaters von Pest im Jahre 1847 ist das symbolische Ende des ungarländischen deutschen Theaterwesens, danach erscheint es nur als ein Schatten seines früheren Selbst. Sogar in Ödenburg spielt man vor einem größtenteils deutschsprachigen Publikum in der Hälfte des Jahres auf ungarisch. Die noch nicht assimilierten, aber schon akkulturierten Ungarndeutschen waren bereits eher Konsumenten der ungarischen und viel weniger der deutschen Literatur.

Obwohl Dóczys Dramen zu seiner Zeit sehr erfolgreich waren, ist für unser Thema seine übersetzerische Tätigkeit interessanter. Er übersetzte nämlich aus beiden und in beide Sprachen! Die ungarischen Goethe- und Schiller-Nachdichtungen wurden von besseren Übersetzern verdrängt. Seine Virtuosität bei der Verdeutschung von Aranys Balladen ist aber erstaunlich, kein Wortspiel, keine innere Alliteration scheint Hindernis zu sein:

Mint hulla a hulla! veszett a pogány,	Wie fielen die Vielen vor Einem zurück,
Kő módra befolyván a hegy meredékét,	Und füllten wie Blöcke des Hohlweges Wände!
Ő álla halála vérmosta fokán,	Wie drohte dem Tode entgegen sein Blick,
Diadallal várta be végét.	Und rief triumphierend das Ende![48]

Das leichthändige Beherrschen des Handwerklichen, des sprachlichen und formalen Instrumentariums der Lyrik kann aber auch gefährlich sein. Dóczy kann sich nicht enthalten, auch da etwas Spielerisches zu dichten, was es im Original nicht gibt:

Montgomery, a vár ura — Auf nimmt den Tross Montgomery's Schloss[49]

Bei ihm scheint das Formale die Oberhand zu gewinnen, indem er sich nach der Übersetzung von Imre Madách' *Die Tragödie des Menschen* äußert:

> Er [d.h. Madách — Anm. Sz.B] hat kaum eine Ahnung vom Handwerk, das in jeder Kunst steckt. Das zeigt nicht nur sein unbeholfener Vers, sondern auch seine Art, Begriffe in gewöhnliche, knappste Worte zu kleiden [...] Deshalb glaube ich, dass ein Übersetzer mit Fug (und Mass) daran auch glätten darf.[50]

10. Ungarische Literatur auf deutsch, deutsche Literatur in Ungarn. Nachtrag

Leben und Werk der hier aufgeführten acht deutschsprachigen Dichter in Ödenburg umfaßt das ganze 19. Jahrhundert. Aus dem gewählten Segment der ungarndeutschen Literatur können vielleicht auch einige Schlußfolgerungen gezogen werden. Um 1800 waren — wegen der kurzweiligen Stagnation der ungarischen Literatur — deutschsprachige Werke die eigentlichen Träger des ungarischen Patriotismus. In dieser Hinsicht war Ödenburg eine Ausnahme: die Dichtung von Artner ist österreichisch gesinnt. Eine Art Zuneigung zu Österreich bleibt aber bei den späteren Dichtern nur latent erhalten. Kis und Petz vertreten zwei Möglichkeiten und Wege der nach deutschen Mustern erzogenen ungarländischen Intelligenz. Kis nahm eine wichtige Vermittlerrolle zu seiner Zeit ein, seine Nachdichtungen und Adaptationen übermittelten deutsche Gehalt- und Formstrukturen in die ungarische Literatur. Das deutschsprachige Werk von Petz ist ein Ausläufer der deutschen Klassik und Romantik (mit starken Goethe-Reminiszenzen), das aber weder in Ungarn (wegen seiner Sprache), noch in Deutschland (wegen seiner peripherischen Abstammung) Widerhall fand. Das Zurückdrängen von Kis, die Mißachtung von Petz und das Mißverstehen von Rumy waren tragische Begleiterscheinungen des Aufstiegs der ungarischen Literatur auf Weltniveau. Das Auflösen des deutschsprachigen Lesepublikums durch die natürliche Magyarisierung des Adels und des Bürgertums bzw. durch die Vermehrung der Zahl der Literaturkonsumenten unter der ungarischen Landbevölkerung und die damit zusammenhängende Vermarktung der Kultur entzog einer selbständigen ungarndeutschen Literatur jede Chance. In eine Randposition gedrängt blühte natürlich in Form von Journalistik, Theater und Gelegenheitsdichtung, sowie Vereinsleben eine deutschsprachige Provinzkultur weiter (siehe das Werk von Király). Der einzige Bereich, wo die Ungarndeutschen etwas auf sehr hohem Niveau in der Belletristik leisteten, ist die Übersetzung.

Ihre auch aus patriotischer Überzeugung ableitbaren Bestrebungen wurden aber leider weder von deutscher noch von ungarischer Seite genug geschätzt. Die Versuche von Petz, Kolbenheyer und Dóczy, ungarische Werke dem europäischen Publikum zu präsentieren, waren nicht ganz ohne Erfolg, aber die ungarische Literatur wurde doch kein organischer Bestandteil der Weltliteratur. Die Assimilation blieb in Ödenburg im ganzen Jahrhundert viel schwächer als in den mehr im Zentrum liegenden Städten, nach dem Ausgleich begannen aber wenigstens die Staatsangestellen und die Intelligenz magyarisch zu werden.

Bemerkenswert ist das Übergewicht der Evangelischen. Artner und Király waren Mitglieder der lutherischen Kirche, Kis, Petz, Rumy, Kolbenheyer sogar Pfarrer. Rumy konvertierte später zum katholischen Glauben, Dóczy ebenfalls, aber nur Frankenburg war ein gebürtiger Katholik. Das ist mit den ethnischen Verhältnissen nicht zu erklären, da auch die Mehrheit der Katholischen in Ödenburg deutschsprachig war, viel eher mit dem ausländischen Studium der evangelischen Geistlichen. Bis 1820 studierten die strebsamsten Pfarrerkandidaten an deutschen Universitäten: Kis, Rumy, Petz. Kolbenheyer durfte 1836 noch ausnahmsweise nach Berlin fahren, aber in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ging dieser Vorzug auf dem Gebiet der Bildung für die Evangelischen verloren.

Im 19. Jahrhundert wandelte sich die Bedeutung des Begriffs Patriotismus und nationale Identität allmählich um, und das bedeutete auch das Ableben des „hungarus"-Bewußtseins. Bis Ende des 18. Jahrhunderts gab es keinen direkten Zusammenhang zwischen Muttersprache und nationaler Identität, die privilegierten Einwohner des Königreichs Ungarn betrachteten sich als Mitglieder der „natio Hungarica", der Bauernstand sah noch keine Notwendigkeit für seine nationale Identifikation. Als Gegenwirkung auf die germanisierende Politik von Joseph II. erlebte die ungarische Nationalliteratur ihren ersten Aufschwung, der jedoch durch den Jakobinerprozeß erstickt wurde. Die Jahrzehnte um die Jahrhundertwende wurden aber noch vom Geist der Aufklärung dominiert: die ungarische Identität („hungarus"-Bewußtsein) stand noch in keinem Gegensatz zu der deutschen Muttersprache. Die Dichter der ersten Hälfte der Epoche betrachteten sich noch als „hungari", mit der Ausnahme von Artner. Sie benutzten ihren Geburtsort nur als Vorwand für die Fehler ihrer Werke. Die Verbreitung der Theorie der Romantik löste die Möglichkeit der Mehrsprachigkeit innerhalb von einer Nation bzw. einem Volk auf: das Ungarntum deckt nur noch die Magyaren, die Nachbarvölker nicht mehr. Kis gründet zwar eine Ungarische Gesellschaft, aber ihm ist die programmative Magyarisierung noch fremd. Rumys supranationale (also im eigentlichen Sinne „hungarus") Bestrebungen werden aber nicht nur nicht verstanden, sondern sogar vespottet.Der am engsten an die deutsche Sprache und Kultur gebundene Petz unterscheidet sich und die Ungarndeutschen in seinem Gedicht *Die Muttersprache* klar von den Reichsdeutschen, erlebt aber

dann die kulturelle Isolation in seiner Heimat. Dies bedeutet natürlich nicht, daß er keine guten Kontakte mit seinen ungarischen Landsleuten hatte, ganz im Gegenteil: die Familie Petz schickte ihre Kinder regelmäßig auf das Land, um ungarisch zu lernen,[51] und das in einer Stadt, wo auch noch 1910 fast ein Drittel der Bevölkerung kein Wort ungarisch sprach. Für die Generation von Kolbenheyer, Király und Frankenburg war die Identifikation mit dem Ungarntum erschwert. Es war nicht mehr genug, ein deutschsprachiger Untertan des ungarischen Königs zu sein, man erforderte schon die Anerkennung des Primats der magyarischen Sprache und Kultur, die Zugehörigkeit zur ungarischen Nation, die aber nicht mehr im mittelalterlichen Sinne bloß als Bereich der Bewohner desselben Vaterlandes, sondern als eine sprachlich-kulturelle Einheit aufgefaßt wurde. Während der Sternstunden der Revolution, dann auch der Unterdrückung in der Bach-Ära bekannte sich Kolbenheyer leidenschaftlich zum Ungarntum. Als er sich aber für die ungarische Unterrichtssprache im Ödenburger Lyzeum einsetzte, identifizierte er sich schon mit den Interessen der Magyaren. Nach dem Ausgleich, unter der Vorherrschaft der Magyaren, beschwerte er sich jedoch bei seinem Freund Hebbel über seine kulturelle Isoliertheit und bei Grün über den ungarischen Chauvinismus.[52] Király war ungarischer Abstammung, er benutzte das Deutsche bloß als Mittel zum literarischen Schaffen und vermutlich als Umgangssprache in der deutschsprachigen Umgebung. Der simple Satz des Assimilanten Frankenburg — „Mein Name ist deutsch, mein Herz ist ungarisch“[53] — braucht keine Erklärung. Die Assimilationskraft der ungarischen Nation beweist auch die Laufbahn von Dóczy. Der Kern der Frage wird angesprochen, wenn auch nicht beantwortet in den folgenden zwei Zeilen von Király:

> Ein schlichter Ungar schreibt in deutscher Sprache?
> [...]
> Der Deutsche kann magyarisch auch empfinden![54]

Anmerkungen

1. Thirring, Gusztáv: *Adatok a száz év előtti Sopronból és 1848 évi népességéről. [Daten über Ödenburg und ihre Bevölkerung aus dem Jahr 1848].* — Sopron: Soproni Szemle 1957. S.18-20., Heimler, Károly: *Sopron topográfiája [Die Topographie von Ödenburg].* — Sopron: Röttig-Romwalter 1936. S. 87.
2. Zitiert nach: Mollay, Károly: *A vármegye történeti vázlata. [Skizzen aus der Geschichte des Komitats].* — In: Csatkay, Endre: *Sopron és környéke műemlékei. [Die Denkmäler von Ödenburg und Umgebung].* Budapest: Akadémiai 1953. S. 71. (Zitat übers. von Sz.B.)
3. Kolbenheyer, Moritz: *Vom Krankenpfühle.* — Oedenburg: Romwalter 1883. Bd. 2. S. 18. Peiso ist der lateinische Name des Neusiedlersees. Petőfi stationierte als Soldat 1840-41 in Ödenburg.
4. (Artner, Therese — Tiell, Marianne): *Feldblumen auf Ungarns Fluren gesammelt von Nina und Theone.* — Jena: Voigt 1800. Bd. 1. S.VIII-IX., vgl. Tarnói, László: *Patriotismus und nationale Identität im Spiegel der deutschsprachigen Dichtung im Königreich Ungarn um 1800.* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie.* Berlin. (1989) Nr. 4. S. 11-13.
5. *Die Volksbewaffnung Oesterreichs.* Ebenda Bd. 2. S. 44.

6. (Artner, Therese): *Neuere Gedichte von Theone.* — Tübingen: Cotta 1806. S. 90., 115. und 137.
7. Artner, Therese: *Gedichte.* Gewählt, verbessert, vermehrt. — Leipzig: Hartleben 1818. Bd.1. S. 236. bzw. 215., 219., 220., 240.
8. Berghofer, Michael: *Anrede gehalten an die bewaffnete Bürger-Korps.* — Oedenburg: Sieß (1810). S. 6., bzw. Petz, Leopold: *Predigt zur Geburtsfeier Seiner Majestät des Kaisers Franz des Ersten.* — Oedenburg: Kultschar 1834. S. 14.
9. Kisch, Johann: *Die Freude der Völker Europas.* — Oedenburg: Sieß (1814). S. 14, vgl. Fried, István: *Egy soproni prédikáció háttere. [Der Hintergrund einer Ödenburger Predigt].* — In: *Soproni Szemle [Ödenburger Rundschau].* Sopron. Jg.XLI. (1987) Nr. 1. S. 61-66.
10. Hamar, Gyula: *Gamauf Teofil feljegyzései Kis Jánosról. [Die Aufzeichnungen von Gamauf über Kis].* — In: *Soproni Szemle.* Sopron. Jg.V. (1941) Nr. 4. S. 295.
11. Vgl. Németh, Zoltán: *Kis János szerepe kora irodalmi életében. [Die Rolle von Kis im literarischen Leben seiner Zeit].* — Győr: Baross 1941. S. 29-50., bzw. Tarnói, László: *Aus dem Gragger-Nachlaß.* Marginalien in einem Gedichtband von János Kis. — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie.* Berlin. (1987) Nr. 2. S. 187-197.
12. Váczy, János (Hg.): *Kazinczy Ferenc levelezése. [Korrespondenz von Kazinczy].* — Budapest: MTA 1892-93. (= Kazinczy Ferenc összes művei [Sämmtliche Werke von K.] Abt.3.) Bd. 3. S. 327., Bd. 4. S. 7. und 479.
13. Schedel, Ferenc (Hg.): *Kis János Poétai Munkái.*— Pest: Hartleben 1846. S. 462, vgl. Tarnói: *Aus dem Gragger-Nachlaß*, Gálos, Rezső: *Kis János és a német költészet. [Kis und die deutsche Dichtung].* — Budapest: (Franklin) 1911. S.10-11., und Gálos, Rezső: *Kis János forrásaihoz. [Zu den Quellen von Kis].* — In: *Egyetemes Philologiai Közlöny [Universale Philologische Mitteiluingen].* Budapest. Jg. 36. (1912) S. 826-830.
14. Vgl. Tarnói, László: *Schiller-Lesarten und -Adaptationen in Ungarn in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie.* Berlin. (1996) Nr. 9. S. 43.
15. Zitiert nach: Gálos, Rezső: *Kis János és a német költészet,* S. 9.
16. Váczy, János (Hg.): *Kazinczy Ferenc levelezése.* Bd. 6. S. 70.
17. (Vörösmarty, Mihály): *Rumynak. [An Rumy].* — In: *Kritikai lapok [Kritische Blätter].* Pest. (1834) Heft 4.S.160. Deutsche Übersetzung von Gusztáv Heinrich, zitiert nach: Tarnói, László: *Patriotismus und nationale Identität,* S. 10.
18. Rumi, Karl Georg (Hg.): *Musen-Almanach für das österreichische Kaiserthum. Musen-Almanach von und für Ungarn.* — Leutschau: Mayer (1808). S. 7.
19. *Ungarische Revue.* Budapest. (1881) S. 361.
20. Berzeviczy, Gregor Von: *Ungarns Industrie und Commerz.* — Weimar: Gädicke 1802. (Rumy übersetzte es aus dem Lateinischen). Váczy, János (Hg.): *Kazinczy Ferenc levelezése,* Bd. 4. S. 549. Kazinczy selbst bat Rumy um diese Korrektur, indem er schrieb: „Ich bitte dich die Fehler des deutschen Textes frei zu korrigieren, ihn deinem Belieben nach zu ändern, ich fühle ja, daß ich diese Sprache nicht genug beherrsche, daß meine Arbeiten unter den eurigen stehen dürften, ihr sprecht ja so hübsch und vollkommen deutsch.“ (Übers. Sz.B.)
21. Ludvigh, Samuel Von: *Reise in Ungarn im Jahre 1831.* — Pesth-Leipzig: Hartleben 1832. S. 19-20.
22. *Die Muttersprache.* — In: Petz, Leopold: *Nachgelassene Gedichte.* — Oedenburg: Kultschar 1847. S. 5.
23. Fáy, Andreas: *Originelle Fabeln und Aphorismen.* Raab: Ludvigh 1825. S. 150.
24. Vgl. Bayer, József: *Petz Lipót Shakespeare-fordításai. [Die Shakespeare-Übersetzungen von Petz].* In: *Egyetemes Philologiai Közlöny.* Budapest. Jg.XXXI. (1907) S. 967-968.
25. *Hebbels Brief.* — In: Arany, Johann: *Toldi.* — Pesth: Heckenast 1855. S. VI., Németh, Sára: *Kolbenheyer Móric.* — Budapest: Egyetemi Nyomda 1938. S. 79.
26. Keresztúry, Dezső (Hg.): *Arany János összes művei. [Sämmtliche Werke von Arany].* — Budapest: MTA 1982. Bd. 16. S. 970., bzw. Hebbel-Museum Wesselburen 54042301 und 54060101
27. Arany, Johann: *Toldi's Abend.* — Pesth: Heckenast 1856. S. 136.
28. Németh, Sára S. 52.

29. Németh, Sára S. 82.
30. Kolbenheyer, Moritz: *Den Manen meines Sohnes Franz.* — In: Arany, Johann: *Toldi's Liebe.* — Budapest: Franklin 1884. S. 1.
31. Aigner, Ludwig (Hg.): *Petőfi's poetische Werke.* — Budapest: Aigner (1880). 2 Bde, 374, bzw. S. 404.
32. *Nationallied.* — In: Vargyas, Andreas: *Geschichte des Ungarischen Freiheits Kampfes in den Jahren 1848-49.* — Pest: Heckenast 1869. S. 20.
33. Kolbenheyer, Moritz: *Zur Feier der wiederhergestellten Landesverfassung Ungarns.* — Oedenburg: Romwalter 1867. S. 11.
34. Hebbel-Museum Wesselburen 54032101
35. Hebbel-Museum Wesselburen 53112301
36. Kolbenheyer, Moritz: *Vierzeilen.* — Pesth: Heckenast (1870). 2 Bde, S. 36., Kolbenheyer, Moritz: *Vom Krankenpfühle.* — Oedenburg: Romwalter 1883. 2 Bde, S. 30 bzw. 23.
37. Kis, Johann: *Epistel an Franz Kazinczy zu seiner Vermählung.* — Wien: Schraembl 1805. S. 22, bzw. Rumi, Karl Georg: *Am Grabe der zu früh verblichenen Jungfrau Eleonore Rumi.* — In: Rumi, Karl Georg (Hg.): *Musen-Almanach für das österreichische Kaiserthum,* S. 22.
38. Zitiert nach: Polster, Johann: *Geschichte des Oedenburger Männergesang-Vereins „Liederkranz".* — Oedenburg: Litfaß 1885. S. 15.
39. Ebenda S. 16.
40. Keresztúry, Dezső (Hg.): *Arany János összes művei,* Bd. 16. S. 970.
41. Deshalb schrieb Moritz Kolbenheyer zwei kurze ungarischsprachige Gedichte über den Tod seines Sohnes: *Ferenc fiam meghala. [Mein Sohn Franz ist gestorben].* — In: Arany, Johann: *Toldi's Liebe,* S. 1., bzw. *Ervin unokámhoz. [An meinen Enkel Erwin].* — In: *Hétfő.* Budapest. Jg. 3. (1935) Nr. 36. S. 3. Da die Witwe von Franz Kolbenheyer nach dem Tod ihres Mannes nach Karlsbad (Karlovy Vary) zog, vergaß Erwin Guido Kolbenheyer ungarisch.
42. Zitiert nach: Frankenburg, Adolf: *Emlékiratok. [Memoiren].* — Pest: Emich 1868. Bd. 2. S. 137. (Übers. Sz.B.)
43. Mikszáth, Kálmán: *A jó öreg Frankenburg. [Der gute alte Frankenburg].* — In: Mikszáth, Kálmán: *Az én halottaim. [Meine Toten].* — Budapest: Révai 1914. S. 95. (Übers. Sz.B.)
44. Er ließ auf den Titelblatt seiner Übersetzung von Goethes *Stella* drucken : „Tagja a Sopronyi Magyar Társas." [Mitglied der Ödenburger Ung. Gesellschaft]. Vgl. Váczy, János (Hg.): *Kazinczy Ferenc levelezése,* Bd. 2. S. 340.
45. Protokolle des evangelischen Kirchenkonventes zu Ödenburg 1850. Archiv des Kirchenkonventes 5321.II.1010.p.Ad.245/850.
46. Vgl. Varga, Péter: *„Ich bin ein Ungar mosaischer Konfession".* Ungarische Juden am Scheideweg von Identitäten und Sprachen. — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie.* Berlin. (1996) Nr. 9. S. 112-136.
47. Dóczi, Lajos: *Hogy' tanultam magyarúl. [Wie ich ungarisch lernte].* — In: Igmándy, József (Hg.): *Magyar szellemi élet. [Ungarisches Geistesleben].* — Budapest: Hornyánszky 1892. S. 8-9., vgl. Varga S. 130.
48. *Szondi's Pagen.* — In: Arany, Johann: *Gedichte.* — Budapest: Hungaria (1903). S. 33.
49. *Die Barden von Wales.* Ebenda S. 14.
50. Zitiert nach: Fürst, Ilona: *Dóczy Lajos mint német író. [Dóczy als deutscher Schriftsteller].* Budapest: Pfeifer 1932. S. 75.
51. Csatkai, Endre (Hg.): *Idősebb és ifjabb Petz Dániel krónikája. [Die Chronik von Daniel Petz dem älteren und dem jüngeren].* — Sopron: Soproni Szemle 1940. S. 22.
52. Hebbel-Museum Wesselburen 53112301, bzw. Németh, Sára S. 81.
53. Frankenburg, Adolf: *Őszinte vallomások. [Ehrliche Bekenntnisse].* — Pest: Heckenast 1861. Bd. 1. S. 14.
54. *Gegenseitig.* — In: Király von Barcsfa, Joseph Paul: *Ernst und Scherz.* — Eisenstadt: Dick 1885. S. 9.

Anita Czeglédy (Budapest)

Der problematisierte Heimatroman in der österreichischen Prosaliteratur der 60er und 70er Jahre[1]

In den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg trat in Österreich eine allgemeine Identitätskrise, die bereits nach dem Ersten Weltkrieg ihren ersten Tiefpunkt erreicht hatte, erneut hervor. Auf allen Gebieten des politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens stellte sich die Frage nach einem revolutionären Bruch und Neubeginn oder einer Wiederanknüpfung und Fortsetzung. Mit der Gründung der ersten Großen Koalition wurden aber die Töne, die nach einer kritischen Auseinandersetzung mit der unmittelbaren Vergangenheit riefen, in der Euphorie der Versöhnung unterdrückt und die Verwirklichung eines gesamtösterreichischen Konsens in den Vordergrund gestellt. In Österreich fühlten sich die Vertreter der Künste weniger von der Nazi-Ära kompromittiert als in der damaligen DDR und BRD, demzufolge sahen sie ihre Aufgabe in erster Linie nicht in der Selbstkritik und Neuorientierung, sondern in der Wiederanknüpfung an die älteren, unbelasteten Traditionen und der Nachholung der modernen künstlerischen Bewegungen im Westen. Im Mittelpunkt der Bestrebungen der offiziellen Kulturpolitik stand die Begründung einer eigenständigen, sich von der deutschsprachigen Literatur der beiden anderen deutschen Staaten unterscheidenden Nationalliteratur, deren charakteristische beziehungsweise distinktive Merkmale man vor allem in der Vergangenheit aufzuspüren versuchte, indem man sich in erster Linie auf den Mythos vom zeitlosen österreichischen Wesen, auf die glänzende Vergangenheit der Habsburger-Monarchie berief und ihren unpolitischen, philosophischen Charakter, die Beschäftigung mit dem Sprachproblem beziehungsweise den Rückgriff auf die Literatur der Jahrhundertwende, auf das literarische Erbe von Adalbert Stifter, Hugo von Hofmannsthal, Robert Musil, Franz Kafka, Hermann Broch betonte. Es waren zuerst die Autoren der älteren Generation, die auch schon vor der Kriegszeit publiziert hatten, die versuchten, trotz der geschichtlichen Erschütterungen und der bedrückenden Gegenwart, wieder nachvollziehbar zu erzählen. Heimito von Doderer und Johannes Mario Simmel unternahmen es in ihren Romanen im Rahmen einer traditionell erzählten Geschichte die Welt als ein geordnetes Ganzes darzustellen und den Lesern die trotz der Ereignisse der unmittelbaren Vergangenheit unversehrt gebliebene Privatsphäre als Trost und Perspektive anzubieten.[2]

In dieser auf Versöhnung und Rückbesinnung bedachten Epoche konnten sich die die Tradition der klassischen Heimatdichtung weiterführenden Werke erneut einer großen Popularität erfreuen. In diesen eher der Trivialliteratur zuzurechenden Romanen wurde die Schönheit des Alpenlandes und die ungestörte Idylle der von erd- und traditionsgebundenen Gesetzen geregelten bäuerlichen Lebensform im sentimentalen Ton dargestellt. Die heile Welt der ländlichen Heimat erschien in diesen Schriften als ein Ort von Harmonie und Geborgenheit, an dessen reinen Quellen die von den Ereignissen des Krieges und der Nachkriegszeit enttäuschten Gesellschaftsschichten genesen konnten. Der Erfolg von Karl Heinrich Waggerls Heimatromanen aus der Zwischenkriegszeit *Brot (1930)* und *Das Jahr des Herrn (1933)* und den später entstandenen *Fröhlichen Armut (1948)* ist ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie diese Art von utopischer, sentimentaler Literatur zu jener Zeit eine neue Blüte erlebte.

Mit dem Abschluß des Staatsvertrags im Jahre 1955 begann eine Epoche von fortdauernder wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklung auf der Basis eines konsolidierten, international anerkannten Staates, die ihre Folgen auch im literarischen Leben Österreichs nach sich zog. Die Vertreter der jüngeren, in den 20er-30er Jahren geborenen Schriftstellergeneration, die einen Gegenpol zu der von Autoren, wie zum Beispiel Alexander Lernet-Holenia, Heimito von Doderer, und Friedrich Torberg vertretenen rückwärtsorientierten oder zumindest konservativen Richtung bildeten, traten immer aktiver in die Öffentlichkeit. Diese jungen Autoren hatten keine Erinnerungen an die „glorreiche" Vergangenheit, sie konnten sich mit gutem Gewissen von der unrühmlichen Vergangenheit abgrenzen, sie nahmen die gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Stellung von Österreich in der Nachkriegszeit als natürlich und selbstverständlich an und sahen die Basis für den gesamtgesellschaftlichen Konsens vor allem in der Unaufrichtigkeit der Vätergeneration. Sie stellten die offiziell unterstützte, die fragwürdigen Momente der jüngsten Vergangenheit und die Probleme der Gegenwart verschweigende Literatur sowohl formal als auch thematisch in Frage. Die Vertreter der „Wiener Gruppe" und, mit einiger Zeitverschiebung, die Autoren im Umkreis des „Forums Stadtpark" in Graz zeigten, daß eine neue, von den abgenutzten Klischees geklärte poetische Verfahrensweise nötig ist, um das wahre Gesicht der zeitgenössischen österreichischen Wirklichkeit literarisch abbilden zu können. Immer mehr Autoren setzten sich mit ihren Werken dafür ein, sich mit der Vergangenheit endlich kritisch auseinanderzusetzen, auf das heimliche Fortwirken faschistischer Ideen aufmerksam zu machen, die wirklichkeitsverfälschende Ideologie vom überzeitlichen österreichischen Wesen endlich abzuschaffen und eine die wahren Verhältnisse in Österreich und die wahren Emotionen der Menschen widerspiegelnde Literatur zu schreiben. Milo Dors Textsammlung *Die Verbannten (1962)* und die von Otto Breicha und Gerhard

Fritsch zusammengestellte Anthologie *Aufruf zum Mißtrauen (1967)* brachten Texte von jungen Autoren, die gedacht waren als

> eine Kriegserklärung an den schlechten Geschmack eines Publikums, das noch immer an den Autoren des ruhmlos untergegangenen ‚tausendjährigen Reiches' mit rührender Liebe hängt und sich in Zweifelsfällen mit schlafwandlerischer Sicherheit für den Kitsch entscheidet.[3]

Die in der restaurativen Atmosphäre der Nachkriegszeit erneut populär gewordene Heimatliteratur konnte den revolutionären Erneuerungsbestrebungen in der Literatur und dem Druck der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Änderungen auch nicht lange standhalten. Die allgemein verbreitete Ideologie von der heilen Welt der ländlichen Heimat entpuppte sich mit der Zeit als Täuschung, es gab immer mehr Töne, die auf die Präsenz und das Fortleben des Faschismus auf dem Lande aufmerksam machen wollten.[4] Die Heimat in der Provinz, in deren Abgeschiedenheit die kollektiven Werte von Heimatliebe, Frömmigkeit und heiliger Stille regieren, erschien im Spiegel der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umstrukturierung Österreichs nur als ein Wunschtraum oder eine schöne Erinnerung an frühere Zeiten. Der sich auf allen Gebieten verbreitenden Industrialisierung zufolge wurde die Bevölkerung der ländlichen Ortschaften mobilisiert und dadurch ihre Isolation gesprengt. Für die Entwicklung des Individuums war nicht mehr die Anpassung an seine engere Umgebung der einzige Weg. Die Institutionen der Kirche und Schule dienten schon lange nicht mehr als moralische Eckpfeiler der Gesellschaft. Die Sitten und Bräuche des Volkes entpuppten sich in vielen Fällen als brutal, sogar barbarisch. Die im Dritten Reich hochgepriesenen Tugenden der ländlichen Bevölkerung, ihre grenzenlose Heimatliebe, ihre kämpferische Einstellung, ihr Mut waren in dem sich zu immerwährender Neutralität verpflichteten Land von geringem Wert, der Begriff „Heimat" hat seinen früheren Reiz verloren. „Heimatlichkeit" wurde mit „Provinzialität", und „Provinzialität" mit „Rückständigkeit" gleichgesetzt. Das „Wunschbild"- Land wurde allmählich vom „Schreckbild"-Land abgelöst. Ende der 60er Jahre konnte Herbert Zand mit vollem Recht feststellen: „Heimatliteratur ist eine heikle Sache geworden, und auch unser Verhältnis zu ihr ist ein heikles. ... Immer weniger greift der Autor auf heimatliche Formen und Motive zurück; tut er es dennoch, findet er kaum noch Verleger und bleibt ohne Echo, ohne Wirkung."[5] Das bedeutete aber keinesfalls, daß er den Untergang des traditionellen Heimatromans bedauerte. Er hielt es eher für wünschenswert, „daß es eine ernstzunehmende Literatur gäbe, die sich ... mit jener Wirklichkeit auseinandersetzt, in der immerhin Millionen unserer Mitbürger leben, die Wirklichkeit dessen was man in den Großstädten abschätzig ‚das flache Land' oder ‚die Provinz' nennt."[6]

Den Übergang vom sentimental-trivialen Schrifttum zu den kritisch-realistischen Werken in den 60er Jahren nannte Walter Weiss „die Problematisierung der vorbelasteten Form und Tradition des Heimatromans".[7] Dieser

Prozeß setzte bereits im Jahre 1960 mit Hans Leberts erfolgreichstem Werk *Die Wolfshaut* ein. Dem eigenen Bekenntnis nach wurde der Autor vom Wiedereinrücken der „Ehemaligen" in das öffentliche Leben Österreichs zum Schreiben getrieben. Dem Buch dient das Modell des traditionellen Heimatromans als Grundlage, die idyllische Darstellung des ländlichen Lebens wird aber von Bildern einer schreckliche Geheimnisse bergenden Landschaft und Gemeinschaft abgelöst. Das abgelegene Dorf namens Schweigen ist kein Ort der Sicherheit und der heimatlichen Geborgenheit, sondern ein Ort, wo man das Vergangene verschweigen, vertuschen möchte und es eben deshalb immer im Hintergrund lauert. Verbrechen, Angst und Mißtrauen bestimmen das Gemüt der Dorfbewohner.

> Er nahm seinen Stutzen, legte an, zielte — jeglicher Sitte zum trotz — spielend auf das Liebespaar, dessen Brunftgeruch die Tiere hinwegstänkern würde. Hinter Kimme und Korn erschienen die Köpfe der Beiden, dieser edelste Teil einer nunmehr verbotenen Beute, und in Habergeier (er sah wie der liebe Gott aus!) wurden auf einmal Erinnerungen lebendig; sein dürrer Finger krallte sich jäh um den Abzug wie die Kralle eines großen Vogels. Da senkte er eiligst den Lauf. Die Menschen hatten jetzt Schonzeit.[8]

Die Harmonie zwischen der Natur und den Menschen ist zerstört, die Landschaft strahlt entweder eine beängstigende Stille aus oder man fühlt sich von geheimnisvollen, grauenhaften Geräuschen umgeben. Man kann das Gefühl von Bedrohtheit und Unbehagen nicht einmal in der Natur loswerden:

> Die Buchen leuchteten noch immer hellgrau, doch das Dunkel zwischen den Stämmen war schwarzer geworden; es rieselte zwischen den Knochen des Waldes hervor wie schwarze Erde durch die Zähne eines Rechens. Und dort, in dieser schwarzen Erde, wo die Samenkörner ruhen und wo die Vergangenheit Zukunft wird, entdeckte Habergeier nun das, was sein Unbehagen verursacht hatte: ein bleiches, ovales Etwas, nicht größer als ein Kürbiskern, ein äußerst unscheinbares Ding, welches sich langsam durchs Unterholz vorschob: das verzerrte und schweißüberströmte Gesicht eines Mannes.[9]

Der Krieg hat die Bewohner der Gemeinde auch wesentlich verändert, obwohl auf der Oberfläche alles beim alten geblieben zu sein scheint und die alte Ordnung der Dorfgemeinschaft von einer Suche nach Verantwortlichen und Schuldigen nicht aufgebrochen worden ist. Man fragt nicht, man spricht nicht davon. Nach den schrecklichen Ereignissen der Kriegszeit klammern sich die Bewohner des Dorfes an ihr geschichtliches Lebensmuster, versuchen den traditionellen Normen nach weiter zu leben und wenden sich von denjenigen, die von dieser Ordnung abweichen, entschlossen ab. So wird der zu seinem Geburtsort zurückgekehrte Matrose, der sich der tradierten Lebensform auf dem Lande nicht anpassen will, von vornherein suspekt und von der Gemeinschaft ausgeschlossen. Sein Name „Unfreund" und die Tatsache, daß er ein vom Dorf entlegenes Haus bewohnt, deuten auf seine Isolation hin.

Seine Erfahrung über die Heimat unterscheidet sich wesentlich von dem kollektiven Heimatbegriff der Dorfbewohner:

> Damals war sein Leben gefährlich gewesen (sein Leben, das ihm durch die Finger floß). Und zuweilen hatte er Angst gehabt, Angst, weil ihn nichts als die Planken der Schiffe über der unauslotbaren Tiefe und den Mäulern der Fische erhielt. Aber — wie seltsam! — in dieser Angst, in diesem Bewußtsein akuter Gefahr, hatte er mehr Geborgenheit, mehr Ruhe und Zuversicht gefunden als jetzt in diesem ‚Ruhestand', in diesem ‚Daheimsein', in welchem er fremd war, in diesem zwar ungefährlichen, aber so hoffnungslosen Wandern über ein Lehm gewordenes Meer, das man Heimat nannte.[10]

Hier handelt es sich also um eine gescheiterte Heimkehr, wo sich der Heimgekehrte trotz der geringen, oder scheinbar geringen Veränderungen nicht in das Leben der Gemeinschaft einfügen kann. Der Protagonist empfindet aber seine Ausgeschlossenheit keinesfalls bedauernswert, da er die Leute im Dorf wegen ihrer Dummheit, Anspruchslosigkeit, Feigheit und Verlogenheit verachtet. Mit der Zeit offenbart sich das wahre Gesicht der Dorfbewohner vor ihm, er findet Beweise, daß sich viele ehemalige Anhänger der Nationalsozialisten, manche sogar aktive Mitkämpfer, in die Dichte des Schweigens einhüllen und mit ruhigem Gewissen ihr Leben genießen, ohne über ihre Verbrechen Rechenschaft geben zu müssen. Von nun an hat er keine Ruhe, bis er die Wahrheit herausgefunden und die Täter beschuldigt hat. Hans Leberts Protagonist muß sich also mit einer persönlichen Genugtuung abfinden, die Gesellschaft und das Justizwesen in dem neuen Staat sind der Aufgabe noch nicht gewachsen, sich mit der Vergangenheit endlich selbstkritisch auseinanderzusetzen.

Mit der Thematisierung des Fragenkomplexes „Kollektivschuld im Dritten Reich — Einzelverantwortung" nimmt dieses Werk einen wichtigen Stellenwert in der Entwicklung der österreichischen Nachkriegssliteratur ein. Gerhard Fritsch bewertete den Roman mit folgenden Worten: „Diese Geschichte einer Verführung durch Schwäche, Bosheit, und kollektiven Faschismus ist die vielleicht deutlichste Entlarvung des Provinziellen in und an Österreich."[11]

Der oben zitierte Schriftsteller, Gerhard Fritsch hat selbst viel zur Entwicklung der österreichischen Nachkriegsliteratur beigetragen. Seine aktive Mitwirkung bei den führenden literarischen Zeitschriften der Epoche als Literaturkritiker und Literaturförderer und sein Schaffen sind ein gutes Beispiel des Wandels vom unbefragten nationalistischen, volkstümelnden Traditionalismus zur Traditionskritik, zum Durchbruch konventioneller literarischer Normen. Nach dem Zweiten Weltkrieg widmete er seine literarische Tätigkeit dem Wiederbeleben der altösterreichischen Tradition, auf deren ethisch-ästhetischen Grundlagen aufbauend sich die Gesellschaft regenerieren sollte. In seiner Österreich-Elegie *Moos auf den Steinen (1956)* wird dem unheimlich empfundenen Großstadtgetriebe das heile, unverdorbene landschaftliche Leben, wo die altbewährten Werte von Schönheit, Würde, Tapferkeit und Demut den Alltag bestimmen, entgegengestellt.

Unter dem Einfluß der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Änderungen in den 60er Jahren wurde er zum engagierten Förderer der neuen Bestrebungen in der Literatur und schloß sich jenen Literaten an, die eine kritische Aufarbeitung der österreichischen Vergangenheit für unumgänglich hielten. Sein zweiter, im Jahre 1967 erschienener Roman *Fasching*, in dem die Pseudoidylle der nach dem Krieg unverändert fortlebenden Provinz satirisch angegriffen wird, wird von der Literaturkritik als eine Österreich-Satire in der Form eines „negativen Heimatromans" interpretiert. Der Ich-Erzähler Felix Golub kehrt in eine kleine Stadt zurück, wo er sich kurz vor Kriegsende als Deserteur von der deutschen Wehrmacht als Hausgehilfin verkleidet versteckte und später die Stadt beim Einmarsch der Roten Armee vor der Zerstörung rettete. Die Stadt konnte ihm aber nicht verzeihen, daß eben er, ein Feigling, sie gerettet hatte, und er wurde später denunziert und in ein sowjetisches Straflager nach Siberien gebracht. Nach seiner Entlassung versucht er sich in der gleichen Stadt niederzulassen. Er muß aber bald feststellen, daß die Stadt ein warmes Nest der Ewiggestrigen ist und weder die Schrecken des Krieges noch die Nachkriegszeit ein Umdenken bewirkt haben.

> Lubits gedachte der (nicht umsonst) gefallenen Kameraden. (...) Die Kameradschaft, sagte er, er sagte Demokratie und machte eine wirkungsvolle Pause, ist richtig, wenn sie den unverrückbaren Werten die Treue hält. Lois stand unter dem Banner, das mit gestickten Schärpen und Bändern behangen einer Kirchenfahne glich. So sprach kein Obmann von Besiegten, kein schlechtes Gewissen, hier artikulierte eine gut ausgebildete Stimme Pflichterfüllung in Krieg und Frieden. Wir sollen uns niemals schämen, sagte sie, daß wir. Stolz darauf sein! Wir haben jeder unseren Mann gestellt. Das kann uns niemand nehmen. Es hat keine Alternative gegeben, Kameraden. Das Los der Deserteure ist zu allen Zeiten ein trauriges. Dagegen polemisieren wir nicht, das wissen wir.[12]

Das Buch steht im scharfen Gegensatz zu den früher erwähnten Romanen von Heimito von Doderer und Johannes Mario Simmel, in denen der Heimkehr der Protagonisten in die Heimatstadt folgend ihre Rückkehr ins Alltagsleben dargestellt wird. Die Umgebung, die in Gerhard Fritschs Roman den Heimgekehrten empfängt, ist kein geeigneter Zufluchtsort für diejenigen, die die Vergangenheit in Stille verarbeiten und nun vergessen wollen. Der Held Golub kann es nicht umgehen, alle Personen, die in seiner Vergangenheit eine wichtige Rolle spielten, wiederzutreffen und erlebt sie alle als abstoßend, grotesk oder seelisch krank. Das ist lange nicht mehr die heile Welt der Provinz, an deren reinen Quellen man sich erholen kann. Der Protagonist fühlt sich immer mehr von seiner Umgebung abgestoßen, empfindet sie sogar als ausgesprochen bedrohend, trotzdem kann er sich aus dem Bann seiner früheren Verbindungen nicht befreien und zeigt sich bereit, sich ihrem Leben anzupassen und an ihren kleinen Spielen teilzunehmen. Das eben stattfindende traditionelle Faschingsfest schlägt aber in tödlichen Ernst um, der geläufige Brauch der Faschingsbrautwahl verändert sich in ein brutales Ritual, und er

muß sich in die gleiche Grube flüchten, wo er sich vor vielen Jahren vor seinen Häschern versteckt hat. In seinem Versteck versucht er erzählend das Verhältnis zwischen Vergangenheit und Gegenwart aufzuarbeiten. Sein innerer Monolog löst sich aber in immer weniger zusammenhängenden Bewußtseinsfetzen auf, er verfällt dem Wahnsinn.

Der Verdienst von Gerhard Fritschs Roman *Fasching* liegt darin, daß hier, zwar mit einer großen Verspätung, das wahre Gesicht der kleinstädtischen Nachkriegsgesellschaft und „Provinzialität als Nährboden des Negativen in der österreichischen Vergangenheit wie in der österreichischen Gegenwart"[13] literarisch abgebildet wurden. Mit seinem Werk wollte der Autor aber nicht nur auf das ungestörte Fortleben von faschistischer Ideologie in der Provinz, auf die Rachedurst der jetzt in den Hintergrund gedrängten ehemaligen Mittäter, sondern auch auf die Wichtigkeit des aktiven Widerstands gegen diese aufmerksam machen. Golub richtet sich gegen die von ihm erkannten Mißstände in der Gesellschaft aus Opportunismus und Bequemlichkeit nicht auf, so wird er nicht nur zum Opfer ihrer Brutalität, sondern er muß auch an seiner eigenen Unentschiedenheit zugrunde gehen.

Wenn man die Wendung von der heilen zur unheilen Heimatwelt in der österreichischen Gegenwartsliteratur behandelt, kann man die Auseinandersetzung mit Thomas Bernhards frühen Romanen nicht umgehen. Diese Romane erscheinen zwar später, im Spiegel seines Lebenswerks in einem breiteren Zusammenhang, aber das österreichische Lesepublikum fühlte sich bei ihrem Erscheinen eindeutig betroffen und in ihrem Wohlbehagen angegriffen. Wendelin Schmidt-Dengler äußerte sich über Bernhards ersten, 1963 erschienenen Roman *Frost* mit folgenden Worten: „Er hatte damals zweifellos Funktion als ein Text, in dem alles widerrufen wurde, was über Österreich gesagt werden konnte, als man sich behaglich im Kleinstaat einzurichten begann."[14] In diesem Buch werden die späteren bernhardischen Werke beherrschenden Töne vom Schmerz, Verfall und Tod schon angeschlagen, und das Buch wurde anhand der kartographischen Entsprechungen von den Literaturkritikern und dem Publikum als ein Anti-Heimatroman und eine in seiner Radikalität alle Grenzen überschreitende Österreichkritik rezipiert.

Ein Famulus reist aufs Land, um seine Famulatur zu machen. Sechsundzwanzig Tage lang beobachtet er den Geisteskranken Maler Strauch, der in seinen Monologen und Visionen eine bunte Mischung von Wahnsinn und Tiefsinn vermittelt. Zum Beispiel:

> Morbid, sagte der Maler, ist alles auf dem Land, speziell hier ist alles morbid. Es ist doch ein großer Irrtum, anzunehmen, die Landmenschen seien mehr wert: die Landmenschen, ja! Die Landmenschen, das sind ja die Untermenschen von heute! Die Untermenschen! Überhaupt ist das Land verkommen, heruntergekommen, viel tiefer heruntergekommen als die Stadt. Der letzte Krieg hat die Landmenschen ruiniert! Innen und außen ruiniert! Das ist ja nur mehr ein Gerümpel, das Landvolk! Und waren denn die Landmenschen, sagen Sie, waren denn die Bauern jemals so großartig?

> Waren sie so unantastbar, die Landbevölkerung? Erbe, Erde, was war das immer? ... Die Dörfer, dieser hemdsärmlige Stumpfsinn! Das Landkirchentum, ja, Stumpfsinn! ... Das Land ist kein Quellbezirk mehr, nur noch eine Fundgrube für Brutalität und Schwachsinn, für Unzucht und Größenwahn, für Meineid und Todschlag, für systematisches Absterben! Nicht einmal mehr ein Monopol der Ruhe! Nichts ist, wie ich sehe, ein größerer Irrtum, als anzunehmen, bei uns auf dem Land wäre alles in Ordnung und man könne daraus eine Lehre ziehen und es ginge da vielleicht philosophisch zu und es sei dort auch nur etwas besser als in den Städten! Ja, ganz im Gegenteil![15]

Außer dem gesellschaftskritischen Ansatz liegt die ausschlaggebende Qualität des Textes in der vollkommen negativen Naturerfahrung der Protagonisten, die im scharfen Gegensatz zum herkömmlichen Verständnis von Natur als das Immergleiche, Harmoniestiftende und Heilende steht. Bei Bernhard erscheint sie unheimlich, feindlich und zerstörerisch, sie behindert sogar die Helden, wenn sie aus ihrer aussichtslosen Situation einen Ausweg zu finden versuchen.

Ähnlich zum *Frost* werden Bernhards Figuren auch in den folgenden Werken immer von einer unheimlich-vertrauten Gegend umgeben, die ihre Heimat sein sollte, sie aber nie sein kann. Trotz der kartographischen Überprüfbarkeit der Lokalitäten und der konkret erfaßbaren Zeitangabe scheint es aber verfehlt zu sein, in Thomas Bernhards Romanen vor allem negative Heimatromane über die Provinz in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg zu sehen. Wie unter anderen Bernhard Sorg und Heinz Häller darauf hinweisen,[16] ergeben sich aus einer ganzheitlichen Betrachtung von Bernhards Texten Gesetzmäßigkeiten, die auf die Austauschbarkeit und Beispielhaftigkeit der geschilderten Mißstände hinweisen. In diesem Sinne handelt es sich bei Bernhard nicht um eine Österreichkritik im engeren Sinne, sondern vielmehr um eine modellartige, beziehungsweise metaphorische Abbildung eines Allgemeinzustands der Menschheit, der Menschenöde innen und außen. Walter Weiss meint:

> Zwar sind Bernhards Romane uns Erzählungen von *Amras* (1964) bis zum *Kalkwerk* (1970) alle in verschiedenen Gegenden Österreichs angesiedelt, aber die damit verbundenen Namen und Details erhalten eine gemeinsame Richtung auf die überall gleiche Welterfassung, die von Krankheit, Agonie, Tod, Deformation, Isolierung, Angst, Wahnsinn bestimmt ist. Dadurch werden die jeweiligen lokalen Besonderheiten eigentümlich irrelevant. Wie die Entstehungsgeschichte zeigt, sind sie austauschbar, als Elemente einer Unheilswert, die als Sprachwelt durch fortlaufende Entsprechungen [...], Wiederholungen, Zitate [...], phonetische, semantische, rythmische Variationen des Identischen Konstituiert wird.[17]

In einem Beitrag bestätigt der Autor die Obigen, wie folgt:

> Die Zeit ist immer eine schreckliche Zeit, und das Leben oder die Existenz ist immer ein schreckliches Leben oder eine schreckliche Existenz, die durchgegangen und durchgelebt und durchexerziert werden müssen, aber die heutige Zeit ist für mich die abstoßendste, erbarmungsloseste, die jemals auf dieser Welt experimentiert hat, und für diese Behauptung ist mir Österreich in jedem Augenblick eklatanter Beweis.[18]

Obwohl es in mehreren literaturwissenschaftlichen Arbeiten mit gutem Recht dafür argumentiert wurde, daß es fragwürdig ist, daß Thomas Bernhard in seinen Werken tatsächlich die aktuellen Mißstände in Österreich aufzeigen wollte, soll sein Schaffen im Zusammenhang mit der veränderten Perzeption der ländlichen Alltagswirklichkeit in der österreichischen Literatur nach 1945 behandelt werden, weil seine Romane durch die Inversion des Gehalts der herkömmlichen Heimatliteratur und die Reflexion auf die Sprache den markantesten Gegensatz zu der traditionellen Form der Heimatromane darstellen und damit den Weg für die neue Art von Heimatliteratur bereiten.

Nach den ersten tapferen Attacken gegen die abgenutzten Klischees der herkömmlichen Heimatliteratur und die verlogene Idyllisierung der gesellschaftlichen Situation nach 1945, wandten sich immer mehr Autoren dem problematisierten Heimatroman zu, er wurde sogar zur Modeform. Von der Vielfalt der sich mit den Lebensformen, Denkformen und Sprachformen in der Provinz kritisch auseinandersetzenden Werken lassen sich noch zwei, je eine bestimmte Art der Aufarbeitung illustrierende Texte besonders hervorheben. Während Gerhard Fritschs Roman zur realistischen, gesellschaftspolitisch engagierten Richtung gehört, läßt sich Gert F. Jonkes *Geometrischer Heimatroman (1969)* der Tradition der sprachkritisch experimentellen, poetische Formen reflektierenden Literatur, die durch die Thematisierung des Manipulationscharakters der Sprache eine kritische Bewußtseinsänderung erzielt, zuschreiben. Er opponiert gegen das triviale Muster des Heimatromans, indem er ihn auf seine Grundstruktur reduziert. Er bietet dem Leser die Topographie eines Dorfes und seiner Umgebung, die Typologie der dort Lebenden und ihrer sozialen Beziehungen, womit er die geschlossene Hierarchie im Dorf und die Fixierung auf bestimmte Rollen, die durch das Sprach- und Verhaltenstraining in der Schule stabilisiert werden, bloßzustellen versucht.

Während Gert F. Jonke von der Literaturkritik als ein Einzelgänger oder Außenseiter angesehen wird, wird Reinhard P. Gruber als Autor der sogenannten „Grazer Gruppe" wahrgenommen. Die von reaktionären Händen kontrollierte geistige Atmosphäre in Graz und ihrer Umgebung wirkte sich besonders provozierend auf die jungen Künstler aus. Reinhard P. Gruber greift in seinem populärsten Werk *Aus dem Leben Hödlmosers. Ein steierischer Roman mit Regie (1973)* die von den Autoren des „Bundes steirischer Heimatdichter" vertretene Tradition der sentimental-trivialen Heimatdichtung mit satirisch-ironischen Mitteln an. Von den sprachlichen Experimenten und Übungen der Grazer Gruppe inspiriert, verwendet er in den jedem Kapitel folgenden Regieanweisungen den Wortschatz und das Begriffsinventar von wissenschaftlichen Abhandlungen, der Religion, der Massenmedien, um die

Naivität der herkömmlichen Heimatgeschichte zu zerstören und die abgenutzten Klischees von der heilen ländlichen Welt und dem verherrlichten Bauerntum auf diese Weise zu demaskieren.

> [...] ist der steirer herrlich, weil seine landschaft herrlich ist, so wird die *steirische landschaftsidentifikation vorausgesetzt.* DIE LANDSCHAFTSIDENTIFIKATION IST DIE VORAUSSETZUNG FÜR EIN URTÜMLICHES, D.H. NATÜRLICHES MENSCHENTUM.
>
> weil sich der steirer mit seiner landschaft identifiziert, ist der steirer ein urtümlicher, d.h. natürlicher mensch.
>
> die landschaftsidentifikation ist nur dann günstig, wenn eine günstige landschaft vorhanden ist, zB. eine herrliche.
>
> die steiermark ist eine überaus günstige landschaft.[19]
>
> [...] nachdem sich nun auch hödlmosers lederhosenbedeckte schenkel reibend an fanis prallgefüllte strümpfe schmiegen, erachtet hödlmoser den termin für endgültig gekommen, seine gesichtslippen nach vorheriger leichter öffnung an die ebenfalls leicht geöffneten fani-lippen zu transportieren und solcherart den kuß zu küssen.[20]

Er attackiert aber nicht nur die verlogene Trivialität und Sentimentalität der Heimatgeschichten, sondern er will auch auf die politische Fragwürdigkeit der Heimatideologie wegen ihrer Nähe zum Blut-und-Boden-Denken aufmerksam machen.

> das sein der steiermark fußt auf dem steirertum.
>
> das steirertum entsteht aus der identifikation von steirischer landschaft und steirischem menschen.
>
> die steirische landschaft entsteht aus dem steirischen boden, der steirische mensch aus dem steirischen boden verbundenen menschen.
>
> wenn die landschaft aus boden und der mensch aus blut besteht und in der steiermark eine menschliche landschaftsidentifikation besteht, dann blutet der steirischer boden, wenn der steirische mensch blutet.[21]

Dieser satirischen Bearbeitungsweise sind noch Karl Wiesingers *Bauernroman. Weilling Land und Leute (1972)* und einige die Heimatthematik bearbeitende Texte der 1973 erschienenen Anthologie von Alois Brandstetter *Daheim ist daheim* zuzurechnen. Diese im heiteren, ironischen Ton abgefaßten Erzählungen enthalten Heimatgeschichten und Heimatreflexionen, die sich sowohl von den dunklen Untertönen der Blut-und-Boden-Ideologie, als auch von trivialer Sentimentalität geklärt mit dem wirklichen Leben auf dem Land auseinandersetzten. Die Worte von Alois Brandstetter im Nachwort des Bandes stehen für die Meinung von vielen seiner Zeitgenossen und zeigen in die Zukunft:

> Seltener als zur ernst gemeinten und naiven Heimatdichtung kommt es heute zu Kontrafakturen, Ironisierungen, auch Attacken auf die Heimatdichtung als einem Hort falscher Traditionen und des suspekt Konservativen. Doch so verstockt und verdeckt boshaft muß Heimatdichtung wohl nicht ‚naturnotwendig' oder ‚kunstnotwendig' sein. Und heimatlich geht es schließlich nicht nur in der harmonisierenden und Heilewelt-dichtung zu, sondern durchaus auch in der pessimistischen. So gesehen sind etwa Thomas Bernhards Geschichten Heimatgeschichten, wie seine Romane Heimatromane sind.[22]

Zusammenfassung

Anfang der 60er Jahre kam es in der österreichischen Literatur, die bis dahin vornehmlich von elegischer Resignation, Berufung auf Erbe und Tradition, zeitabgewandter Ordnungsidyllik und konservativem Denken bestimmt war, zu einem inhaltlichen und formalen Wandel. Die jungen Autoren, die zu den Inhalten und Ausdrucksformen der zeitgenössischen Prosa in einem kritischen Verhältnis standen, traten mit provozierenden gesellschafts- und sprachkritischen Werken in die Öffentlichkeit. Die Tradition der herkömmlichen Heimatliteratur wurde auch Gegenstand der Erneuerungsbestrebungen, weil das sentimental verklärte, zur idyllischen Kulisse erstarrte Heimatbild der in den ersten Nachkriegsjahren erneut populär gewordenen Heimatromane literarisch unergiebig und ideologisch diskreditiert wurde. In den 60er Jahren begann die Problematisierung des Gattungtypus, indem einige Autoren die leergewordenen Klischees und die verlogene Ideologie des traditionellen Heimatromans mit sowohl traditionellen als auch experimentellen Mitteln entlarvten, und die alten Formen mit neuen Inhalten zu füllen oder durch neue Formen zu ersetzen versuchten. Ihre kritische Auseinandersetzung mit dem Typus hat den Weg für die Entwicklung einer neuen Art von Heimatliteratur, die von einem zunehmenden kritischen Realismus und starker Subjektivität geprägt ist, und die Klärung der eigenen Beziehung zu der Heimat durch Erinnerung und Reflexion in den Vordergrund stellt, bereitet.

Anmerkungen

1. Dieser Aufsatz ist ein Kapitel eines Dissertationsvorhabens.
2. Die Autoren der jüngeren Generation konnten in den ersten Nachkriegsjahren wegen der geringen Publikationsmöglichkeiten und der mangelnden staatlichen Unterstützung nur einen bescheidenen Nachklang finden. Herausragende Leistungen gab es nur auf dem Gebiet der Lyrik, vor allem von Paul Celan, Ilse Aichinger und Ingeborg Bachmann.
3. Dor, Milo (Hg.): *Die Verbannten.* — Wien: 1962. S. 5.
4. Ingeborg Bachmanns 1956-57 fertiggeschriebene Erzählung *Unter Mördern und Irren* ist exemplarisch für die damalige gesellschaftliche Situation. In der von ihr dargestellten Stammtischgesellschaft sitzen die ehemaligen Missetäter und Opfer an einem gemeinsamen Tisch. Von jeder Figur wird ein Blick in die persönliche und gleichzeitig in die österreichische Vergangenheit geworfen, so erhalten die Leser ein breites Panorama von den menschlichen Verhaltensweisen und Schicksalen in der Kriegszeit und nach 1945 in Österreich. Der Verdienst der Autorin liegt darin, daß sie sich ihrem Material mit einer bis dahin beispiellosen, aufrichtigen kritischen Ansatz genähert hat und auf die Verlogenheit des friedlichen Beisammenlebens, auf die Unlöschbarkeit der Verbrechen und Missetaten und auf die Gefahr der Wiederbelebung von faschistischen Tendenzen aufmerksam gemacht hat.

5. Zand, Herbert: *Elend und Glanz der Heimatliteratur.* — In: Zand, Herbert: *Träume im Spiegel.* Essays. Wien: 1973. S. 93. (Im weiteren: Zand)
6. Zand S. 94.
7. Weiss, Walter; Schmied, Siegrid (Hg.): *Zwischenbilanz.* Eine Anthologie österreichischer Gegenwartsliteratur. — Salzburg: 1976. S. 23. (Im weiteren: Weiss)
8. Lebert, Hans: *Die Wolfshaut.* — Frankfurt/M.: 1993. S. 107. (Im weiteren: Lebert)
9. Lebert S. 108.
10. Lebert S. 70.
11. Breicha, Otto; Fritsch, Gerhard (Hg.): *Aufforderung zum Mißtrauen.* Literatur, Bildende Kunst, Musik in Österreich seit 1945. — Salzburg: Residenz Verlag 1967. S. 127.
12. Fritsch, Gerhard: *Fasching.* — Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1967. S. 99.
13. Weiss S. 23.
14. Schmidt-Dengler, Wendelin: *Bruchlinien.* Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1945 bis 1990. — Salzburg, Wien: Residenz 1995. S. 187.
15. Bernhard, Thomas: *Frost.* — Frankfurt/M.: Suhrkamp 1972. S. 153.
16. siehe: Sorg, Bernhard: *Thomas Bernhard.* — München 1977. (= Autorenbücher, Bd. 7.) S. 13.
17. Weiss, Walter: *Die Literatur der Gegenwart in Österreich.* — In: Durczak, Manfred (Hg.): *Die deutsche Literatur der Gegenwart.* Aspekte und Tendenzen. — Stuttgart: 1976. S. 419.
18. Bernhard, Thomas: *Die Kleinbürger auf der Heuchelleiter.* — In: Dittmar, Jens (Hg.): *Thomas Bernhard: Werkgeschichte.* Frankfurt/M.: 1981. S. 194.
19. Gruber, P. Reinhard: *Aus dem Leben Hödlmosers.* Ein steirischer Roman mit Regie. — Salzburg: Residenz 1973. S. 7. (Im weiteren: Gruber)
20. Gruber S. 33.
21. Gruber S. 7.
22. Brandstetter, Alois (Hg.): *Daheim ist daheim.* — Salzburg: 1973. S. 430.

Gabriella Kiss (Szeged)

Individualität und Intertextualität

Bestimmung des Individuellen im Spiegel der intertextuellen Bezüge in vier Dramen von Brecht

1. Im Zeichen des Verschwindens des Menschen

1.1. Die Bühnenbearbeitung und Verfilmung klassischer Werke lassen eine fiktive Welt durch einen multimedialen Kode wahrnehmen, so ist in solchen Fällen die Empfängerreaktion auch immer direkter, und sie kann über den jeweiligen Erwartungshorizont und demzufolge den eventuellen Horizontwandel Zeugnis ablegen. Demzufolge ist es kein Zufall, daß in den vergangenen drei Jahren in der ungarischen Theaterwissenschaft diejenigen Inszenierungen die größten Debatten ausgelöst haben, in denen statt der traditionellen und kanonisierten Varianten der „großen Klassiker" stark umgeschriebene, völlig bearbeitete und in vielen Fällen neu übersetzte Texte aufgeführt werden. Neue und umgeschriebene Varianten weisen auf denjenigen Gesichtspunkt eines Horizontes von Frage und Antwort hin, in dem die „uralte" Erscheinung der Intertextualität eine betont große Rolle spielt.[1] Da Brechts Werk keinesfalls durch die Kategorie der Originalität, sondern vielmehr durch das programmatisch reflexive (markierte) und demzufolge auch entfremdende Übernehmen gekennzeichnet ist, erscheint es als relevant, einen wichtigen Aspekt der Bedeutungskonstitution seiner Dramen durch die Deutung einiger intertextueller Bezüge zu klären.

1.2. Diese Zielsetzung wirft aber einige nicht nur methodische Probleme auf: Da es sich im Falle einer intertextuellen Analyse immer um das Erkennen und um die Interpretation eines „Text-Text-Kontaktes" handelt, steht die pragmatische Dimension im Vordergrund. Vom postmodernen Horizont her lenkt die Rezeptionsabhängigkeit der Markiertheit unsere Aufmerksamkeit auf die Problematik der textuellen Identität zwischen ihrer Subversivität (Kristeva) und der alltäglichen diskursiven Praxis (Foucault). Die Rolle des Autors und die Terminologie „Prätext(e)" und „Text(e)" selbst stehen in engem Zusammenhang mit dem Originalitätsprinzip der modernen Kunst, das aber eine Art individuelles Bewußtsein bedingt und eine referentielle Lesart ermöglicht. In der Postmoderne aber befindet sich das singuläre Individuum in der „babylonischen Bibliothek alles Geschriebenen und dem imaginären Museum aller Bilder"[2] in einem intertextuellen Universum, wo es keine außertextuelle Welt, nur Kopie, Neu-Schreiben und Fragmentarisches gibt. In diesem Sinne ist es

klar, daß die Untersuchung der intertextuellen Erscheinungen mit den möglichen Reaktionen auf die Frage der Integrität des Subjekts im Zusammenhang steht.[3]

1.3. In einer recht berühmten Rezeptionstradition, die die Geschichte des abendländischen Dramas als Identitätsgeschichte rekonstruiert, wird die Brechtsche Dramaturgie aus der Sicht der Krise des Dramas als Krise des Individuums interpretiert.[4]

Der Mensch ging ins Drama gleichsam nur als Mitmensch ein. Die Sphäre des Zwischen schien ihm die wesentliche seines Daseins, Freiheit und Bindung, Wille und Entscheidung die wichtigsten seiner Bestimmungen. Der Ort, an dem er zu dramatischer Verwirklichung gelangte, war der Akt des Sich-Entschließens. Indem er sich zur Mitwelt entschloß, wurde sein Inneres offenbar und dramatische Gegenwart. Die Mitwelt aber wurde durch seinen Entschluß zur Tat auf ihn bezogen und gelangte dadurch allererst zu dramatischer Realisation.[5]

„Die Wiedergabe des zwischenmenschlichen Bezugs im Dialog", die nach Peter Szondi das neuzeitliche Drama begründete, hängt also von dem Dasein dieses Individuums als bestimmender Größe der Wirklichkeit ab. Schon Hugo von Hoffmannstahl hält in einem Vorspiel zur Wiener Aufführung des *Baal* (1926) eine systematische Infragestellung des Individuums für einen der wichtigsten Charakterzüge des „Theater des Neuen" und damit der überlieferten Dramatik. Vor dem Horizont der Zerstückelung und des Verschwindens des Menschen im Foucaultschen Sinne scheint es äußerst relevant zu sein, die Brechtsche Auffassung des Individuellen durch die Aufdeckung der textexternen Bezüge in vier Dramen (*Baal, Mann ist Mann, Das Badener Lehrstück vom Einverständnis* und *Der gute Mensch in Sezuan*) als gut geeigneten Beispielen[6] zu klären und dadurch auch zur Bestimmung seiner Stelle in den Paradigmen der Moderne und Postmoderne beizutragen.

2. Zerfall der bürgerlichen Mythen

2.1. Um die Terme „Prätext" und „Text" theoretisch relevant zu gebrauchen, führe ich im folgenden die Arbeitshypothese ein, daß Brechts Dramen innerhalb des literarischen Paradigmas der Klassischen Moderne bleiben, in der die Autonomie der referierten und referierenden Texte nicht in Frage gestellt wird.[7] Demzufolge besteht meine Aufgabe darin, die markierten Prätexte und die Semantik der Art und Weise ihrer Integration[8] sowohl in den einzelnen Werken als auch miteinander vergleichend zu klassifizieren und zu klären. Diese Hypothese läßt sich außer durch die literarischen Analysen auch durch die Interpretation von Brechts theoretischen Ansätzen belegen. Theorie und Praxis bilden in diesem Fall keine Dichotomie, die theoretischen Schriften und Kunstwerke führen miteinander einen tatsächlichen und unendlichen Dialog,[9] wofür der fragmentarische *Der Messingkauf*, der die Gattungsgrenzen zwischen „theoretischer Schrift" und „Drama" selbst aufhebt, ein hervorragendes Beispiel ist.

Da der Mensch heute in sehr großen Verbänden lebt und in allem von ihnen abhängt, und er lebt immer zugleich in mehreren Verbänden, muß er überallhin große Umwege gehen, um etwas zu erreichen. Nur scheinbar kommt es nicht mehr auf seine Entscheidungen an. In Wirklichkeit sind die Entscheidungen bloß schwieriger geworden. (S. 710)[10]

Dieser Mensch ist keinesfalls das erwähnte freie Individuum, er erinnert vielmehr an einen, der „nur das will, was er wollen muß",[11] wozu ihn seine soziale Umgebung zwingt. Für Brechts Menschen ist aber die Entscheidung dann möglich, wenn er sich verändert, wenn er versteht, daß „das Bewußtsein der Menschen von ihrem gesellschaftlichen Sein abhängt" (S. 716) und die auf diesem Weg von dem Intersubjektiven bestimmte Einzelperson zu keinem determinierten, sondern einem neuen, starken „gesellschaftlichen" Individuum werden kann. Insofern muß durch die Werkanalysen auch die Frage geklärt werden, wie und inwieweit dieses neue, andersartig autonome Subjekt die Integrität und demzufolge die erwähnte geschlossene Struktur von Brechts Dramen sichern kann.

2.2. Im folgenden wird meine Arbeitshypothese durch die semantische Analyse der Einbettung der textexternen Elemente in den einzelnen Werken[12] bestätigt, und parallel dazu versuche ich die schon erwähnte Individualitäts-Problematik aus dieser Hinsicht zu behandeln. Außer den Bearbeitungen ist *Baal* das einzige Drama, dessen Titel (wie *Antigone, Hamlet, Don Juan*) der Name der Hauptfigur ist. Wegen der zentralen Stelle des sprechenden Namens erscheint die Interpretation des Titels als explizit markiertes Referenzsignal für die Semantik der Bedeutungsintegration im ganzen Drama relevant. Der semitische Wetter- und Himmelsgott, dessen Ausrottung durch Jehu eine entscheidende Etappe des jüdischen Glaubens zum Monotheismus war (2. Könige 9-10), verweist in diesem Sinne nicht nur auf eine göttliche Instanz, sondern auch auf eine Grenz- und Durchgangsposition zwischen dem Polytheismus und Monismus, dem Heidnischen und Christlichen, was auch mit der Interpretation seiner Funktion als mythopoetisches Symbol des in zwei (menschlichen und über-menschlichen) Welten beheimateten Künstlers im Einklang steht. Diese Prätexte ermöglichen also grundsätzlich, zwei Dinge bestätigend zu integrieren, und zwar durch einen heidnischen/zerstörerischen und/oder einen christlichen/schöpferischen Kode. Im Choral, der in der Funktion eines Prologs auf das ganze Leben des großen Baal zeigt, fühlt sich der abgöttische Dichter statt der menschlichen d.h. zivilisierten, bürgerlichen Welt in einem mythischen Raum heimisch, dessen Hauptkoordinaten der Sternen-Himmel, „das weibe Schoße" und der dunkle Erdenschoß sind. Das Obere und das Untere werden nicht einfach zu Orten des rein vegetativen Lebens von Baal, sondern sie identifizieren sich damit: Der Himmel verändert sich nach seinem Durst, der Erdenschoß nach seinem Hunger und die Mitte

als die „große Weib-Welt" und als „Aborte" hat die Funktion, Baals sexuelle und biologische Gier zu erfüllen. Baals Leben ist eins mit dem Fressen, er ignoriert die Menschen, alle drei Sphären des Seins, und das wird auch im Tod fortgesetzt („Es heißt was: auf dem Totenbrett Eier stehlen [...] Eier in einem Leichnahm." S. 173). Diese mythologischen Motive, die als potentielle Prätexte im europäischen Kulturkreis recht viele Konnotationsfelder haben, werden in diesem Kontext nicht nur anti-christlich gedeutet, sondern sie verlieren auch ihre transzendenten Züge. Das Baalsche bedeutet nur im Sinne einer tierischen, un- aber nicht übermenschlichen Vitalität etwas Ent-Göttlichtes (Wie es Mech in der Soirée-Szene sagt: „Mir gefallen alle Tiere des lieben Gottes,/aber mit dem Tier kann man nicht handeln" S. 89), wobei nicht die eigentlichen Prätexte, sondern betont ihre durch und für das Bürgertum kanonisierten, christlichen, erhabenen Deutungen parodiert, travestiert, also abweichend integriert werden.[13]

Ob diese Art und Weise der Bedeutungsintegration der referierten Texte die Semantik der ganzen intertextuellen Struktur des Dramas kennzeichnet, wird im folgenden durch die Analyse der verschiedenen Referenzsignale untersucht, die nach den dramaturgischen Funktionen der Intertextualitätsmarker zu gruppieren sind, nämlich

(1) verschiedene Handlungssequenzen und -phasen,

(2) grundlegende Techniken der Figurencharakterisierung
   a. explizit-figurale Fremdkommentare,
   b. explizite und implizite Selbstcharakterisierung,

(3) ein Teil der Figurenkonstellation.[14]

2.2.1. In *Baal*, wo die Hauptfigur ein Dichter ist und — bis auf den Namen des Lombroso — alle Prätexte auf Literatur verweisen, werden die Anspielungen immer im Zusammenhang mit dem Baalschen gedeutet. In den verschiedenen Stationen seines Lebenslaufs werden bekannte literarische Erscheinungen der Zeit thematisiert. Das Schicksal der Kinder in einer unmoralischen Gesellschaft in der Figur der zwei Schwestern, der Alkoholismus und das tierische Leben des Untergehenden in der Branntweinschenke und bei Bollebolls, das Lügnerische des spießbürgerlichen Familienlebens in der Gestalt von Emilie sind bekannte und zentrale Themen solcher Autoren und Stilrichtungen wie z.B. Wedekind, der Naturalismus, Ibsen, Strindberg, deren Ästhetik die wirkliche, oft unmenschlich elende Seite des menschlichen Lebens „widerspiegeln" will. Diese Motive werden in *Baal* einfach fortgeschrieben, also vollkommen und bestätigend integriert, denn sie zeigen im Realistischen mit dem Baalschen gemeinsame Züge. Diejenigen Prätexte aber, die einerseits den Charakter der bürgerlichen Kunstauffassung und -industrie (Soirée-Szene, Nachtcafé), andererseits deren Mittel (z.B. die Zeitschrift *Revolution*) darstellen, sind ihm völlig fremd und werden parodiert oder sogar travestiert.

2.2.2.a. In der schon erwähnten Soirée-Szene wird Baals Dichtung durch das elitäre Publikum mit dem durch Snobismus gekennzeichneten und inzwischen leer gewordenen, bürgerlichen Literaturkanon, Homer, Whitman, Verhaeren, Verlaine und dem Mediziner und Anthropologen Lombroso verglichen. Baals Dichtung hat tatsächlich naive, natürliche, derb-realistische Züge, und in diesem Sinne ist die Bewertung richtig. Die bürgerlichen „Aktionäre", die in der Kunstindustrie eine Vollmacht haben, brauchen aber nur Baal, den Dichter, und lehnen das Baalsche, den „bösen Einschlag", was alleinstehend und wesentlich ist, was diese Person „mythisch erniedrigt" und was die Fuhrleute ohne Bildung geniessen können, ab. In diesem Kontext werden also die Art und Weise dieser Lobeshymne und dieser Kunstauffassung, die Unfähigkeit zur Erkenntnis und zum Ausdruck des Individuellen, des Unvergleichbaren parodiert.

2.2.2.b. In der Stier-Szene, wo Baal, um einen totalen Anblick zu haben, sieben Dörfer zusammentrommelt, wird klar, daß dieser abgöttische Dichter sein eigenes und das ganze Leben zum Kunstwerk schafft („Lies es, dann kenne ich dich." S. 128 — sagt Ekart zu ihm). Demzufolge spielt die Untersuchung der stilistischen Textur seiner stark lyrischen Sprache[15] in seiner Charakterisierung eine besonders große Rolle, in der wieder die mythologischen Motive wie Naturerscheinungen (Erde, Himmel, Sterne, Wind, Wasser, Ei), Tiere (Schwan), Pflanzen (Wald-Baum, Eiche) dominieren. Sie sind selbst „Zeugen" einer längeren als zweitausendjährigen intertextuellen Bedeutungskonstitution und im folgenden, um die bisherige Interpretation des Baalschen und die Klassifikation der Bedeutungsintegration zu unterstützen, analysiere ich das Baum-Motiv, die Metapher seiner selbst. Im Choral wird die Figur dadurch mythisch erhöht, daß sie die grundlegende semantische Opposition des Universums, die des Unteren (der Erde) und des Oberen (des Himmels) in sich selbst vertritt, was dem Konzept des vertikal und horizontal gegliederten Weltbaums entspricht, der sich im Drama auf eine totale (selbst)-mythologische Motivstruktur erstreckt: Die betonte Natürlichkeit wird in erster Linie der Welt gegenübergestellt, wo die Menschen, um Kapital zu haben, „Zimthölzer kaufen" (S. 87), um leben zu können, die Hölzer fällen, die lebendigen Bäume als „Baumleiche (Kreuze) an die Wände" (S. 104). schlagen, und Baal dazu zwingen, in der „Holzstrasse 64" (S. 89) zu leben. Die bürgerliche Welt und die ganze Zivilisation wird also durch die Ermordung des Natürlichen des Weltbaums charakterisiert, was stilistisch die Opposition der Synonyme Holz und Baum bezeichnet. Aber auch der „Weltbaum" gefährdet das Leben. Den Holzfäller, Teddy, tötet eine Eiche, und selbst der Baum lebt und besteht aus ignorierten „weißen Leibern", in deren Gestalten die weißen Wolken durch das Fenster hereinfliegen. Johanna „zittert wie Laub" (S. 90), Luise hängt an ihm „verflucht weich, wie eine Pflaume (S. 92)", die zwei Schwestern flattern „wie Schwäne" (S. 100) und auch Sophie verkriecht sich in ihn („Ich möchte mich verkriechen in dir, weil ich nackt

bin, Baal." S. 106). Dieser Weltbaum wie der semitische Gott wird entgöttert, seine Erde und sein Himmel verlieren die Transzendenz; „das Fruchtbarkeitsmotiv wird zur unersättlichen sexuellen und Lebensgier, der Wind und das Sturmmotiv kennzeichnet das tierisch Zerstörerische der Baalschen Vitalität."[16]

2.3. Der „große" Baal hat im Personal keinen Gegenspieler, zwei Künstlerfiguren (Johannes und Ekart) aber scheinen in seinem Leben von größerer Bedeutung zu sein, bis sie die Zwänge der bürgerlichen Gesellschaft als Gegenwelt negieren können. Diese Figurenkonstellation verweist aus dreierlei Hinsicht auf Goethes *Faust*: Die Beziehung zwischen Baal und Johannes, den Baal als einer der Gruppe von Mech kennengelernt hat, entspricht der zwischen Faust und Wagner, dem Meister von schöpferischem und dem Famulus, von imitierendem, kleinem Format:

> Baal: Wenn man nachts im Gras liegt, ausgebreitet, merkt man mit den Knochen, daß die Erde eine Kugel ist und daß wir fliegen und daß es auf dem Stern Tiere gibt, die seine Pflanzen auffressen. Es ist einer von den kleineren Sternen.
>
> Johannes: Wissen Sie was von Astronomie?
>
> Baal: Nein. (S. 89)
>
> Johannes: Sie meinen also, ich soll es [die sexuelleVerführung] tun, wenn es so selig ist?
>
> Baal: Ich meine, du sollst dich davor hüten, Johannes! (S. 91)

Das Verführungsmotiv in der Beziehung zwischen Baal und Ekart erinnert an die zwischen Faust und Mephistopheles. In der Branntweinschenke tritt Ekart in diesem Sinne in Mephistopheles' Rolle auf („Lass dich nicht verführen!" — sagt Johannes S. 95), am Ende ihrer Fahrt, bei Bollebolls will er aber „seinen Bruder" schon verlassen („Ich gehe aber nicht mehr mit Dir" S. 124). Es ist aber weder für ihn („Ich liebe ihn. Ich nehme ihm nie irgendwas übel. Weil ich ihn liebe." S. 131) noch für Johannes möglich, beide sind acht Jahre später wieder mit ihm zusammen in der Branntweinschenke. Da die Figuren von Johannes und Ekart mit dem Dasein je einer Frau, der 17jährigen, „verflossenen" Johanna und der schwangeren Sophie verbunden sind, deren Schicksal in gewissen Zügen der Gretchen-Figur entspricht, stellt sich aufgrund dieser Figurenkonstellation logisch die Frage nach der Art und Weise der Bedeutungsintegration des Goetheschen Werkes. Mephistos Selbstdefinition als „Ein Teil von jener Kraft ,/ Der stets das Böse will und stets das Gute schafft" (S. 47)[17] impliziert eine solche Auffassung des „alles, was ihr Sünde ,/ Zerstörung, kurz das Böse nennt" (S. 47), die diese Wertkategorien und logischerweise auch ihre Opposition transzendent bestimmt und demzufolge als stabil ansieht. In einem solchen Diskurs ist Mephisto „nicht der Verführer, sondern Führer zum Leben"[18] und ist ein Kampf um den guten Kern des Menschen, also um ein Ziel, vorzustellen. Baal „schwelgt in weißen

Leibern" (S. 100), frißt alles auf und tötet Ekart in der Tat aus Eifersucht, aber nicht „wegen einer Kellnerin, einer eingeschriebenen Dirne. Wegen der erstach er seinen besten Jugendfreund" (S. 135), sondern wegen sich selbst, aus seinem „monologischen und monomanen Lebensgefühl" heraus, aus unersättlicher Lebensgier, die niemanden als Gesellen ertragen kann. („Tot also? Armes Tierchen! Mir in den Weg zu laufen! Jetzt wird es interessant." S. 135) In der Baalschen Welt ist es unmöglich, das Böse im Sinne eines schöpferischen und tätigen Antriebs, den Menschen als nicht zu befriedigendes, tätiges Wesen und das Weibliche als ewig zu verstehen, denn in ihrem Origo steht die „kontinuierliche Selbstbefreiung, rein immanentes Glücksverlangen und die Verwirklichung der Individualität in der Aufhebung der Gesellschaft zur Natur",[19] die nur die Stabilität der ständigen Vernichtung sichert. Diese Umwandlung, sozusagen Negation der Goetheschen Weltdichtung und des bürgerlichen Literaturkanons, deutet in diesem Drama also die endgültige Unmöglichkeit des Faustschen Handelns[20] an.

2.3.1. Im Zeichen des Glaubens an den letzten „grand récit"[21] gestalten sich in der zweiten Phase diejenigen Figuren, die einen kleineren von ihm bestimmten Satz von Eigenschaften verkörpern,[22] und in denen demzufolge nicht die in der Figurencharakterisierung punktuell markierten, sondern die in den Fabeln thematisierten Prätexte untersucht werden.[23]

In *Mann ist Mann* werden (in Form des Verweises auf die Figur von Oidipus und von Ikaros) zwei Mythen der klassisch-bürgerlichen Identität dialektisch vernichtet: die Größe der selbstständigen Tat des Einzelnen und die Größe der menschlichen Selbstverwirklichung. Im zweiten Dialog zwischen Gally Gay und den Soldaten löst er sein eigenes Rätsel: „Es heißt so: Es ist weiß, ein Säugetier und sieht hinten so gut wie vorn. [...] Blinder Schimmel!"(S. 120) In der antiken Mythe war die Lösung des Rätsels mit dem Rätselrater, dem Menschen identisch, und die Größe der Tat besteht auch darin, dass Oidipus in die Nähe einer sphynxschen, transzendenten Wahrheit geriet. In diesem Kontext sind aber sowohl Gally Gay als auch die Sphinx soviel wert wie ein „Blinder Schimmel". Der Titel: *Mann ist Mann* ist aber bereits als These formuliert und zeigt, dass sich das Individuum, um am Leben bleiben zu können, ins Dividuum verwandeln muß („Einer ist keiner. Über weniger als zweihundert zusammen kann man gar nichts sagen." S. 117). Die „fröhliche Vernichtung der Privatperson" wird durch das betont parallele Verhältnis vierfacher Verwandlungen bewiesen: Die Ummontierung des Gally Gay zu einem Soldaten ist der Gegenpol der Verwandlung des Blutigen Fünfers in einen Zivilisten, denn der Packer, der als Privatperson kaum zu einer Selbstbestimmung, einem Neinsagen fähig ist, wird bestärkt („die Bergfestung Sir El Dchowr ist gefallen" S. 156), solange verliert der Fairchild mit der Uniform auch seine Autorität. Parallel dazu symbolisieren sowohl die Einführung von Jip in Gott als auch der Abbau des Begbikschen Kantinengebäudes den

Zusammenfall des alten Persönlichkeitsverständnisses.[24] In der Figur von Gally Gay ist aber auch der neue Typ vom Menschen, das neue Individuum geboren, das allein nur ein „Blinder Schimmel" ist, und stark nur sich selbst aus dem Kollektiv bestimmend werden kann.

2.3.2. Diese „kleinste Größe" („Wir sind niemand") erreichen in *Das Badener Lehrstück vom Einverständnis* die drei gestürzten Monteure, sie werden durch das Kollektiv bestimmt. In der Gestalt des gestürzten Fliegers, die auf das Fliegen, auf die Möglichkeit, unsere menschlichen Grenzen zu überschreiten, verweist, und der auf sich selbst nicht verzichten kann, erscheint aber die „größte Größe":

> Aber ich habe mit meinem Fliegen
> Meine größte Größe erreicht.
> Wie hoch immer ich flog, höher flog
> Niemand. [...]
> Werde nie sterben." (S. 41-42)

Dies wird dann in der Gestalt eines anderen Fliegers nivelliert: Für Sun ist das Fliegen (sowohl im Sinne der Arbeit als auch der Selbsverwirklichung) nur um den Preis der Ausbeutung und des Betrügens der anderen möglich. Der Flieger als Individuum hatte nur vor seinem eigenen Tod Angst, Sun verursacht schon auch den der anderen.

2.3.3. Der Ausgangspunkt der Fabel von *Der gute Mensch von Sezuan*, Götter auf die Erde zu schicken, um die Menschen zu prüfen, verweist auf eines der bekanntesten Motive der europäischen Kultur: Bei den zwei Engeln, die nach Sodom kamen, den fremden Gästen, die bei Philemon und Baucis einkehrten, im Pakt zwischen dem Herrn und Mephistopheles handelte es sich immer um die Menschen, um die Art ihrer selbständigen Leistung. Mit diesem Drama kommt das Parabelhafte auf den Standard, selbst die bitter und recht pessimistisch parodierte Integration des referierten Textes hat den demonstrierenden Gestus: Bei Brecht ist von vornherein keine moralische Frage „gestellt: ist der Mensch gut oder schlecht, verletzt er die Gebote".[25] Vom ersten Auftritt des Shui Ta an wird gezeigt, daß in dieser „unbewohnbaren Welt" das Gute und das Böse nur als austauschbare Werte behandelt werden können, „die sich automatisch gemäß dem sozialen und ökonomischen Funktionswechsel ändern müssen",[26] sonst „zerreissen" die Menschen den Guten (als Besitzerin, als Liebende und als Mutter). Die Stabilität der Werte wird aber nur durch transzendente Mächte garantiert, deswegen werden die Welt und die Götter befragt: „Jenseits des Guten und des Bösen" verkörpern die Götter keine objektive, sogar transzendente Größe, weder die Menschen noch sie selbst glauben an ihre Macht:

> Wang: Man weiß doch, daß die Provinz Kwan seit Jahrzenten von Überschwemmungen heimgesucht wird [...] Nun, weil dort keine Gottesfurcht herrscht,

> Der zweite Gott: Unsinn! Weil sie den Staudamm verfallen ließen. (S. 179)

Sie haben rein menschliche Charakterzüge („Wir sind übermüdet und nicht ausgeschlafen" S. 213), und am (offenen) Ende wird auch das ganze Experiment lächerlich, wenn sie, als pure Legitimationsfaktoren einer lügnerischen, unmenschlichen und unbewohnbaren Welt, die Erde verlassen. In dieser Fabel hat also der Stückeschreiber nicht nur mit dem Dasein einer allmächtigen und allgemeingültigen Instanz über und für die Menschen abgerechnet, sondern auch mit dem des alten Individuums, denn „Mehr als den Tod Gottes, [...] kündigt das Denken Nietzsches das Ende seines [...] Mörders an".[27] Das berühmte offene Ende („Verehrtes Publikum, los, such dir selbst den Schluß" S. 279.) befragt die Möglichkeit der Veränderung der Welt und nicht mehr des Menschen.[28]

3. Jenseits des Individuums

Zusammenfassend kann behauptet werden, daß meine Arbeitshypothese durch die konkreten Analysen bestätigt wird: Die intertextuellen Verfahren bleiben in den ausgewählten Dramen vollkommen im Rahmen der Paradigmen der Klassischen Moderne. In *Baal* werden die punktuell markierten Anspielungen in bezug auf die Figurencharakterisierung angewendet, wobei die Art und Weise der Bedeutungsintegration der kanonisierten und aktuellen Literatur von den bürgerlichen Zügen ihrer referierten Interpretation abhängt. In *Mann ist Mann, Das Badener Lehrstück vom Einverständnis* und *Der gute Mensch von Sezuan* werden Elemente der legitimierenden Ideologie des Bildungsbürgertums in der jeweiligen Fabel thematisiert. Alle drei Faktoren der Metareferenz bewahren ihre Autonomie dadurch, dass die Prätexte in die Texte parodiert (*Baal*), travestiert (*Mann ist Mann*), dialektisch (*Das Badener Lehrstück vom Einverständniss*), kühl entlarvt (*Der gute Mensch von Sezuan*), aber eindeutig abweichend integriert werden. Diese eindeutige Stellungnahme wird durch den Glauben an ein zukünftiges Individuum als positive und konstruktive Antwort auf die Problematik des Verschwindens des großen Einen möglich, dessen Dasein die Gefahr prinzipiell ausschließt, daß sich das Subjekt (auch die Kompetenz des Autors) und demzufolge das Kunstwerk differieren.

Anmerkungen

1. Ich denke hier besonders an die Inszenierungen von JÁNOS MOHÁCSY (Schiller), ESZTER NOVÁK (Brecht), PÉTER TELIHAY (Schiller, Tschehov) UND SÁNDOR ZSÓTÉR. (Goethe, Büchner, Hauptmann).
2. PFISTER, MANFRED: *Das Drama*. 7. Aufl. — München: Fink 1988.S. 199.
3. Vgl. FISCHER-LICHTE, ERIKA: *Geschichte des Dramas*. — Tübingen: Francke 1990., Bd. 1. S. 3-9. u. KULCSÁR SZABÓ, ERNŐ: *Beszédmód és horizont*. — Budapest: Argumentum 1996. S. 233-288.

4. Vorwiegend nach SZONDI, PETER: *Theorie des modernen Dramas*. — Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1963.
5. SZONDI, PETER: a.a.O. S. 14.
6. Die sogenannte „Phasentheorie" behandelt die Thematisierung des Individuellen und deren Prozeßhaftigkeit in Brechts Dramen als von zentraler Bedeutung. Demzufolge führt die Selbstentfremdung (1. Phase — Baal-Typ) zur „fröhlichen Vernichtung der Persöhnlichkeit" (2. Phase — Mann ist Mann-Typ) und zur Liquidation eines Individuums (2. Phase — Lehrstück-Typ), dann kommt die Problematik (in der 3. „reifen" Phase) zur künstlerischen Synthese. Vgl. MÜLLER, KLAUS - DETLEF (Hg.): *Bertolt Brecht Epoche - Werke - Wirkung*. — München: C. H. Beck 1985. u. KNOPF, JEAN: *Brecht Handbuch*. — Stuttgart: Metzler 1980. Bd. 2.
7. Die Beschreibung der klassischen Moderne s. KULCSÁR SZABÓ, ERNŐ: a.a.O, S. 272-273. u. KULCSÁR SZABÓ, ERNŐ: *„Die Welt zerdacht ..."* In. FISCHER-LICHTE, ERIKA/SCHWIND, KLAUS (Hg.), *Avantgarde und Postmoderne*. — Tübingen: Stauffenburg 1991. S. 29-45. Die Beschreibung der postmodernen Züge des Brechtschen Werks s. WRIGHT, ELIZABETH: *Postmodern Brecht*. — New York: Routledge 1989.
8. Auf der semantischen Ebene lassen sich zwei umfassende Gruppen der Art und Weise der Integration des referierten Textes in den referierenden Text feststellen: die bestätigende und die abweichende Integration. In. OROSZ, MAGDOLNA: *Intertextualität und Bedeutungskonstitution im literarischen Text. Semiotische Begriffsanalyse*. — In: *Semiotische Berichte*. Wien. Jg. 18. (1994) Nr. 1-4, S. 195-196.
9. Zum Thema von Brechts Arbeitsmethode s. MITTENZWEI, WERNER: *Das Leben des Brechts oder die Umgang den Welträtsel*. — Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987. Bd. 1. S. 494-495.
10. Die Brecht-Zitate stammen aus: HECHT, KNOPF, MITTENZWEI (Hg.): *Bertolt Brecht: Werke*. Große Kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. 2. Aufl. — Frankfurt a. M.: Suhrkamp, Berlin und Weimar: Aufbau 1988.
11. MAHAL, GÜNTHER: *Naturalismus*. 2. Aufl. — München: Fink 1975. S. 48.
12. Bevor die verschiedenen intertextuellen Verfahren untersucht werden, muß bemerkt werden, daß im Falle der Werke von Brecht, die in mehreren, sowohl mit der Geschichte als auch miteinander kommunizierenden 5-6 Fassungen bekannt sind, die Problematik der Paratextualität besonders betont werden soll. Vgl. GENETTE, GÉRARD: *Palimpseste*. — Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993. S. 13.
13. Meiner Meinung nach wird also z. B. nicht die These, sondern es werden die romantischen und heiligschöpferischen Züge der Künstler-Figur in Hanst Johst: *Der Einsame — Ein Menschenuntergang* parodiert, als dessen Gegenstück die erste Auffassung des Baal oft interpretiert wird. Vgl. MENNEMEIER, FRANZ NORBERT: *Modernes Deutsches Drama*. 2. Aufl. — München: Fink 1979. Bd. 1. S. 255.
14. Die Anwendung dieser Terminologie benötigt hier einige Bemerkungen: Der Begriff „Handlung" ist für mich in seinem Verhältnis zu dem der „Geschichte" interessant, in der „entweder die menschlichen Subjekte zu einer intentionalen Wahl unfähig sind oder sich die Situation jeder Veränderung entzieht." Das Nicht-Dasein eines autonomen Individuums impliziert also die Aufhebung der Finalität und statt Handlung die Geschichte. Vgl. PFISTER, MANFRED: a.a.O. S. 240-271.
15. Die Sprache des Baals kennzeichnet eine „unerhörte Plastik und Erfindungskraft". Vgl. ZAREK, OTTO: *Jüngstes Drama. Bert Brecht*. — In: VOIGTS, MANFRED (Hg.): *100 Texte zu Brecht*. München: Fink 1980. S. 431.
16. MÜLLER, KLAUS-DETLEF, a. a. O. S. 95.
17. Die Goethe-Zitate stammen aus: GOETHE, JOHANN WOLFGANG: *Werke*. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. 10. Aufl. — München: C.H.Beck 1976. Bd. 3.
18. FRIEDENTHAL, RICHARD: Goethe. 7. Aufl. — München: R. Piper 1982. S. 596.
19. MÜLLER, KLAUS-DETLEF: a.a.O. S. 95.
20. In dem zu den Lehrstücken gezählten Fragment (ca. 1930) heißt der Titel schon *Der böse Baal der assoziale*.

21. Vgl. J-F. LYOTARD: *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*. In. *Theatro Machinarum*. Wien. Jg. 1. (1982) Heft 3-4. S. 69-70.
22. Vgl. PFISTER, MANFRED: a.a.O. S. 245.
23. Diese Stücke haben einen demonstrierenden Gestus, der „die Parabel und die ihr entsprechende Parabelform kennzeichnet, in der, oft als lediglich vereinfachend denunziert, [...] das naturalistische Abbild durch den Spielcharakter desillusioniert wird" (MÜLLER: a.a.O. S. 51)
24. Vgl. MÜLLER, KLAUS-DETLEF: *Mann ist Mann*. — In: HINDERER, W. (Hg.): *Brechts Dramen — Neue Interpretationen*. 1. Aufl. Stuttgart: Reclam 1984. S. 94.
25. KNOPF, JEAN: *Brecht Handbuch*. a.a.O. S. 204.
26. HINDERER W. (Hg.): *Brechts Dramen — Neue Interpretationen*. 1. Aufl. — Stuttgart: Reclam 1984. S. 186.
27. FOUCAULT, MICHEL: *Die Ordnung der Dinge*. 1. Aufl. — Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1971.S. 460.
28. Vgl. UEDING, GERT: *Der gute Mensch von Sezuan*. — In. HINDERER, W. S. 186.

Mária Rózsa (Budapest)

Auf Ungarn bezügliche Berichte des Wiener *Wanderer* 1851-1861

Die Besprechung der auf Ungarn bezüglichen Berichte der Wiener Tageszeitung *Wanderer* haben wir mit dem Jahr 1850 abgeschlossen, da die Ereignisse der 1848/49er Revolution bis zu diesem Zeitpunkt im Blatt ihren Nachklang hatten.[1] Der *Wanderer* schenkte in der nach dem Innenminister Bach benannten Ära, während der strengsten Jahre des Repressivsystems, den ungarischen Ereignissen weiterhin eine besondere Aufmerksamkeit und zwar in einem Ungarn gegenüber wohlwollenden Ton. Darin spielte der Hauptmitarbeiter der Zeitung, der hervorragende und damals in Wien lebende ungarische Journalist Max Falk eine große Rolle. Ziel unserer Arbeit ist die Analyse solcher Artikel des Blattes, die ungarische Verfasser haben, oder die ungarische Themen behandeln und die von größerem Umfang sind (wir denken hier in erster Linie an Leitartikel sowie an Veröffentlichungen in der Rubrik Feuilleton; Briefe, Reflexionen ungarischer Korrespondenten und natürlich an belletristische Publikationen.) Im Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit stehen vor allem die politischen Ereignisse, da der Standpunkt der Redaktion in ungarischen Angelegenheiten vor allem durch ihre Aufnahme erkennbar ist.

Geschichtliches Umfeld

Nachdem Ferdinand V. den Reichstag in Krems am 4. März 1849 aufgelöst und in Olmütz eine oktroyierte Verfassung herausgegeben hatte, erfuhr die Lage der Presse eine große Veränderung. Danach erschienen am 13. und 14. März zwei kaiserliche Patente, von denen das eine ein „Gesetz gegen den Mißbrauch der Presse" enthielt, das andere das „Verfahren in Presseübertretungsfällen" bestimmte.[2] Diese zwei Verordnungen griffen noch nicht so empfindlich in die Freiheit der Presse ein, demgegenüber bedeutete die Erhebung der Inseratensteuer am 6. September ein Hindernis für die Entwicklung der Presse, da dadurch die Existenz der großen unabhängigen Blätter stark gefährdet wurde. Am 6. Juli mit der Einführung des Verwarnungssystems wurde die Presse zu einem bloßen Scheindasein verurteilt. Die Presseverordnung vom 27. Mai 1852 hat die Freiheit der Presse noch mehr eingeschränkt und die Unterdrückung bedeutend vergrößert. Ziel dieser Verordnung war, durch materielle Gefährdung des Unternehmens die Tagesblätter

von der Regierung völlig abhängig zu machen. Beschlagnahme einzelner Nummern, zeitweilige oder endgültige Suspendierung der Blätter, die Einforderung einer großen Kaution, Gefängnisstrafe für die Mitarbeiter waren in den 50er Jahren gang und gäbe. All diese Verordnungen und die allgemeine politische Unterdrückung brachten die drastische Abnahme der Zahl der politischen Blätter mit sich. 1852 war in dieser Hinsicht der Tiefpunkt, damals gab es in Österreich im Vergleich zu den 306 politischen Blättern von 1848 insgesamt nur 59.[3] Am 1. Januar 1858 trat das seit 1848 beseitigte Zeitungsstempel wieder in Kraft, danach wurde die Inseratensteuer am 8. Juli 1858 noch einmal erhöht. Nach der Niederlage bei Solferino (24. Juni 1859) und die Amtsenthebung von Bach (22. August 1859) brach der österreichische Absolutismus zusammen. Das neue Pressegesetz vom 27. November 1859 war zwar nur eine „schwach verzuckerte Pille" (Paupié, siehe Anm. 2), danach verbesserte sich aber die Lage der Presse allmählich. Das neue Pressegesetz von 1862 trat erst am 9. März 1863 in Kraft. Winckler hat den *Wanderer* dieses Jahrzehnts unter die offiziellen Blättern eingereiht, was aber für uns nicht ohne weiteres als akzeptabel erscheint. Constant Wurzbach schreibt in seiner biographisch-statistischen Übersicht über die großen Wiener Tagesblätter (*Presse, Lloyd, Ostdeutsche Post* und *Wanderer*): „Einen besonderen Bestandteil aller politischer Blätter der Residenz bildet das Feuilleton", weiterhin, daß die Buchbesprechungen nicht immer von „wirklich dazu berufenen und competenten Federn" geschrieben wurden. Vom Feuilleton des *Wanderer*, das damals von Ludwig August Frankl, dem Arzt, Dichter, Redakteur und Lenaus Freund und Biographen redigiert wurde, äußert sich Wurzbach folgendermaßen:

> Das Feuilleton des *Wanderers* war vorzugsweise literarisch. Die Feder, welche sich die schwierige Aufgabe, ein kritisches Feuilleton zu organisieren, gestellt hatte, scheint aber weder das rechte Geschick noch den wahren Beruf zu diesem Geschäfte zu haben. Jener Geist einer in der neueren Literatur vorherrschenden Negation, welcher [...] gegen ältere literarisch bereits festgestellte Persönlichkeiten, insbesondere der Monarchie, auftrat und dort wieder belehren wollte, wo alle Belehrung bereits erschöpft war, waltete im *Wanderer* seit längerer Zeit. Glücklicher sind die in diesem Blatte von der Hand eines tüchtigen Kenners geschriebenen Kunstbriefe, die [...] die Ausstellungen des österreichischen Kunstvereins besprachen.[4]

Seine negative Kritik ist aber heute eher als Positivum aufzufassen, daraus kann man schließen, daß die fortschrittlich denkenden Redakteure des Blattes den Geist der literarischen Erneuerung vertraten, einen entschiedenen Auftritt gegen die überkommenen literarischen Strömungen und somit gegen das Biedermeier betrieben und die Verbreitung realistischer Tendenzen förderten. Der Bericht eines geheimen Agenten läßt uns noch mehr zu der Einsicht kommen, daß die Redakteure des *Wanderer* sogar unter Umständen der jede Kritik erstickenden Zensur für ihre liberalen Ideen das Wort ergriffen:

> Der *Wanderer*, Eigentum Sommers, nomineller Redakteur Seiffried Pillursky, ein Pole, Ultrapole, leitet den politischen Teil. Er verfolgt eine der ‚*Donau*' parallele Richtung, nur mit dem Unterschiede, daß er noch flegelhafter sich gebärdet als diese. Er ist Feind jeder Legitimität und wird vom Komitee mit strenger Aufmerksamkeit beehrt. Rußland und Preußen haßt er, Oesterreich beglückt er mit seiner Verachtung.

Anschließend finden wir hier eine nicht unwichtige Angabe: „Er zählt bei dreitausend Abonnenten und ist in Steiermark, Galizien und Ungarn stark verbreitet."[5] Der *Wanderer* wurde zwischen 1849 und 1854 von Ernst von Schwarzer (1808-1860) (Minister für die öffentlichen Arbeiten 1848 im Doblhoff-Wessenberg-Kabinett), einem „geistigen Vater der Wiener Journalistik"[6] redigiert, aber als nomineller Redakteur war Ferdinand Ritter von Seyfrieds (?-1865) Name angegeben. Die Leitartikel lieferte Andreas Freiherr von Stifft (1819-1877). Ab 21. August 1856 wurde Moritz Graß (?-1901) zum Mitredakteur, später zum Chefredakteur und Eigentümer des Blattes, der zusammen mit Falk zum Vorkämpfer des Dualismusgedanken wurde zu einer Zeit als die Förderer dieser Idee noch den heftigsten Verfolgungen ausgesetzt waren.

Der *Wanderer* verfolgte die aktuellen politischen Ereignisse in Ungarn mit besonderer Aufmerksamkeit, sich die ungarischen Interessen immer vor Augen haltend, und versuchte, in den entscheidenden Fragen des Jahrzehnts einen möglichst objektiven Standpunkt einzunehmen. Die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung war ein wiederkehrendes Thema der ungarischen Korrespondenten. Im Interesse der Aufhebung des Provisoriums ergriff der *Wanderer* des öfteren das Wort. Zur Normalisierung der Lage hielt man die Einführung einer gesetzlich normierten Administration für nötig und man erwartete davon, daß damit der Willkür ein Ende gemacht werde.

Zu den meistdiskutierten Fragen der Epoche gehören die Probleme der Religion. Einen wichtigen Themenkreis bildete die Wiederherstellung der Rechte der protestantischen Kirche (z.B. von „E.M. aus Gömör" am 10. Februar 1851) Auf das Protestantenpatent vom 1. September 1859 reagierte man am 18. und 19. September im Blatt. In diesen Artikeln erhalten wir zuerst einen historischen Überblick über die Lage der protestantischen Kirche in Ungarn, danach setzt der Verfasser den Gedankengang damit fort, daß die Gleichberechtigung der protestantischen mit der katholischen Kirche noch nicht erfolgte. Das Protestantenpatent regelte die Beziehung von Kirche und Staat und verordnete, daß alle kirchlichen Würdenträger — nicht nur die höheren — von den Regierungsbehörden bestätigt werden müssen. Dagegen erhob sich eine Protestwelle. Ein weiteres wichtiges Thema im Bereich des kirchlichen Lebens war die Judenfrage. Zwar wurden die Juden im ersten Grundgesetz vor dem Gesetz für gleichberechtigt erklärt, es wurde aber oft über solche Fälle berichtet, in denen die Rechte der Juden verletzt wurden.

Am 23. Oktober 1860 schrieb man im Leitartikel über *Die Neugestaltung der Monarchie* in bezug auf die Situation nach dem vom Franz Josef I.

herausgegebenen Oktoberdiplom vom 20. Oktober 1860, in dem zwar die ungarische Verfassung wiederhergestellt wurde, aber die Presseverhältnisse nicht neu geregelt wurden. Der Verfasser des Artikels leugnet nicht, daß die Stimmen aus Ungarn unzufrieden seien und daß ihr Hauptargument sei, daß es nicht auf dem Grund der Pragmatica Sanctio stehe. Die in Pest entstandene Schrift *Die Stellung der Liberalen in Ungarn* (3. November 1860) berichtet über die Äußerungen der Liberalen in Zusammenhang mit dem Oktoberdiplom, sie hielten sich an der Sonderstellung Ungarns fest, ihr Programm basiere auf der Pragmatica Santio und auf den 48er Gesetzen, der Verfasser leugnet aber auch die Verdienste der Konservativen nicht, die den Weg vorbereitet hätten.

Der *Wanderer* über sich selbst

Im Folgenden erwähnen wir einige Beispiele,[7] die zeigen, wo innerhalb des politischen Spektrums der *Wanderer* seinen Platz sah, wie er sich definierte; dazu seien Zitate aus solchen Schriften ausgewählt, in denen die Redaktion im Zusammenhang mit einzelnen politischen Fragen offen Stellung bezogen und die Richtlinien des Blattes festgelegt hat. Am 3. Dezember 1859 reagiert der Leitartikel des *Wanderer* auf einen Angriff gegen Karl von Zay, einen ungarischen Korrespondenten des Blattes, der in seinem Artikel vom 1. Dezember das Wort für Ungarns Integrität, für eine autonome ungarische Verwaltung ergriff und den *Wanderer* verteidigt hatte, der als „ein deutsches Blatt einer deutschen Stadt" Zays Artikel veröffentlicht hatte. Im Leitartikel wird zum Ausdruck gebracht, daß der *Wanderer* kein deutsches Blatt, sondern ein österreichisches sei und es erscheine nicht deshalb in Wien, weil es eine deutsche Stadt, sondern weil es die Hauptstadt der österreichischen Monarchie sei, und weil deren Gesamtinteressen aus diesem Zentrum am besten zu vertreten seien. Der *Wanderer* sei eine wahrhaft österreichische Zeitung, die auf alle Interessen Rücksicht nehme — stellt der Verfasser am Ende fest, der vor acht Jahren ungarischer Mitarbeiter des *Wanderer* war. Im Wiener Artikel vom 16. Februar 1860 unter dem Titel *Ein Wort an die Allgemeine Zeitung und ihre Correspondenten* wird ein Artikel des erwähnten Blattes beantwortet, in dem zu lesen war, daß in die ungarischen Angelegenheiten sich auch „Nichtmagyaren einmischen", deren Organe von der *Allgemeinen Zeitung* als „angekaufte Blätter" bezeichnet werden. Der Verfasser des *Wanderer* erwähnt nebenbei, daß dem *Wanderer* während seines langjährigen Bestehens vieles zu erleiden zuteil wurde und fordert den Redakteur der *Allgemeinen Zeitung* auf, mitzuteilen, daß der *Wanderer* nicht zu den angekauften Blättern gehöre, bzw. andernfalls zu beweisen, daß er kein unabhängiges Blatt sei. So hat die Redaktion des *Wanderer* für ihre ungarnfreundlichen Gefühle Stellung bezogen. Am 12. November 1861 wird in einer redaktionellen Mitteilung festgestellt, daß es nach dem Provisorium vom 5. November in Wien keine Pressefreiheit mehr gäbe und die Lage der Presse wieder so unmöglich

wie in den 50er Jahren würde; weiterhin wird mitgeteilt, daß nicht die Untreue zu ihren früheren Ideen zu einem zurückhaltenderen, behutsamen Ton zwinge. Der Hofkanzler und der Statthalter beschlossen, alle Blätter zu verbieten, die die Ruhe und die Ordnung gefährden. Da der *Wanderer* viele Pränumeranten auch außerhalb Österreich habe,

> werden wir [...] die nichtungarischen Angelegenheiten nach wie vor im liberalsten Sinne behandeln, in der Besprechung der speziell ungarischen Fragen, namentlich der durch das neue Provisorium geschaffenen Zustände des Landes aber, werden wir uns nicht um eine Linie über jene freilich sehr engen Grenzen hinauswagen.

Dies wurde als Richtschnur für die ungarischen Korrespondenten gegeben.

Stellungnahme zu ungarischen Politikern

Zwei Persönlichkeiten sind unbedingt hervorzuheben: Lajos Kossuth und Ferenc Deák, als zwei Gestalten von historischer Bedeutung in den politischen Geschehnissen der Epoche, denen in der Presse eine besondere Beachtung geschenkt wurde. Am 8. Oktober 1851 zitiert das Blatt aufgrund der *Presse*:

> Kossuth [...] schleudert unter Maske des Gekränkten die erste Brandfackel in die aufgeregten Leidenschaften des französischen Südens, der Welt ein Beweis liefernd, welcher Werth auf die Versprechungen dieses Mannes, sich vom politischen Schauplatz zurückzuziehen, gelegt werden darf.

Kossuth war in Wirklichkeit unterwegs nach England und wollte in Frankreich Halt machen, die französischen Behörden erteilten ihm jedoch keine Erlaubnis. In Marseille wurde eine Sympathiedemonstration für ihn veranstaltet, dafür dankte er in einer Proklamation. Im Abendblatt des *Wanderer* vom 10. November 1851 schrieb man in einem Bericht aus Pest, daß die englischen Blätter jedes Wort von Kossuth veröffentlichen und daß er zur Zeit die Lücken seiner militärische Kenntnissen nachzuholen versuche, weil er die Friedenspolitik, die er bisher gefolgt hatte, jetzt für verfehlt halte und in Zukunft jeden vernichten werde, der ihm gegenüber feindlich auftrete. Schließlich wurde die regierungstreue *Magyar Hírlap* zitiert, nach der diese Zukunftspläne die von Kossuth seien, die aber wegen der Wachsamkeit der Regierung und der Loyalität des Volkes mißlingen würden. Zusammenfassend können wir sagen, daß der *Wanderer* ein ausgesprochen negatives Bild von Kossuth hat durch die unkritische Übernahme der Berichte offizieller ungarischer oder ungarnfeindlicher ausländischer Blätter.

Im Gegensatz dazu war der Grundton der Berichte über Ferenc Deák, der von den 50er Jahren an zum Führer der ungarischen Opposition wurde, immer höchst positiv. Deák, der nach Verkauf seines Gutshofs in der Provinz (November 1854) in die Hauptstadt übersiedelte, wurde laut eines Artikels vom 19. November 1854 in jeder Partei hochgeschätzt. Am 27. März 1861 berichtet man unter dem Titel *Die Denkschrift Deáks* über eine Veröffentlichung „des besten Mannes Ungarns", die nach 13jährigem publizistischem

Schweigen erschienen sei und in der er die Rechte zusammengefaßt habe, an die Ungarn während der Verhandlungen festhalten solle. Deák war 1848 Justizminister, dann lebte er in Zurückgezogenheit und wurde in den 50er Jahren zum Symbol des „passiven Widerstandes". Wegen seiner Rolle bei den Vorbereitungen des Ausgleichs zwischen Österreich und Ungarn im Jahre 1867 erhielt er schon zu Lebzeiten die Benennung „der Weise des Vaterlands". Über ihn steht weiterhin im erwähnten Artikel: „Deák ist weder Phantast noch Revolutionär, er ist vom Kopf bis Fuß verfassungstreuer Ungar." Am 23. Juni 1861 erschienen Episoden aus Deáks Leben in der Rubrik ‚Feuilleton' von Gereben Vas, Schriftsteller und ungarischer Mitarbeiter des *Wanderer*.

Ungarische Mitarbeiter des Blattes

Der bedeutendste ungarische Mitarbeiter des *Wanderer* war Max Falk (1828-1908), der schon ab 1849 zu den Mitarbeitern der Redaktion gehörte. Er lebte in Wien und war ab 1850 an der Wiener Sparkasse als Sekretär angestellt.[8] Die nach seiner Chiffre einwandfrei als seine Schriften identifizierten Artikel hatten größenteils monetarische, ökonomische und außenpolitische Fragen zum Thema, er hat aber in seinen Schriften über auswärtige Politik seine ungarnfreundlichen, gegen das neoabsolutistische System gerichteten Andeutungen oft versteckt. Selbstverständlich gehörten zu den Hauptthemen seiner Schriften auch aktuelle innenpolitische Probleme Ungarns. Seine Chiffre war im *Wanderer* eine Zeit lang „)(", später erschienen seine recht häufigen Artikel ohne Chiffre oder Monogramm, deshalb ist ihre Identifizierung recht problematisch. Im *Wanderer* ergriff er, ob verhüllt oder unverhüllt, oft das Wort im Interesse der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung, die er im Rahmen der Monarchie für möglich hielt, aber von den 48er Grundlagen wollte er nicht abweichen. Durch die Ähnlichkeit seiner Ansichten gelang es ihm, Kontakt mit Deák und anderen führenden Persönlichkeiten der liberalen Opposition wie József Eötvös (dessen Werke er ins Deutsche übersetzte) und mit Zsigmond Kemény (Schriftsteller, Redakteur des wichtigsten Organs der Liberalen *Pesti Napló*) aufzunehmen. Als eine große Auszeichung galt, daß der sich ansonsten mit wissenschaftlicher Tätigkeit nicht beschäftigende Falk, der aber den Titel eines Doktors der Philosophie besaß, auf Deáks Vorschlag 1861 zum Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. Auf Deáks ausdrückliche Bitte war er bestrebt, in seinen sich auf Ungarn beziehenden Artikeln möglichst objektiv zu bleiben.

Falks journalistischer Stil war einfach und allgemeinverständlich, er äußerte seine Meinung sehr entschlossen, wenngleich sich seine politischen Voraussagen nicht immer erfüllten. Im Folgenden möchten wir einige Beispiele für seine Methode geben, wie er sein Thema mit einer einfachen Analogie aus dem alltäglichen Leben zu erklären pflegte. In einer Artikelreihe unter dem Titel *Ungarische Lebensfragen im Einklange mit den Interessen des Gesamt-*

staates (1852) vergleicht er den Staat mit einer Maschine, deren Räder im Einklange arbeiten. Daraus entwickelt er den Gedankengang, nach dem er Ungarns Entwicklung nur innerhalb eines einheitlichen Österreichs für möglich hält. Im am 11. September 1859 erschienenen Schreiben *Die Vertrauensmänner* bedient er sich gleichermaßen der Maschine-Metapher — hier jedoch als Gegenbeispiel — und zwar verweist er auf die englischen Maschinen, die deshalb so gut funktionieren, weil jeder Teil von ihnen in einer anderen Fabrik hergestellt wurde. Demgegenüber sei der Staat keine Maschine, sondern eine organische Einheit — so Falk —, die eine Wurzel habe, und diese sei die Gemeinde. Im Hintergrund dieses Schreibens steht das im April desselben Jahres in Kraft getretene Gemeindegesetz, und da kein Wahlrecht existierte, wurden die Mitglieder der Gemeinderäte und die Bürgermeister ernannt, wofür man selbstverständlich das Vertrauen der Leute gewinnen wollte. Zur Anwendung des Gesetzes kam es jedoch später wegen des großen Widerstandes nicht.

Falk reagierte auf die Ungarn betreffenden politischen Ereignisse in den Spalten des *Wanderer* immer rasch und machte die ungarischen Ansichten bzw. Erwartungen für breite Kreise des deutschen Lesepublikums zugänglich. Am 4. September 1859 erschien sein Artikel unter dem Titel *Zum neuen Werke*, in dem er eine zusammenfassende Analyse der letzten zehn Jahre Österreichs gab und die Möglichkeiten der inneren Erneuerung untersuchte. Diese Schrift bezieht sich wahrscheinlich darauf, daß am 22. August viele Minister ihres Amtes enthoben bzw. neue ernannt wurden. „Es gab schon viele schöne Pläne für die Neuorganisierung der Monarchie, viele sind nur Pläne geblieben" — schreibt er. Es seien nicht Theorien sondern Erfahrungen und die tatkräftige Zusammenarbeit aller Beteiligten notwendig. Eine zentralisierte Macht sei erstrebenswert, die die verschiedenen Teile nach außen hin zusammenhält, die aber die historisch verankerten nationalen Eigenschaften der einzelnen Gebiete in Betracht ziehe. Die Grundpfeiler seien die Gleichberechtigung der Nationalitäten, der Religionen und der Individuen vor dem Gesetz.

Falk — sowie die Redaktion des Blattes — geriet mehrmals mit der Polizei in Konflikt. In der Nummer vom 18. Februar 1857 wurde ein Brief aus Ungarn veröffentlicht, den der Polizeiminister Kempen dem Schriftsteller Kemény zugeschrieben hatte. Dieser Artikel war als Antwort auf einen Artikel eines Wiener Blattes enstanden, in dem die Führer der Ungarn des Separatismus angeklagt wurden und ihnen vorgeworfen wurde, daß sie nichts vergessen wollten und sich ausschließlich in den passiven Widerstand zurückziehen würden. Der Verfasser des *Wanderer*-Artikels — wobei nicht sicher ist, daß es Falk war (obwohl Seyfried beim Verhör dies sagte) — erörterte, daß die Ungarn die Ereignisse der jüngeren Vergangenheit nicht so oft erwähnen würden, wenn die Regierung die strengen Preßverordnungen mildern und durch Einberufung einer Landesvertretung die Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten für die führenden Persönlichkeiten des ungarischen politischen Lebens ermöglichen würde.[9] 1860 drängte Falk in einer dreiteiligen

Artikelreihe *Die alte ungarische Verfassung* auf die Wiederherstellung der alten ungarischen Verfassung. Er verwies auf die Fehler der Verfassung von 1848 und meinte, daß Ungarns Verwaltung gänzlich unter Komitatsleitung stand und jetzt die übertriebene Autonomie der Komitate abgebaut werden sollte. Weiterhin meinte er, daß früher unter der ungarischen Nation ausschließlich der Adel verstanden wurde, Steuerfreiheit und andere Privilegien besaßen nur sie. Ein Bürgertum gab es eigentlich nur in den freien königlichen Städten und die Bauern waren völlig rechtlos. Nicht eine Scheinverfassung, sondern eine wirkliche Volksvertretung sei notwendig — faßt er zusammen — eine Zentralisation solle es nur in den Angelegenheiten der Monarchie geben, auf jedem anderen Gebiet solle Ungarns Selbständigkeit garantiert werden.[10] Dieser Artikel Falks ist deswegen berühmt geworden, weil er den Begriff des Dualismus gegenüber dem österreichischen Zentralismus als erster gebrauchte. Wegen seiner Artikel vom 25. und 30. Oktober 1861 wurde er inhaftiert. In diesen Artikeln analysierte er die Unmöglichkeit der Verwirklichung des Februarpatents und ergriff gegen die Ernennung der Administratoren im Pester Komitat das Wort. Schmerling leitete einen Presseprozeß gegen ihn ein, als dessen Ergebnis Falk zu einer sechsmonatigen Kerkerstrafe mit monatlich einem Bußtag verurteilt wurde. Die Kerkerstrafe wurde schließlich auf die Hälfte gemildert.

István Széchenyi lernte Falk im August 1859 kennen. Ab Oktober besuchte ihn Falk regelmäßig wöchentlich mehrmals in Döbling, wo Széchenyi sich seit 1849 in der Görgenschen Irrenanstalt befand. Dessen Zustand verbesserte sich aber so, daß er das Interesse für die Politik wiedergewann. Falk nahm für ihn Bücher und Zeitschriften mit.[11] Széchenyi wurde wegen seiner Artikel, die für die *Times* hingeschmuggelt wurden, immer verdächtiger und die Geheimpolizei machte bei ihm eine Hausdurchsuchung. An demselben Tag, am 3. März 1860, fand eine Hausdurchsuchung auch bei mit ihm in Kontakt stehenden Personen wie Falk und dem in Wien lebenden Journalisten Aurél Kecskeméthy statt. Als Vorwand dafür diente Széchenyis Brief an die Bauern aus seinem Besitztum Nagycenk, den der *Wanderer* veröffentlichte.[12] Anlaß des Briefes war, daß Széchenyi die Wiederherstellung der dortigen Kirche plante und im *Wanderer*-Artikel ein Verweis darauf enthalten war, daß in der Kirche die Gottesdienste in ungarischer Sprache abgehalten würden. Während der Hausdurchsuchung wurde Kecskeméthys und Falks Briefwechsel beschlagnahmt und konnte erst 1925 veröffentlicht werden.[13] Aus Anlaß von Széchenyis Tod würdigte Falk seine Tätigkeit in einer Artikelreihe.[14]

Der *Wanderer* verfügte neben Falk über zahlreiche Mitarbeiter und Korrespondenten in Ungarn, von denen die meisten durch seine Vermittlung mit der Zeitung in Kontakt gerieten. Im Folgenden erwähnen wir nur die Bedeutendsten. Einer der beständigsten Korrespondenten des *Wanderer* war Graf Karl Zay (1797-1891). Seine Artikel erschienen mit der Unterschrift „Z aus Ungarn" von Anfang der 50er bis zum Ende der 60er Jahre. Zay war ein

Repräsentant des Hochadels und gehörte lange zu dem Kreis um Széchenyi, nach 1844 aber, als Széchenyi eine konservativere Haltung eingenommen hatte, entfernte sich der radikalere Zay von ihm. Zay genoß großes Ansehen bei den Abgeordneten des Landtags. Bei der Wahl des Palatins von 1847 war er einer der vier Kandidaten. Nach der Unterdrückung des Freiheitskampfes nahm er kein öffentliches Amt mehr an. Am 21. März 1851 schrieb er als Antwort auf den Angriff eines deutschen Blattes — zwar wurde von der Redaktion vorangeschickt, daß ihre Ansicht nicht mit der von Zay identisch sei —, daß er Ungarn vom Aufgehen in einem zentralisierten Österreich warne. Eine strenge Regierung hätte mehr als eine schwache Zentralisation für Ruhm und Größe des Landes tun können — meinte er. Die Selbständigkeit, die autonome Verwaltung könne viel mehr Garantien in einer parlamentarischen Regierung haben als in einer ministeriellen Bürokratie. Zay behandelte oft Fragen der Gesetzgebung und der Verfassung. Außerdem beschäftigte er sich häufig mit Problemen der protestantischen Kirche und drängte auf die Gleichstellung der Juden. Zay ergriff das Wort für die Interesssen der Nationalitäten innerhalb der Monarchie, das beweist auch die Danksagung eines galizischen Edelmannes (1. Juni 1861).

Der Jurist und Schriftsteller Ferenc Császár (1807-1858), der Begründer der Zeitung *Pesti Napló* schickte als Beilage zu einem Brief an Falk vom 2. Januar 1851 einen Artikel und bat ihn, ihn im *Wanderer* zu veröffentlichen. Danach erschienen seine Schriften regelmäßig unter der Chiffre %. Am 26. Juni 1851 schrieb er über die *Pesti Napló*, am 14. Juli 1851 über die ungarische Parteisituation. Ab 4. Oktober 1851 besitzt er die Chiffre □. Ab 2. Dezember berichtete er nicht mehr als Redakteur der *Pesti Napló*, sondern als Einwohner von Vác über lokale Angelegenheiten. Über ihn kann gesagt werden, daß er die ungarischen Interessen im *Wanderer* immer mutig verteidigte.

Der Advokat und Journalist György Urházy (1823-1873) veröffentlichte unter seinem vollständigen Namen oder mit Angabe seines Monogramms U. Gy. Sámuel Ferjencsik (1793-1855) studierte an der Jenaer Universität, und war danach in Oberungarn in mehreren Orten als evangelischer Pastor tätig. Nach dem 19. Juli 1850 schrieb er oft im *Wanderer* mit der Unterschrift „F. aus Gömör" oder „aus Gömör". Seine Briefe behandelten ökonomische oder kirchliche Themen, nach dem September 1851 verschwanden sie für eine Zeit, ab Sommer 1852 schrieb er wiederum so z.B. über die Erhöhung des Wohlstandes von Ungarn oder über Verletzungen der Autonomie der Protestanten. János Pompéry (1819-1884), der ab 1857 Redakteur der *Pesti Napló* war, beantwortete Falks Brief am 30 Januar 1858, in dem er ihn bat, für den *Wanderer* zu schreiben. Danach erschienen seine Briefe aus Ungarn von 1858 an über ökonomische Fragen, über Theater und über die Akademie der Wissenschaften.

Die Nummer vom 10. Februar 1859 brachte den ersten Brief von János Török (1807-1874), danach folgten im Frühjahr weitere Schriften. Török — gleichfalls naher Bekannter von Falk — war zwischen 1853 und 1855 Chefredakteur der Zeitung *Pesti Napló*, später redigierte er in Wien *Magyar Sajtó* und *Kelet Népe*. Hervorzuheben sind unter seinen im *Wanderer* erschienenen Schriften die, in denen er im Interesse der Einführung des Ungarischen als Unterrichtssprache eintrat (30. März 1859: Die Unterrichtssprache, 1. April 1859: Die Universitätsstudien), er betonte auch (am 20. August 1859), daß die ungarische Sprache für die Pflege der Wissenschaften geeignet sei.

Die Artikel von Imre Ivánka (1818-1896), Politiker, Mitglied der Magnatentafel, Deáks Berater in Militärangelegenheiten, erschienen ab 1860/61 im *Wanderer*. Am 2. Februar 1860 reagierte er auf einen ungarnfeindlichen Artikel der Augsburger *Allgemeinen Zeitung*, am 11. Juli desselben Jahres analysierte er die Sprachenfrage in Ungarn, am 31. Januar untersuchte er die statistischen Angaben der Nationalitäten in Ungarn. Korrespondenten der 60er Jahre sind Gereben Vas und Gusztáv Remellay. Gereben Vas (eigentl. József Radákovits, 1823-1868), populärer Schriftsteller, veröffentlichte unter „V.G." eine Reihe aus Pest datierter Briefe, am bedeutendsten war aber seine Artikelserie ab 16. Februar 1861 unter dem Titel *Ungarische Zustände*. Gereben Vas stand auf der Grundlage der Pragmatica Sanctio und verlangte die Wiederherstellung der 48er Gesetze. Die Reorganisation des Verhältnisses zwischen Österreich und Ungarn sei Aufgabe einer nächsten Generation, aber dazu brauche man vor allem Ruhe und Vertrauen — meinte er. Er berichtete regelmäßig über die Sitzungen des Landtags, am 23. Juni 1861 erschien von ihm Deáks Biographie. Gusztáv Remellay (1819-1866) veröffentlichte unter dem Kürzel „R-y G-v", und behandelte größtenteils alltägliche Themen; erwähnenswert ist ein Artikel vom 26. Mai 1861, in dem er die Lage der ungarischen Parteien darstelllte. Remellay studierte Jura, 1848/49 war er Oberst, Kriegsrichter, nach Gefangenschaft in Kufstein wurde er 1856 begnadigt. Danach betätigte er sich als Mitarbeiter bei der Wiener *Magyar Sajtó* und war bekannt als Verfasser historischer Romane und Novellen.

Obwohl die Mehrheit der ungarischen Mitarbeiter des *Wanderer* zum Kreis der liberalen *Pesti Napló* gehörte, gewährte die Redaktion auch konservativen Publizisten so auch Pál Somssich (1811-1888) die Möglichkeit, im *Wanderer* zu veröffentlichen. Er begann seine Laufbahn als Anhänger des konservativen Politikers Aurél Dessewffy, 1848 zog er sich zurück, an den Landtagen von 1861 und 1865 trat er schon an Deáks Seite auf. Die Nummer vom 14. Januar 1858 des Blattes wurde wegen einer Schrift von ihm beschlagnahmt und mußte ohne sie noch einmal gedruckt werden.[12] Am 14. März 1861 teilte die Redaktion mit, daß sie Artikel von diesem konservativen Politiker nicht veröffentlichen würde, wenn er nicht ein ebenso bedeutender Mann wie Deák bei den Liberalen wäre.

Ungarische Literatur in der Zeitung

Die Veröffentlichungen im Zusammenhang mit der ungarischen Literatur können in folgende Gruppen aufgeteilt werden: 1) Schriften von größerem Umfang über ungarische Schriftsteller/Dichter; 2) Gedichte ungarischer Dichter; 3) Epische Werke ungarischer Autoren — letztere Gruppen selbstverständlich in deutscher Übersetzung.

Im chronologisch ersten Bericht handelt es sich um Gergely Czuczor. Das Abendblatt vom 18. Juni 1851 berichtet in einer Beilage nach der *Allgemeinen Zeitung* über die Befreiung des in der ungarischen Literatur hochgeschätzten Benediktinerpriesters und Akademikers. Czuczor wurde wegen seines Gedichts *Riadó* (Alarm), das in Kossuths *Pesti Hirlap* erschien, inhaftiert, vor ein Kriegsgericht gestellt und zu Festungshaft verurteilt. Auf die Vermittlung von József Teleki, dem Vorsitzenden der Akademie, wurde dann als Ort für seine Gefangenschaft die Budaer Burg bestimmt, wo er seine Arbeit am sechsbändigen Wöterbuch der ungarischen Sprache beenden konnte.

Am 14. und 28. Februar sowie am 4. März 1856 erschienen zwei Artikel in der Artikelserie *Zwei Nationaldichter* über Mickiewicz und Mihály Vörösmarty, dem großen Dichter der ungarischen Romantik, mit der Unterschrift „Székely". Der Verfasser war József Székely (1825-1895), der ab 1855 in Wien lebte und Mitarbeiter der *Magyar Sajtó* war. Nach Skizzierung des Lebensweges von Vörösmarty und vor der Analyse seiner Dichtkunst bzw. einzelner Gedichte, faßte Székely die Geschichte der ungarischen Dichtkunst kurz zusammen.

Am 11. April 1856 wird in einem Artikel unter dem Titel *Aus dem Kranze ungarischer Lyriker* László Szelestey (1821-1875), einer der beliebtesten volkstümlichen Dichter, vorgestellt. Am 27. August 1858 brachte der *Wanderer* den Nachruf auf Antal Reguly und teilte mit, daß es Regulys größtes Verdienst sei, daß er Sprachforschungen bezüglich der verwandten Sprachen des Ungarischen betrieben habe.

Wir können in der von uns untersuchten Epoche über drei Übersetzungen ungarischer Gedichte berichten. Der *Wanderer* veröffentlichte ein Petőfi-Gedicht unter dem Titel *Junges Blut* in der Übersetzung von Adolf Dux, das aus der Nummer 12. aus 1855 der Zeitschrift *Divatcsarnok* übernommen wurde. Das als Werbungslied gedachte Gedicht ist zwischen Ende Oktober und 16. November 1848 in Debrecen entstanden, die Erstveröffentlichung erfolgte aber in der Zeitschrift *Életképek*. Die Übersetzung von Dux ist stimmungsmäßig und formell wohl gelungen. Dux ist der erste Petőfi-Übersetzer, dem gelungen ist, Petőfi in einer würdigen Übersetzung dem deutschen Lesepublikum vorzustellen. Turóczi-Trostler ist der Meinung, was Dux auf dem Gebiet der schöpferischen Phantasie nicht zuteil wurde, versuchte er beim Übersetzen der Petőfi-Gedichte durch Treue zum Original zu ersetzen.[15]

Am 10. Oktober 1856 brachte der *Wanderer* das Gedicht *Kindlicher Trost* von Flóra Majthényi. Der Untertitel lautet *Nach der Schlacht bei Mohács*

und diente höchstwahrscheinlich zur Umgehung der Wachsamkeit der Zensur. Sicher wußte aber jeder, daß das Gedicht sich auf den niedergeschlagenen Freiheitskampf bezieht: Der Sohn tröstet seinen Vater, er solle nicht weinen, da er nach dem Tod seiner Frau, der Mutter seines Sohnes, ihn gleichfalls damit getröstet habe, daß es eine Auferstehung gäbe.

Schließlich soll noch ein bedeutendes Gedicht, Vörösmartys *Aufruf* in der Übersetzug von Max(imilian) Moltke, erwähnt werden (erschienen am 7. April 1860). Moltke wurde in Küstrin (Kostryn) an der deutsch-polnischen Grenze geboren. Nach Aufenthalt in Berlin und Frankfurt am Main arbeitete er in Pest als Verkäufer in einem Buchgeschäft, 1841 übersiedelte er auf Empfehlung des Buchhändlers und Buchdruckereiinhabers Hartleben nach Siebenbürgen. Er übernahm am 26. März 1849 die Redaktion der *Kronstädter Blätter* und benannte später das Blatt in *Kronstädter Zeitung* um. Er nahm an der Seite der Ungarn am Freiheitskampf teil, geriet in Gefangenschaft und wurde später aus dem Land gewiesen. Er ist übrigens Verfasser der Hymne der Siebenbürger Sachsen *Siebenbürgen, Land des Segens*. Danach war er Bibliothekar bei der Handelskammer zu Leipzig. Von ihm sind mehrere Gedichtbände erschienen. Inwieweit er des Ungarischen mächtig war, oder ob er den *Aufruf* nach einer Rohübersetzung übertrug, wissen wir nicht.

Die Reihe der epischen Arbeiten eröffnet die Novelle von Miklós Jósika. *Das 18. Jahrhundert in neuer Ausgabe* (5. und 14. September 1851), die aus der *Magyar Hirlap* übernommen wurde. Am 13. Februar 1857 erschien ohne Namen des Autors eine aus dem Ungarischen übersetzte Erzählung. Vom 1. Oktober bis zum 25. Oktober 1859 veröffentlichte der *Wanderer* in Fortsetzungen die schon realistische Züge aufweisende Novelle *Ein alter Komödiant* von Pál Gyulai in der Übersetzung von Robert Sturm. Zwischen dem 12. Mai und dem 21. Juni 1860 erschien als Beilage zum Abendblatt die Novelle von József Eötvös *Ein Wintermarkt im Tieflande* in der Übersetzung von Adolf Dux. Chronologisch gesehen folgt dann die Erzählung von „Erdélyi *"(?) Eine kleinstädtische Dame*, die zwischen dem 9. und 15. Januar 1861 als Beilage zum Abendblatt erschien . Am 23. und 24. Oktober 1861 erschien die Erzählung *Der Husar* von Gereben Vas in der Übersetzung von Moritz Straffmann. In Wirklichkeit ist dies ein Auszug aus dem Roman *Bruchepochen*. Am. 2. Mai 1861 veröffentlichte der *Wanderer* eine aus der satyrischen Zeitschrift *Bolond Miska* übernommene Erzählung *Der alte Mihály. Eine Honvéd-Geschichte*. In der ungarischen Zeitschrift erschien tatsächlich diese Geschichte als Teil einer Serie unter dem Titel *Honvéd Geschichten* aus der Feder eines gewissen Sz.V. Die Reihe beschließt am 19. November 1861 in der Beilage des Abendblattes eine Erzählung von Jókai unter dem Titel *Der Brief eines Todten*, übernommen aus der Zeitschrift *Üstökös*. Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß die modischen Erzähler der Epoche durch je eine Arbeit im *Wanderer* vertreten waren und das läßt durchaus auf eine zielbewußte und sachkundige Wahl schließen. Die deutschen Übersetzungen kamen oft

aufgrund ungarischer Zeitschriften zustande, charakteristisch ist weiterhin, daß zwischen der Erstpublikation und dem Erscheinen der deutschen Übersetzung nur eine kurze Zeitspanne liegt, die darauf hinweist, daß die belletristischen Veröffentlichungen der ungarischen Blätter regelmäßig gelesen wurden. Die meist unbenannten Übersetzer sind größtenteils im Kreis der für den *Wanderer* arbeitenden Schriftsteller zu suchen (unter ihnen kann in erster Linie Adolf Dux hervorgehoben werden). Die Prosaübersetzungen vermitteln einen viel breiteren Durchschnitt der zeitgenössischen ungarischen Prosaliteratur als die durch nicht mehr als nur drei Gedichte vertretene Lyrik.

Neben dem oben Besprochenen wurden die Ereignisse der ungarischen Literatur oder des wissenschaftlichen Lebens selbstverständlich oft behandelt. Die deutschschreibenden Schriftsteller Ungarns müssen auch unbedingt erwähnt werden. Der *Wanderer* veröffentlichte zwischen dem 20. und 31. August 1851 eine Erzählung von Adolf Dux unter dem Titel *Ein Trauerspiel in Ungarn*. Von dem gleichfalls in Ungarn geborenen deutschen Dichter Karl Beck brachte das Blatt die Erzählung *Still und bewegt*. Den Nachruf des in Ungarn geborenen Moritz G. Saphir, des zu seiner Zeit bekannten Dramatikers und Humoristen, schrieb Falk für die Nummer vom 8. September 1858.

Eine gesonderte Gattung vertreten die Schriften über ungarische Gegenden, Genrebilder, Bräuche, überwiegend aus der Feder deutscher Autoren. Einer der fruchtbarsten Autoren war W. Kraus. Er veröffentlichte seine Serie *Bilder aus Ungarn* zwischen 1856 und 1858. B(runo) Bucher, Kunsthistoriker und ab 1855 Mitarbeiter des *Wanderer* unternahm eine Reise in Ungarn auf die Einladung des Bankiers Baron Sina. Seine Reiseerlebnisse veröffentlichte er in einer dreiteiligen Artikelserie zwischen dem 21. und 24. Mai 1857.

Der *Wanderer* hatte innerhalb des Feuilletons eine Bücherschau-Rubrik. Meistens hier, aber manchmal auch als selbständige Artikel wurden Buchbesprechungen veröffentlicht. Wir erwähnen natürlich auch in diesem Falle nur die Werke ungarischer Autoren oder die, die ungarische Themen behandeln.

Besprochen wurde das von dem Statistiker Elek (Alexis) Fényes 1851 in Lepizig erschienene Werk *Ungarn im Vormärz, nach Grund, Kräften, Verfassung, Verwaltung und Cultur* folgendermaßen: „Ein Buch, fast unentbehrlich für Jeden, der die jüngsten Ereignisse in Ungarn nicht bloß oberflächlich, sondern in ihren innersten und letzten Motiven erkennen will, der einen Anhaltspunct für die Beurtheilung dessen sucht, was seit Bekämpfung der Revolution in und mit Ungarn geschehen und noch geschieht."

In der Redaktion von Antal Csengery und Zsigmond Kemény erschien in Pest beim Heckenast-Verlag 1851 eine biographische Sammlung. Der unbekannte Kritiker des *Wanderer* besprach sie in drei Artikeln am 25., 26. Juli und am 19. August 1851. Er schrieb, daß trotz der persönlichen Bekanntschaft des Verfassers mit den dargestellten Politikern weiterhin Csengerys eigene Meinung fühlbar sei, danach beschäftigte sich der Rezensent ausführlicher

mit Széchenyi und Miklós Wesselényi. Schließlich wird die deutsche Übersetzung von *Ungarns Redner und Staatsmänner* besprochen. Der Kritker hielt die Übersetzung für nicht gut, seiner Meinung nach seien die von Kemény verfaßten Teile am gelungensten. Den zu den Vertrauten Deáks gehörenden Csengery, den Herausgeber des Bandes, leitete der Gedanke, zu beweisen, daß nur professionelle, über eine gute Ausbildung verfügende Politiker zielbewußte Gestalter der Zunkunft sein können.[16] Die deutsche Ausgabe hat Csengery — laut Vorwort — deshalb zusammengestellt, um Angaben über Ungarns Geschichte zu liefern und zur besseren Erkenntnis der Bewegungen, die in der Revolution eine Rolle gespielt hatten, beizutragen. Der Inhalt des deutschsprachigen Bandes ist mit dem des ungarischen nicht völlig identisch. Für Csengery war der ideale Politiker, die Verkörperung der Mäßigung, selbstverständlich Deák, aber neben ihm wurden auch Eötvös, Széchenyi und Wesselényi im Band gewürdigt.

Von den Besprechungen heben wir die am 19. und 20. November 1851 erschienene Besprechung des 1849/50 entstandenen Tagebuches von Gábor Egressy hervor. Der Schauspieler Egressy war während des Freiheitskrieges Regierungskommissar. Nach der Niederlage floh er in die Türkei und durfte erst 1854 nach Hause zurückkehren. Das Buch sei nicht sensationell, schreibt der Rezensent, es sei zu objektiv, habe aber einen dichterischen Wert. Es sei auch deshalb interessant, weil darin das Leben der Emigranten in der Türkei beschrieben wird. Artúr Görgeys *Mein Leben und Wirken in den Jahren 1848 und 1849* wird nach der Augsburger *Allgemeinen Zeitung* am 6. Mai 1852 kurz besprochen. In der Rubrik Feuilleton schreibt man vom ersten Band des staatsphilosophischen Hauptwerks von József Eötvös *Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat*, (in der Übersetzung des Verfassers erschienen), daß eine Tageszeitung für die Analyse eines so wichtigen Werks nicht geeignet sei, statt dessen gebe man einen kurzen Abriß davon. Abschließend kann festgestellt werden, daß im *Wanderer* vor allem die Werke der der liberalen Tendenz des Blattes nahestehenden ungarischen Schriftsteller und Historiker besprochen wurden. Die Rezensionen erschienen schon kurz nach der Erstveröffentlichung der betreffenden Werke.

Unter den besprochenen ungarischen belletristischen Werken können wir die von János Arany hervorheben. Am 14. Mai 1851 wurden die *Erzählenden Dichtungen* von Arany in der Übersetzung von Karl Maria Kertbeny rezensiert. Die Übersetzungen Kertbenys wurden von der zeitgenössischen Kritik keinesfalls geschätzt. In Zusammenhang mit der Übersetzung der Arany-Gedichte kommen solche Feststellungen vor: „Hr. Arany wird nicht gegen die Übersetzung protestieren können, weil darin hie und da noch Manches vorkommt, was auch der Dichter gesagt, er wird aber auch nicht zugeben können, daß dieses alberne Geschwätz als eine treue Copie seines Werkes angegeben werde.[...] Hr. Kertbeny übersetzt magyarische Gedichte ins Deutsche; er besitzt alle hiezu erforderlichen Eigenschaften, es fehlen ihm nur

zwei Kleinigkeiten: er versteht die ungarischen Verse nicht und kann keine deutschen schreiben." Ein Rezensent mit dem Monogram A.D. (Adolf Dux?) besprach *Toldis Abend* am 22. November 1854. Das Werk ist 1854 erschienen und wurde erst 1856 von Moritz Kolbenheyer ins Deutsche übersetzt. „Arany ist eine nervenstarke Natur — so der Rezensent — und zeigt nichts von des Gedankens Blässe, die so vielen heutigen Dichtungen angekränkelt ist". Pál Hunfalvy leitete an die Redaktion die Arany-Übersetzungen von Ernst Lindner weiter. Lindner war ein Zipser Poet, der Petőfis und Aranys Gedichte ins Deutsche übertrug. Ab 1867 war er in der Bibliothek der Akademie angestellt, deren Direktor zu dieser Zeit Hunfalvy war. „Arany ist unter allen ungarischen Dichtern am schwersten zu übersetzen. Lindner kennt die ungarische Sprache und Dichtkunst sowie die deutsche ebenso gut" — stellt der Rezensent fest (9. April 1857).

János Garays Gedichte übersetzte Kertbeny ins Deutsche, die Besprechung der zweiten Ausgabe 1856 erschien im *Wanderer* am 11. April 1857. Hier wird Kertbenys Übersetzung wiederum getadelt: „Der Übersetzer scheint der deutschen Sprache nicht in dem Grade mächtig zu sein, um fremde Poesien in derselben wiedergeben zu können." Am 27. Januar 1860 bespricht Johannes Nordmann, der spätere Chefredakteur des *Wanderer,* die Gedichte Kálmán Lisznyais in Kertbenys Übertragung. Lisznyai war ein beliebter Dichter der Modeblätter und Almanache, eine Zeit lang Petőfis Vorbild, den Nordmann als volkstümlichen Dichter mit Burns, Béranger und Uhland verglich. Hier können wir erneut eine kritische Äußerung über Kertbeny lesen: „Herr Kertbeny hat das Original inhaltlich gewissenhaft wiedergegeben; es mißlang ihm aber die künstlerische Nachbildung des primitiv kräftigen und naiv graziösen Formenzaubers". Den grundlegenden Mangel der Kertbenyschen Übersetzungen faßt Márta Detrich in ihrer Kertbeny-Monographie zusammen, nämlich, daß Kertbeny keiner von beiden Sprachen mächtig wäre, daß es ihm an Gründlichkeit mangele und daß er das Wesen der Übersetzung in der sklavischen Treue zum Original sähe; er übersetzte Wörter und nicht den Geist des Gedichts. Unter seinen Übersetzungen wären die von Petőfis Werken am wenigsten gelungen.[17] Abschließend erwähnen wir die Besprechung eines epischen Werkes. Am 2. Oktober 1858 erschien die Besprechung von Mór Jókais *Die guten alten Táblabirós* in der Übersetzung von Titusz Kárffy (Pest 1856). Über Jókai bemerkt W. Bachmann, der Rezensent des *Wanderer*: „Jókai besitzt eine Erfindungsgabe, eine lebendige Phantasie, um welche ihn die meisten deutschen Novellisten der Gegenwart beneiden dürfen, freilich weiß er mit seinem Reichtume nicht immer hauszuhalten und erinnert nicht immer vorteilhaft an französische Vorbilder. Was dem vorliegenden Roman den größten Reiz verleiht, ist der überaus glückliche Localton, die prächtige Zeichnung einiger Gestalten."

Unter den deutschschreibenden ungarischen Dichtern finden wir die Besprechung von Adolf Dux' 1854 erschienenen Band *Ungarische Dichtungen*,

der Übersetzungen ungarischer Dichter enthält (1. Januar 1854). Obwohl der Kritiker Dux' dichterisches Talent nicht besonders hochschätzt, „Aus dem Ganzen spricht mehr Geschmack für Poesie als Bestimmung für dieselbe", gleichzeitig hebt er aber Dux' Vermittlertätigkeit zwischen Deutschland und Ungarn hervor und ermutigt ihn zu weiteren Übersetzungen.

Wir schließen unsere Arbeit mit dem Jahr 1861 ab, da die Ereignisse nach dem Februarpatent vom 26. Februar 1861 dem seit der zweiten Hälfte der 50er Jahre beginnenden Linderungsprozeß ein Ende gemacht haben. In der Regierung kommen absolutistische Elemente, Bestrebungen zur gesamtstaatlichen Zentralisation erneut zum Ausdruck. In der ungarischen Geschichtsschreibung bildet dieses Jahr zweifelsohne eine Epochengrenze, Deáks zwei Adressen wurden auch in diesem Jahr zurückgewiesen, am 22. August wurde der ungarische Landtag aufgelöst, was ein großes internationales Befremden hervorrief, am 5. November trat eine neue Regierungsweise, das sog. Provisorium in Kraft und dies bedeutete, daß die Gemeindeausschüsse aufgehoben und Militärgerichte eingeführt wurden. Während des Provisoriums kam wieder die offene Diktatur zur Geltung und blieb weitere 4 Jahre wirksam. Unsere Untersuchungen bezüglich der Jahrgänge des *Wanderer* von 1862 bis zur Einstellung des Blattes 1873 werden fortgesetzt.

Anmerkungen

1. Siehe die Studie: Mária Rózsa: *Berichte des Wiener Wanderer über Ungarn. 1814-1850.* — In: *Jahrbuch der Ungarischen Germanistik* 1992. S. 207-216.
2. Winckler, Johann: *Die periodische Presse Österreichs*. Eine historisch-statistische Studie. — Wien: 1875. S. 80.
   Zenker, Ernst Victor: *Geschichte der österreichischen Journalistik*. — Wien: 1900. S. 47-53, 56-57.
   Paupié, Kurt: *Handbuch der österreichischen Pressegeschichte*. — Wien, Stuttgart: 1960. Bd. I. S. 2-5.
3. Winckler: Ebda, S. 85.
4. Wurzbach, Constant von: *Bibliographisch-statistische Übersicht der Literatur des österreichischen Kaiserstaates*. Vom 1. Jänner bis 31. Dezember 1854. Zweiter Bericht [...] im Auftrage seiner Excellenz des Herrn Ministers Alexander Freiherrn von Bach. — Wien: 1856. S. 16.
5. *Ungedruckte Briefe eines geheimen Wiener Agenten aus dem Jahre 1856.* Mitgeteilt und mit einer Einleitung versehen von Eduard Von Wertheimer. — In: *Deutsche Revue*, Jg. 32 (1907) Bd. 3, Juli-Sept. S. 230.
6. Zenker: Ebda, S. 1.
7. Nagl, Johann Willibald - Zeidler, Jakob: *Deutsch-österreichische Literaturgeschichte*. Hrsg. Eduard Castle. Bd. III/3. 1848-1890. — Wien: 1927. S. 361-362.
8. Rózsa, Mária: *Kultureller Brückenschlag*. Max Falks Leistungen für die deutschsprachige Presse. — In: *Halbasien*. Jg. 5 (1995) H. 1, S. 68-76.
9. *Falk Miksa és Kecskeméthy Aurél elkobzott levelezése [Der beschlagnahmte Briefwechsel von Max Falk und Aurél Kecskeméthy]*. Szerk., bev. és jegyz. ell. [Hrsg., eingel. u. mit Anm. vers. v.] Dávid Angyal. — Budapest: 1925. S. 196.
10. *Wanderer*, 26., 27., 29. April 1860.

11. *Gróf Széchenyi István döblingi irodalmi hagyatéka. [Der literarische Nachlaß aus Döbling des Grafen István Széchenyi]* Szerk., bev. [Hrsg.u. eingel. v.] Árpád Károlyi. — Budapest: 1921. Bd. I., S. 65.
12. *Wanderer*, 25. Januar 1860.
13. Siehe Anm. 9
14. *Wanderer*, 11., 12. April 1860.
15. Turóczi-trostler, József: *Petőfi belép a világirodalomba [Petőfis Eintritt in die Weltliteratur]* — Budapest: 1974. S. 91-92.
16. Szántó, György Tibor: *Csengery Antal*. Budapest 1984, S. 228.
17. Detrich, Márta: *Kertbeny Károly élete és műfordítói munkássága. [Das Leben und die übersetzerische Tätigkeit von Károly Kertbeny]* — Szeged: 1936. S. 56-57.

Erich W. Schaufler (Budapest)

Wohin mit Canetti?

Versuch einer Zu- und Einordnung innerhalb der österreichischen Literatur

Vorbemerkung

Mit der Schwierigkeit einer genaueren Ortsbestimmung, zu welcher der deutschsprachigen Literaturen das Werk des Elias Canetti denn nun zu schlagen sei bzw. welche Kriterien für die Eingemeindung in die eine oder andere geltend gemacht werden können, damit sehen sich allenthalben jene Germanisten[1] konfrontiert, die sich um die Sichtbarmachung einer österreichischen Literatur bemühen. Das hier angesprochene Problem reicht aber weit über den eitlen Versuch nationaler Persistenz hinaus, denn es ist Canettis Werk selbst, das sich trotz aller Gefälligkeiten letztgültigen Etikettierungen versperrt. Diese Unschärfe mag gewiß für den Autor und sein Werk sprechen, allein die Canetti-Forschung will sich damit nicht zufrieden geben. Der Versuch, den Kopf trotz aller Schemenhaftigkeit aus der Schlinge zu ziehen, endet in neueren Arbeiten[2] häufig bei Horst Bieneks These, nach der Canettis Werk als eine „ununterbrochene Aufzeichnung" zu verstehen sei, denn diese bestehe aus einem „weiten nahtlosen Geweb' aus Sprache".[3] Dieses Textgewebe kümmere sich weniger um epische Formen und Kategorisierungen, sondern rücke lediglich das Wort ins Zentrum, dem geradezu eine lebenserweckende Funktion zukomme. Canettis Wegbegleiter und Freund, Paul Nizon, hat diesen Prozeß einmal so beschrieben: „Mit Dichtung das Wunder des Lebens aus dem Stein schlagen." In der Tat spielt der Wortmythos neben dem Geheimnis, das Canetti aus seinen (Lebens-)Erinnerungen wie auch dem Tod macht, eine zentrale Rolle in dessen Poetik. Aber sie sind es auch, die Mythen, Kindheitserinnerungen und die (wenn auch etwas freundschaftlichere!) Auseinandersetzung mit dem Tod, die nach Klaus Zeyringer unübersehbar in die moderne österreichische Literatur eingeschrieben sind. Die Frage, was nun unter einer österreichischen Literatur zu verstehen sei, und in welchem Verhältnis sie zu Canettis Werk stehe, soll im folgenden Gegenstand der Überlegungen sein.

'Unterschiedenes ist gut', heißt es bei Hölderlin, und über die Möglichkeiten dieser Unterscheidungen zu reflektieren läßt sich nach Schmidt-Dengler[4] durchaus auch wissenschaftlich rechtfertigen. Da sich wie im vorliegenden Fall scheinbar Autor und Werk einer schlüssigen Einordnung verschließen, — erinnert sei an einen frühen Aphorismus aus der *Provinz des Menschen*, wo

es heißt: „Ich hasse die Leute, die rasch Systeme bauen, und ich werde dazu sehen, daß meines sich nie ganz schließt“ (PM 108) — soll hier der Versuch unternommen werden, wenigstens einigen dieser Österreich-Spuren nachzugehen, um diese letztlich doch wieder einem System zu überantworten, in dem auch das Werk des Elias Canetti seine Entsprechungen finden könnte.

Zum Diskurs um eine österreichische Literatur[5]

Die Standardfrage, was denn das Charakteristische an der österreichischen Literatur sei, wird zwar immer wieder gestellt, allein sie ist schwer zu beantworten. Es mag aber für den österreichischen Literaturbetrieb bezeichnend sein, daß es in den sechziger Jahren ein Italiener war, der dieser Frage in einem größeren Zusammenhang nachgegangen ist, und daß bis heute keine neuere österreichische Literaturgeschichte ohne Wenn und Fragezeichen von österreichischer Seite vorliegt. So zählt Claudio Magris' Arbeit über den *Habsburger Mythos* (1966), wenngleich vielerorts überholt, immer noch zu den Klassikern innerhalb einer österreichischen Literaturgeschichtsschreibung. Dem gegenüber gerieten die eher unglücklichen Versuche eines Josef Nadler (1951) und Adalbert Schmidt (1964), eine Literaturgeschichte Österreichs vorzulegen, immer mehr in Vergessenheit.

Was sind nun aber die sogenannten Eckdaten für die (moderne) Literatur aus Österreich und welcher Zeitrahmen ist für sie von Belang? Anhand markanter Jahreszahlen läßt sich z. B. zeigen, daß die

> Jahre 1866, 1914, 1918, 1933, 1934, 1938, 1945 und 1955 [...] für die österreichische Geschichte und damit auch für die österreichische Mentalitäts- und Literaturgeschichte eine ganz andere Funktion als dieselben Daten in der deutschen Geschichte [haben]. Denn sowohl die Existenz der Habsburger-Monarchie als auch die Existenz der Ersten und Zweiten Republik ist unbestreitbar, und diese politischen Gebilde haben in der Literatur auch unbestreitbar andere Folgen gehabt. Ich meine, daß damit nur ein außerliterarisches Faktum berührt ist; finden wir uns aber dazu bereit, Literatur in einem Kontext mit ihren Entstehungs- und Rezeptionsbedingungen zu beschreiben, so müssen wir davon ausgehen, daß die Literatur in Österreich hier von der deutschen geschieden werden kann.[6]

Neben dem unterschiedlichen Umgang mit geschichtlichen Daten und der damit verbundenen Auswirkung auf die Literatur in Österreich und Deutschland weist Schmidt-Dengler vor allem auf ein Problem innerhalb der Literaturgeschichtsschreibung hin, da diese „meist aus der Sicht Weimars, Hamburgs, Leipzigs, Berlin und neuerdings aus der Frankfurts geschrieben [wird].“[7] Doch ist damit den deutschen Germanisten wohl kein unmittelbarer Vorwurf zu machen, denn aus welcher Sicht sonst, als einer deutschen, sollten sie eine Literaturgeschichte schreiben? Der Vorwurf des manchmal etwas unsensiblen Einverleibens von österreichischer Literatur in die (bundes)deutsche scheint vielleicht berechtigt, aber warum legen dann nicht österreichische Germanisten eine österreichische Literaturgeschichte vor, die klärt, wer und warum

jemand dazu gehört, und welche Merkmale für eine spezifisch österreichische Literatur ins Feld zu führen sind. Denn vor dem Hintergrund einer deutschen Literaturgeschichtsschreibung ist festzuhalten, daß

> die Autoren aus Österrreich nicht in das Periodisierungsschema passen, das die Abfolge von Klassik, Romantik, Vormärz (oder Biedermeier), Realismus, Naturalismus, Symbolismus, Impressionismus, Expressionismus, Neue Sachlichkeit vorsieht und dann plötzlich in die Antithese (oder Scheinantithese) Moderne oder Postmoderne ausweicht.[8]

Die conclusio, daß also österreichische Autoren fast durchgehend zu „Verlegenheiten“ innerhalb einer deutschen Literaturgeschichte werden, verwundert daher auch nicht sonderlich:

> Grillparzer ist nicht der echte Klassiker, Raimund ist nur bedingt ein Romantiker, Lenau kein so rechter Vormärzdichter, Stifter kein Realist, Anzengruber zu früh ein Naturalist und wieder zu sehr Realist, Trakl kein Expressionist vom Schlage eines August Stramm usw. So werden österreichische Autoren in den Literaturgeschichten marginalisiert oder — wie das bei den Autoren des *Jung Wien* (Schnitzler, Bahr, Hofmannsthal) der Fall ist — als Sonderentwicklung abgehandelt.[9]

Die Diskussion um die österreichische Literatur, wonach diese als Sonderfall der deutschen zu begreifen sei, ist jener um ein „binnendeutsches“ und österreichisches Deutsch nicht ganz unähnlich, wobei es die Sprachwissenschaft etwas leichter hat, da das Feld der Linguistik deutlicher von anderen abzugrenzen ist. So lassen sich Austriazismen mittels grammatikalischer, lexikalischer, phonetischer, morphosemantischer und -syntaktischer Besonderheiten eindeutig aufzeigen, sodaß man ohne ideologischen Überbau und Pathos vom österreichischen Deutsch als einer von mehreren Varietäten des Deutschen spricht. Ein Faktum, das zunehmend auch vom fremdsprachigen Ausland wahrgenommen wird, was für die Literatur allerdings noch(!) nicht immer gilt. Dazu Marie-Thérèse Kerschbaumer:

> Manche Unsicherheiten bezüglich einer österreichischen Literatur herrschen zuweilen, weniger bei den Literaten als im Ausland, wo Germanisten die Unterscheidung zwischen deutscher und österreichischer Literatur selbst des 20. Jahrhunderts für überflüssig halten.[10]

Dem wäre ergänzend nur hinzuzufügen, daß die Verschwommenheit der beiden Literaturen proportional zur geographischen Entfernung zu den deutschsprachigen Ländern zunimmt. Was aber auch heißt , daß es sich bei dieser Unterscheidungsfrage primär um ein hausgemachtes Problem handelt, zu dem Schmidt-Dengler 1979 noch anmerkte:

> Die Literatur aus Österreich denn auch als eine österreichische zu begreifen, fällt schwer, wenn man sich nicht jenen weidlich abgenutzten Klischees verpflichten will, die konsequent nur zu einem Provinzialismus neuer Prägung führen.[11]

Mittlerweile haben sich die Standpunkte aber wieder verlagert. Dazu haben das *Bedenkjahr* 1988 und die Affäre Waldheim beigetragen, und beide Ereignisse haben gezeigt, daß Österreich im Zuge seiner Standortbestimmung die Diskussion über sich selbst durchaus nötig hatte und (noch immer) hat.

Die Klischees sind zum Teil dennoch geblieben und reichen betreffs der Sprache von Äußerungen von Karl Kraus bis György Sebestyén. Ersterer zeigte sich verwundert, daß aus einem Land mit so einem Dialekt, in dem sich im Wienerlied „Vater" auf „hier" reimen konnte, eine Literatursprache kommen kann, und ein Essay des letzteren beginnt mit dem Satz: „Die österreichische Literatur unterscheidet sich von der deutschen durch die Sprache",[12] womit freilich keine wirklich befriedigende Definition vorgenommen ist. Verzichtet man allerdings auf Polemiken und Sticheleien,[13] so scheint in der Problematisierung von Sprache tatsächlich ein markanter Wesenszug der österreichischen Literatur- und Geistesgeschichte zu liegen. Der diesbezügliche Wirkungsbereich ist in der Tat beeindruckend, reicht er doch von Nestroy über Wittgenstein bis zu Handke und Jandl. Canettis frühe Texte bilden da keine Ausnahme, werden doch die Helden des Romans und seiner Wiener Dramen gerade und ausschließlich durch ihre Sprache, d.h. bei Canetti: durch deren *akustische Maske* überführt und bloßgestellt. Daß seine Maskenträger darüber hinaus den Figuren des Wiener Volksstückes nahe zu stehen scheinen, ist einer Reklamierung für die österreichische Literatur gewiß nicht abträglich.

Wie aber schaut nun diese österreichische Literatur aus? Daß sie meist im Dienste einer „Österreich-Ideologie" stand, hat Norbert Weber klar herausgearbeitet,[14] doch „spätestens seit Aloys Blumauer (1755-1798)", meint Gerhard Melzer, „wollte die Literatur aus Österreich auch eine österreichische Literatur sein, und das heißt: Indem sie sich über ihre eigene Identität den Kopf zerbrach, fragte sie immer auch nach der Identität Österreichs",[15] Klaus Zeyringer stellt in seiner Abhandlung zur *österreichischen Literatur der 80er* Jahre fest, daß auffallend oft drei Merkmale angeführt werden, wenn es um die Beschreibung der modernen Literatur aus Österreich geht, so als ob damit eine „heilige Dreifaltigkeit derselben konstruiert werden sollte".[16] Zeyringer verweist auf diesbezügliche Differenzierungsversuche von Grillparzer, der 1837 „Bescheidenheit, gesunden Menschenverstand und wahres Gefühl" als die drei Eckpfeiler der österreichischen Literatur auflistete; Thomas Mann hingegen attestierte ihr 1936 „artistischen Schliff, Geschmack und Form"; Ulrich Greiner,[17] schließlich, listet 1979 folgende drei Merkmale auf: „Entpolitisierung, Resignation und Wirklichkeitsflucht". Die Schwäche all dieser Ansätze liegt auf der Hand. Sie schlägt um in Blindheit, wenn Greiner beispielsweise bei Gegenwartsautoren ein „stabilisierendes, handlungsverweigerndes Verhalten" ortet, eine „neobiedermeierliche Politenthaltsamkeit" bzw. überhaupt die österreichische Literatur als „bohèmhaft", „apolitisch" und „artifiziell"[18] bezeichnet. Ein derartiges Urteil verwundert gerade gegen Ende der siebziger Jahre, zu einer Zeit also, wo Handke, Innerhofer, Scharang, Wolfgruber, Frischmuth, Turrini, Jelinek, Jandl, Bernhard, um hier nur einige der bekannteren und vielleicht auch wichtigeren österreichischen Autoren zu nennen, durch ihre Publikationen das genaue Gegenteil bewiesen haben. Doch spätestens seit dem Wahlkampf 1995 zum Österreichischen Nationalrat muß Greines Ansatz endgültig schubladisiert werden, da nämlich auf Plakaten der Wiener FPÖ Turrini und Jelinek öffentlich als subventionierte Staatsschädlinge denunziert wurden, ähnlich übrigens wie in den achtziger Jahren Thomas Bernhard vom damaligen SPÖ-Unterrichtsminister Moritz. Bernhard wurde bekanntlich zu einem „Fall für den Psychiater" erklärt. Doch als „Nestbeschmutzer" wurden jene Autoren doch schon 1979 von den Konservativen und Rechten denunziert und geächtet, und dies bestimmt nicht aufgrund ihrer „neobiedermeierlichen Politenthaltsamkeit". Doch um den in Rede stehenden Trinitätsgedanken zu Ende zu führen, sei nochmals auf György Sebestyén verwiesen, der ebenso „drei Wesenszüge der Entstehung des österreichischen Romans" nennt: „Streben nach Ausführlichkeit im Umgang mit der Sprache, Anspruch auf Totalität, Gebrauch der Energiequelle persönlichen Leidens zur ausgewogenen sprachlichen Verdichtung der Vision."[19]

All diese Versuche, das Wesentliche und Charakteristische einer österreichischen Literaur dingfest zu machen, scheitern zumeist wie bei Thomas Mann und Franz Grillparzer wegen ihrer subjektiven Annahmen, die, wie auch die Beispiele Greiners und Sebestyéns gezeigt haben, „auf Leerformeln aufbauen und nur unreflektiert, vom Gutdünken ausgehend, normative Konventionen fixieren und verlängern."[20] Was nun wie die Unmöglichkeit anmutet, nämlich die Konturen einer österreichischen Literatur sichtbar zu machen, heißt ja noch lange nicht, daß es sie nicht gäbe. Denn immer wieder wurde gefragt, ob es sie überhaupt gäbe, worauf Ernst Jandl in seiner Frankfurter Poetik-Vorlesung von 1984 antwortete: „ganz gewiß".[21] Wenn uns bis zum heutigen Tage auch noch kein restlos befriedigendes und vom österreichischen Literaturbetrieb approbiertes Kompendium zu diesem Gegenstand vorliegt, so läßt der von Zeyringer untersuchte Textkorpus doch auf einige typische Merkmale einer österreichischen Literatur schließen, von denen man sich gewünscht hätte, daß sie in einer Art Verdichtung noch einmal auf den Punkt gebracht worden wären.

Einige für die österreichische Nachkriegsliteratur bezeichnende Themenkreise ergeben sich einerseits aus der Zerstörung des Landes und seiner allmählich einsetzenden Restauration, andererseits aber aus dem Hinterfragen von Autoritäten. Immer wieder sind es nämlich die sogenannten Repräsentanten des Staates, die Parteien, wie auch die römisch-katholische Kirche, die ihrer falsch verstandenen Machthaberei entlarvt werden und so zur literarisch verwertbaren Angriffsfläche avancieren. Dieser K(r)ampf mit Staat und Kirche schlägt sich denn auch eindrucksvoll in der österreichischen Literatur, vornehmlich ab den 60er Jahren, nieder. Daß sich dem gegenüber Canetti in seinem Londoner Exil einer völlig anderen Wirklichkeit stellen mußte, ist

klar. Allein die Jahreszahlen 1938, 1945, 1955 weisen bei Canetti in die genau entgegengesetzte Richtung: Flucht statt Anschluß, Befreiung statt Untergang, Schweigen statt Jubelrufe. Der sozialhistorische Bezugsrahmen hat sich für Canetti nach dem November 1938, dem Datum seiner Flucht aus Wien, grundsätzlich verändert. Die alte Kaiser- und Residenzstadt führte ihm nicht mehr länger jene akustischen Masken zu, die so unverwechselbar die *Blendung*, die *Hochzeit* und die *Komödie der Eitelkeit* bevölkern. Mit dem Fortfall des Großstadtdschungels Wien ging für Canetti mehr als nur vertrautes Terrain verloren, schlimmer traf ihn wohl der Verlust seiner Sprach-Heimat. Leider hat Canetti nach 1938 kaum noch fiktionale Texte veröffentlicht und auch die Lebenserinnerungen enden mit dem Jahr 1937, so daß wir über die Zeit danach mehr oder weniger auf Spekulationen und Anekdoten angewiesen sind. Dabei ließe sich denken, daß die Texte seiner sogenannten Sudelbücher, an denen er täglich geschrieben haben soll, auch einige der großen Themen der österreichischen Nachkriegsliteratur reflektieren: Heimat, Identität, Schweigen, Vergessen und Verdrängen. Da Nazi-Österreich Canetti ins Exil schickte und er „dort"(?) blieb, stellt Österreich — im Gegensatz zu den Schriftstellern, die wieder zurückgekommen waren bzw. das Land erst gar nicht verlassen mußten — nicht mehr länger die Folie für seine Texte dar. Sie taucht nur noch in der Autobiographie als eine bunte Kulisse einer längst vergangenen Welt von gestern auf. In diesem Punkt unterscheidet sich „der österreichische Autor nach 1945" wohl am einsichtigsten vom Autor Canetti. Österreich fällt als Angriffsfläche für ihn weg, und so weisen seine Erklärungsversuche hinsichtlich der Naziverbrechen während des Zweiten Weltkriegs auch weit über diese nationalen Grenzen hinaus. Die für die österreichische Nachkriegsliteratur so typische Demaskierung der Heimat als eine unheimliche und kalte, diese Vivisektion menschlicher Schlechtigkeiten bleibt bei Canetti auf seine frühen Werke beschränkt.

Österreich etabliert sich dem gegenüber nach 1945 immer mehr als literarischer (Kampf-)Schauplatz, wobei das Land und seine *Bestatter* insbesondere von einer *neuen*, sprachgewaltigen Schriftstellergeneration an den Pranger gestellt werden. Das Österreich als eine Insel der Seligen wird dabei beschimpft und bespuckt, Österreich mutiert zum Synonym für „Unglück", „Niemandsland" und „Auslöschung", es strotzt vor „Kälte" und sorgt immer wieder für eine „Erregung", sodaß schlußendlich die „Sau" Österreich gleichsam „geschlachtet" werden soll. Die Folge ist eine zunehmende „Öffentlichkeit" der Literatur, wie Zeyringer meint, deren Texte auch politisch agieren, insoferne sie immer wieder zur österreichischen Art der Vergangenheitsbewältigung Stellung beziehen.

Es ist nicht anzunehmen, daß Canetti, selbst wenn er nach Wien zurückgekehrt wäre, diesen rauhen Ton seiner österreichischen Jungstars angeschlagen hätte. Offensive Direktheit ist Canettis Sache ja nicht, dahingegen entwirft er anschauliche Bilder, wie etwa jenes vom „Dichter als Hund seiner Zeit".

Ein Bild, das 1936 zwar für Hermann Broch entstanden ist, das im Grunde aber bereits das Dilemma des Exildichters aufgreift, nämlich das Fehlen eines Reviers:

> Der wahre Dichter aber [...] ist seiner Zeit verfallen, ihr leibeigen und hörig, ihr niedrigster Knecht. Er ist mit einer Kette kurz und unzerreißbar an sie gefesselt, ihr auf das engste verhaftet; seine Unfreiheit muß so groß sein, daß er nirgends andershin zu verpflanzen wäre. [...]: er ist der Hund seiner Zeit. Er läuft über ihre Gründe hin, bleibt hier stehen und dort; willkürlich scheinbar, doch unermüdlich, für Pfiffe von oben empfänglich, nur nicht immer, leicht aufzuhetzen, schwerer zurückzurufen, von einer unerklärlichen Lasterhaftigkeit getrieben; ja, in alles steckt er seine Schnauze, nichts wird ausgelassen, er kehrt auch zurück, er beginnt von neuem, er ist unersättlich; im übrigen schläft und frißt er, aber nicht das unterscheidet ihn von den anderen Wesen, was ihn unterscheidet, ist die unheimliche Beharrlichkeit in seinem Laster. Dieses Laster verbindet den Dichter so unmittelbar mit seiner Umwelt, wie die Schnauze den Hund mit seinem Revier. Es ist bei jedem ein anderes Laster, einmalig und neu in der neuen Situation der Zeit. (GW 12f.)

Diesem hohen Anspruch kann der *Dichter* Canetti selbst freilich nicht immer genügen, denn seine Texte nach 1945 vermitteln wenig von dieser „Lasterhaftigkeit" und zeugen nicht unbedingt davon, daß er seine „Dichter-Schnauze" in die neuen Zeiten gesteckt hätte: *Die Befristeten* spielen an einem utopischen Ort jenseits gängiger Zeitgrenzen, die Reiseaufzeichnungen aus Marrakesch haben naturgemäß mit der europäischen Nachkriegszeit geo- und topographisch wenig gemein, und der Zeitrahmen seiner Lebensgeschichte umspannt gerade einmal die Jahre 1905 bis 1937. Dafür aber *Masse und Macht*! Gewiß, aber handelt es sich dabei in letzter Konsequenz um *Dichter*arbeit? Anders verhält es sich mit den Aphorismen und Aufzeichnungen, die auch ohne Wien-Kulisse das Auslangen finden, und die sich das Niemandsland zwischen Dichtung und Wahrheit zunutze machen. Daher nimmt es nicht Wunder, daß Canetti gerade in der *Provinz des Menschen* (Aufzeichnungen 1942-1972) die dichtesten Reflexionen sowohl über Deutsche als auch Juden anstellt:

> Wenn das Frühjahr kommt, wird die Trauer der Deutschen ein unerschöpflicher Brunnen sein, und es wird sie von den Juden nicht mehr viel unterscheiden. Hitler hat die Deutschen zu Juden gemacht, in einigen wenigen Jahren, und 'deutsch' ist nun ein Wort geworden, so schmerzlich wie 'jüdisch'. (PM 67)

Die schicksalhafte Verkettung von „Deutsch" und „Jüdisch" bestimmt nicht nur die spätere Konzeption von Canettis Lebenstrilogie als ein Manifest für die deutsche Sprache. Der schicksalhaften Verzahnung von Juden und Österreichern hätte sich auch der politische Diskurs nach 1945 stellen müssen, nur wurde er hierzulande, d.h. in Österreich immer wieder aufgeschoben und verdrängt.

Mittels dreier großer Themenkomplexe aus der modernen österreichischen Literatur: Erinnerung, Tod und Mythos, sollen in folgendem Canettis späte Texte dahingehend untersucht werden, inwieweit sie mit ihr kompatibel sind. Daß es seine frühen Werke, die *Blendung*, *Hochzeit* und die *Komödie der Eitelkeit* sind, konnte bereits nachgewiesen werden. Die Kompatibilität ergab sich bei diesen ersten Texten Canettis ja nicht nur aus dem biographischen Bezug zu Österreich, sondern vor allem aus der Weiterführung einer Sprachkritik à la Karl Kraus, von dessen „Schule des Hörens" Canetti wesentliche Impulse für seine literarischen Arbeiten und seine Poetik erhalten hatte.

Kindheitserinnerungen

Zum ersten Punkt, den Erinnerungen, bemerkt Volker Hage 1983, daß „die Suche nach der verlorenen Kindheit, das Spannungsfeld der Generationen wieder auf wachsendes Interesse bei den Schriftstellern stoße."[22] Der Bogen dabei ist wahrlich weit gespannt und reicht von Handkes *Kindergeschichte* (1981) über Andrea Wolfmayrs *Pechmarie* (1990), Brigitte Schwaigers *Der Himmel ist süß. Eine Beichte* (1984), Erich Hackels *Abschied von Sidonie* (1989), Alfred Kolleritschs Hörspiel *Die schwarze Kappe* (1985) bis zu Thomas Bernhards *Auslöschung* (1986), in dem der Ich-Erzähler die Kindheitssphäre Wolfsegg als „Paradies" empfindet, zumindest „in den ersten Lebensjahren, auch noch eine Zeitlang während meiner ersten Schulzeit. Und ich hatte erkannt, daß es sich um das Paradies handelte. Bald jedoch hatte sich das Paradies verfinstert, noch und noch hatte es sich in eine Vorhölle, schließlich in eine Hölle verwandelt."[23] Damit sei, meint Gerhard Melzer, „ein Modell der Entzauberung bezeichnet, das auch Bernhards Verhältnis zu Österreich bestimmt."[24] Dies nun, auf Canettis Kindheits-Paradies Zürich angewandt, würde bedeuten, daß dessen Kindheitserinnerungen nicht *ent-* sondern *ver*zaubern, womit — in Analogie zu Bernahrd — zumindest Canettis Verhältnis zur Schweiz bestimmt sein könnte. Diese Art der Verzauberung gab jedoch wiederholt Anlaß zur Kritik. Denn bei Canetti wird nicht abgerechnet und problematisiert, und nie treten irgendwelche persönlichen, menschlichen oder gar materiellen Schwierigkeiten auf. So zieht denn Schmidt-Dengler in seiner Besprechung der *Geretteten Zunge* folgerichtig den Schluß: „Das ist nicht die Geschichte einer Irrfahrt, sondern die der direkten Wallfahrt zum Nobelpreis."[25] Die dennoch enthusiastische Aufnahme der *Geretteten Zunge* im deutschen Feuilleton, das in Canettis Kindheit sogleich eine „exemplarische"[26] Kindheit sichtete, mag mitgeholfen haben, daß das Buch bei einem (germanistisch unbelasteten) Lesepublikum sehr gut ankam und ein Bestseller wurde. Nach einer mehr als dreißigjährigen Odyssee der *Blendung,* bis diese in den deutschen Literaturkanon (zurück?)fand, nach der mehr als kühlen Aufnahme von *Masse und Macht* und nach den Theaterskandalen in Braunschweig sei Canetti dieser späte Publikumserfolg durchaus gegönnt, wenngleich er befremdet. Und zwar vor der meist ländlich-provinziellen Kulisse

jener in Rede stehenden modernen Literatur aus Österreich, die voll ist mit Anklagen und Entlarvungen, die von „Schwarzer Pädagogik" ein Lied zu singen weiß und die von Zwängen und Neurosen erzählt. Dagegen entwirft Canetti das urban-kosmopolitische Bild eines Wunderknaben, der mehr oder weniger nur liest und kaum rebelliert. Seine Lebenserinnerungen kennen die Zweifel moderner Autobiographien nicht, was Rezensenten dazu veranlaßte, diese in die Tradition Heinrich Jungs *Stillings Jugend* (1777), Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser* (1785) und Johann Wolfgang von Goethes *Dichtung und Wahrheit* (1811-1833) zu stellen.[27] Nach Lebert, Bernhard, Turrini, Bachmann und Jelinek stellte Canettis autobiographische „Wallfahrt" für das deutsch-österreichische Verdrängungspublikum sicherlich eine erholsame Abwechslung dar, denn offensichtlich goutiert das Publikum, wenn so geschrieben wird. Was damit genau gemeint ist, soll folgende Anekdote anschaulich machen. Aufgrund der immer noch aktuellen Ereignisse rund um die Affäre(n) des inzwischen zurückgetretenen Kardinals Hans Hermann Groer sei auf einen Text von Josef Haslinger, „Die plötzlichen Geschenke des Himmels", verwiesen. Geschrieben wurde er schon viele Jahre vor Bekanntwerden jenes klösterlichen Sexskandals, und wie er hat rezipiert werden können, erlebte der Autor selbst auf einer Literaturtagung 1984 in St. Pölten:

> Haslinger las seine kurze Erzählung 'Die plötzlichen Geschenke des Himmels', eine sehr drastisch, realistisch geschilderte Geschichte von der Vergewaltigung eines Klosterschülers durch einen Pater. Nach ersten genaueren Sätzen verließen Zuhörer laut türeschlagend den Saal. In den ersten Reihen blieben einige Klosterschwestern sitzen, verlangten nach der Lesung eine Diskussion, bei der sich dann die Abwehrhaltung des einen Teils des Publikums und die Zustimmung des anderen Teils in drei Etappen äußerte. Wieso er so etwas erzähle, wurde Haslinger gefragt, so etwas passiere doch 'in der Wirklichkeit' nicht. Im Publikum gab es aber mehrere Männer, denen aus ihrer Internatszeit eine derartige Geschichte bekannt oder ihnen sogar selbst widerfahren war. Tja also, wenn es das bedauerlicherweise gebe, dann müsse das ja nicht gerade erzählt werden, lautete das zweite Argument der Verdränger und Bewahrer. Nachdem Haslinger erklärt hatte, warum so eine Geschichte durchaus erzählt werden müsse, war das letzte Argument: Also, 'in Gottes Namen', wenn das schon erzählt werden müsse, dann doch nicht *so*![28]

„Moderner" Tod

Tod und Mythen übten und üben auf das österreichische Geistes- und Kulturleben einen nicht zu unterschätzenden Einfluß aus: ein erster Höhepunkt wurde im Fin-de-siècle erreicht, wo Mythen neu belebt wurden, indem sie von Sigmund Freud zur Benennung und Charakterisierung psychoanalytischer Anamnesen herangezogen wurden. Und der Tod avancierte einmal mehr zum Symbol für den zu erwartenden Weltuntergang. Mythen wie Tod fanden in der Folge rasch Eingang in den Diskurs der Moderne, und dank Canetti und

Lévi-Strauss kam es nach dem 2. Weltkrieg zu einer Art Renaissance anthropologischer Begrifflichkeiten.

Canettis lebenslange Todes-Negation sei — wie er in einem Gespräch mit Theodor W. Adorno ausführt — im Mythos verankert:

> Ich glaube, es ist vollkommen richtig, daß die Betrachtung des Todes in meiner Untersuchung eine große Rolle spielt. Wenn ich ein Beispiel für das geben soll, worauf Sie (=Adorno, EWS) hingewiesen haben, so wäre es die Frage des Überlebens [...]. Der Augenblick, in dem ein Mensch einen anderen überlebt, ist ein *konkreter* Augenblick, und ich glaube, daß die Erfahrung dieses Augenblicks sehr schwerwiegende Folgen hat.[29]

Mit dem Sieg über den Tod ist nämlich ein konkret in Szene gesetzter Machtaspekt angesprochen, sodaß in der Folge die Todesproblematik bei Canetti eine zusätzliche Dimension erfährt und diesbezüglich im Gegensatz zur österreichischen Literatur der 70er und 80er Jahre zu fassen ist, die ihrerseits viel mehr auf die gesellschaftspolitischen Umwälzungen von 1968 reagiert. Laut einer Studie von Norbert Frei hänge mit einem „vehementen Werteverfall großer Ideologiestrukturen" immer auch ein „massive[s] Vordringen der Todesmotivik in der Literatur"[30] zusammen. Klaus Zeyringer hält in diesem Zusammenhag fest, „daß im Rahmen der Subjektivismus-Literatur der siebziger Jahre dem Motiv des Todes eine besondere Bedeutung zukam."[31] Canettis Ansatz hat mit solchen geschichtskausalen Verknüpfungen freilich wenig zu tun, denn der behandelt den Tod in all seinen Schriften als etwas stets zu Bekämpfendes, als beinahe fanatischen Appell an das Leben und vor allem als etwas Mythologisches. Den Tod des Vaters in Manchester verbindet er zwar mit der Kriegserklärung des Balkankrieges, von der dieser an jenem Morgen aus der Zeitung erfuhr, dies hatte aber für die weitere Negationsperspektive des Todes nur zur Folge, daß Canetti nun beide Themen, Tod wie Krieg, in einen mythologischen Kontext setzte. Welche Bedeutung Mythen in Canettis Leben spielen, ist hinreichend bekannt, denn neben seinen Eltern, Büchern und Bildern trugen Mythen ganz wesentlich zu seiner Mensch-Werdung bei. Eine strenge Scheidung von Tod und Mythos will dabei nicht so recht gelingen, da sich beide stets komplementär zueinander verhalten, sodaß der Mythos immer auch ein Todes-Mythos ist, der darüber hinaus an dessen Konzept der *Verwandlung* gekoppelt ist.

Mythos

Zeyringer konstatiert in seiner Analyse österreichischen Erzählens eine „besondere Mythosträchtigkeit":[32]

> Nachdem aber offensichtlich der Habsburgermythos nicht mehr angesagt war und nur noch in manchen Texten rumorte, wurden andere Mythen aufgegriffen oder alte neu aufgelegt. [...] Es ist freilich nicht das erste Mal, daß Konstellationen und/oder Figuren aus der Mythologie aktualisiert und als Folie für die Beschreibung von Situationen und Erfahrungen verwendet werden — dies ist vielmehr eine der traditionellen Techniken der Literatur, das Schreiben als neue Schöpfung aus alten Bildern ist schon bei Hamann und Herder der deutsche Dichtermythos.[33]

Wenngleich sich Canettis Einbeziehen des Mythos also in guter deutscher Literaturtradition befindet, wurde ihm in einigen Kritiken zu *Masse und Macht* gerade dessen unorthodoxe Methode zum Vorwurf gemacht. So meinte etwa Adorno, daß hier

> aber ein methodologisches Problem vor[liegt], das gerade für unsere Absicht, nämlich die einer Ortsbestimmung Ihres Denkens, nicht gleichgültig ist. Einem Denkenden wie mir, ganz gleich, ob er sich nun Philosoph oder Soziologe nennt, ist bei Ihrem Buch nunächst einmal auffällig, und wenn ich das offen sagen darf, ein wenig auch ein Skandalon das, was ich die Subjektivität das Ansatzes nennen möchte. [...] ich meine mit Subjektivität den Ausgang von den Subjekten, die dabei betrachtet werden.[34]

Joachim Schickel wendet zehn Jahre später, wohl indirekt an Adornos Kritik anknüpfend, Canettis Methode zwar ins Positive, indem er auf die Parallele zwischen Canetti und Claude Lévi-Strauss hinweist, aber doch den Vorwurf der Ahistorizität wiederholt: „Sie beide [gingen] ahistorisch [vor], indem Sie Mythen, archaische Mythen aus einer sehr frühen Zeit mit durchaus gegenwärtigen Anwendungen zusammenbrachten."[35] Diese Vorwürfe und Einwände haben durchaus ihre Berechtigung, wenn man *Masse und Macht* als sozialwissenschaftliche Studie liest. Liest man den Essay jedoch als Teil eines großen Lebens-Textes, so wird deutlich, daß in *Masse und Macht* vielmehr jenen Privatmythen Platz eingeräumt wird, die im Grunde Canettis Poetik beschreiben. Das Aufgreifen und Wiederbeleben von Mythen ist bei Canetti keineswegs das bloße Befolgen eines Modetrends, ganz im Gegenteil: sie sind ihm, glaubt man seinen Aufzeichnungen, von Anfang an eingeschrieben. Daß er nichts lieber lese als Mythen, bestätigt er in einem Gespräch mit Horst Bienek[36] und in den Aufzeichnungen bekennt er: „Ich bin von Mythen genährt", sodaß es nur konsequent erscheint, wenn sie in der Folge auch sein ganzes Werk durchziehen. Auch darauf hat Joachim Schickel als einer der ersten aufmerksam gemacht: „Nur, wenn ich nicht irre, bleibt der Mythos bei Ihnen (= Canetti, EWS) jeweils konkret, er ist in seiner ganzen Eigenart, seiner spezifischen Eigenart da. Bei Lévi-Strauss wird eine mehr komparative Mythologie getrieben, daß heißt, alles wird auf ein völlig abstraktes Niveau gehoben."[37] Darauf Canetti: „Es ist mir nicht darum zu tun, sie (= Mythen, EWS) alle zu versammeln, nebeneinanderzustellen, sondern ich will jeden einzelnen Mythos so weit erfassen, daß ich ihn in mir habe [...]."[38] Das dabei entworfene Bild erinnert an jenes des Einverleibens im „Eß-Kapitel" aus *Masse und Macht*, wo es um das Anverwandeln äußerer Gegebenheiten geht, die mit einem Mal so auch Teil von einem selbst werden und dadurch eine Veränderung in der Rezeption dieser Außenwelt bewirken. Gerhard Melzer hat in seiner Untersuchung über die *Wiederbelebung des Mythos bei Elias Canetti und Peter Handke* auf diese Erneuerung des Mythos hingewiesen, denn

> [e]s liegt auf der Hand, daß Mythos in diesem Sinn nicht mehr die 'Erzählung von göttlichem Geschehen' meint, sondern gleichsam deren 'privatisierte' Abwandlung: die Wiedergabe einer individuellen Erfahrung mit magischer Wirklichkeit — und was diese Spielart des Mythos mit dem Mythos im traditionellen Sinn verbindet, ist nicht der Erkenntnisgegenstand, sondern der nicht-rationale, vor-logische Modus der Erkenntnis.[39]

Anhand der Tetralogie *Langsame Heimkehr, Kindergeschichte, Die Lehre der Sainte-Victoire* und *Über die Dörfer* wie mittels Canettis Gesamtwerk hebt Melzer im besonderen die Wort- und Namensmythen hervor, die letztlich auf einen Sprachmythos weisen, der bei beiden Dichtern auf „diese mythische Einheit von Wort und Wortsinn"[40] aus ist. Für Canetti heißt das, daß die Doppelung der Sprache als Medium der Herrschaft und zugleich als Grund für die Dezentrierung des Subjekts somit zur Voraussetzung [wird], Schreiben als Verwandlung anderer Diskurse auszuweisen und dabei Ich-Verlust und Ich-Rettung miteinander kurzzuschließen. Was im Frühwerk in die totale Destruktion mündete, scheint also dem Autor Canetti nach 1938 zu gelingen. Die Rücknahme der traditionellen Vorstellung von Autorschaft, die aus der Verschränkung von Reflexions- und Flexionsparadigma, Selbst- und Fremdbestimmung resultiert, verweist jedoch nicht nur auf einen ambivalenten Ich-Begriff, sondern auch auf eine ebenso ambivalente Vorstellung vom literarischen Text.[41]

Jener Rettungsgedanke, der der Verwandlung also eingeschrieben zu sein scheint, kehrt auch bei Handke wieder, wo es in seinem Notizbuch heißt: „Die Verwandlung wird notwendig, wenn etwas, das einem als wirklich galt, aufhört, wirklich zu sein, glückt die Verwandlung, so wird etwas anderes wirklich, wird nichts anderes wirklich, geht man zugrunde."[42] Daß dabei dem Dichter als „Hüter der Verwandlungen" eine Schlüsselrolle zukommt, ist offensichtlich, ist er doch „zugleich auch als *Rebell* gegen den Tod"[43] der Hüter des (Über-)Lebens oder etwas präziser: der Hüter der Unsterblichkeit.

> In diesem Sinne schreiben die späten Texte [Canettis, EWS] einen Gestus fort, der bereits für das Frühwerk als konstitutiv erachtet wurde. Während im Frühwerk allerdings das Spiel der Verwandlung in letzter Konsequenz auf eine Selbstzerstörung der Literatur hinauslief, kommt ihr in den Texten der späten Schaffensphase die Aufgabe zu, die herkömmliche Vorstellung von Kontinuität und Kausalität aufzubrechen, doch nicht um zu zerstören, sondern um zu bewahren, d.h. um zu verhindern, daß sich die Perspektive des Siegers weder im Gang der Geschichte noch im Gang des eigenen Lebens durchsetzt. Die metaphorische Überwindung des Todes im Schreiben markiert also nicht das 'Ende der Literatur', sie sorgt vielmehr dafür, daß sie kein Ende findet.[44]

Überraschend ähnlich fällt denn auch Gerhard Melzers Resumee im Mythos-Vergleich bei Handke und Canetti aus:

> Als Retter des mythologischen Augenblicks rettet er [= Ich-Erzähler in der *Lehre der Sainte-Victoire*] sich selbst: er wird dann, wie der Geologe Sorger in der Erzählung *Langsame Heimkehr*, vom Hochgefühl nicht *seiner*, sondern *menschlicher* Unsterblichkeit getragen [...]. 'Ich glaube diesem Augenblick', bekräftigt Sorger stellvertretend für den Künstler: 'indem ich ihn aufschreibe, soll er mein Gesetz sein' [...]. Und es ist, als wollte Canetti ergänzen, wenn er unterstreicht, daß es zwar das *eigene* Gesetz des Dichters sei, 'aber nicht für ihn selber zugeschnitten' (GW, 290). Beide meinen letztlich das Gesetz des Mythos, wie es Handke (für sich) formuliert hat: 'Nicht ewige Wiederkehr, sondern ewiger Anfang' [...].[45]

Mag nun auch Sigrid Weigel in Mythen bloß erstarrte Bilder von meist tragischen Erlebnissen sehen, die zur „Existenzmetapher" geronnen sind,[46] so zählen sie für Paul Konrad Kurz doch „zum Fächer der Postmoderne" und machen darüber hinaus aus Literatur oft eine utopistische oder versöhnende: „Einer der Gründe für das gegenwärtig gesteigerte Interesse am Mythos scheint seine heilende Funktion zu sein".[47] Dies bedeutet aber, daß dem eine Art Verletzung vorausgegangen sein muß, und es ist auffällig — gerade für die österreichische Nachkriegsliteratur —, daß es immer wieder die „Heimat" war, die diese Verletzungen verursacht und zugefügt hat. Mythen können dabei, wie das Werk Hans Leberts zeigt, eine vielgestaltige Rolle spielen, oder wie für Lilian Faschinger einfach „eine Hilfe beim Schreiben"[48] bedeuten. Sie können wie bei Handke und Canetti die „ewige Erzählung" sein oder, wie Kurz meint, erzählen Mythen Geschichten, „welche den Zusammenhang der großen Welt mit der eigenen, kleinen Existenz verständlich machen."[49] So ist den Mythen oft gemein, daß sie nicht notwendigerweise vom Problem wegführen, das z.B. die „Heimat" provoziert hatte, und sich daher einem Zugang zur Wahrheit verschließen, sondern dieses lediglich *verwandeln*, woraus, wie Schmidt-Dengler in seiner Rezension zu Marianne Fritz' Erzählexperiment *Dessen Sprache du nicht verstehst* (1986) anmerkt, sich eine „Schule des Lesens" ergeben kann, in der viel mehr über unsere Wirklichkeit enthalten sei, „als in mancher wohlmeinenden realistischen Erzählung."[50] Zentral aber ist der Begriff der mythischen *Verwandlung*, der besonders durch die neuere österreichische Literatur eine kräftige Renaissance erfahren hat, wenn wir an *Die neue Scheherezade* der Lilian Faschinger denken, an den Roman *Bei den Bieresch* von Klaus Hoffer, an Wilhelm Musters *Pulverland*, Barbara Frischmuths Werk ist mehr oder weniger davon bestimmt, Waltraud Anna Mitgutsch zeigt *Das andere Gesicht* und Christoph Ransmayrs *Letzte Welt* wurde schlechthin zum Mythen-Roman der 80er Jahre. Es handelt sich bei diesen Werken stets um neue Variationen des Ovid-Satzes „Keinem bleibt seine Gestalt", den sich wie kaum ein anderer auch Elias Canetti zueigen gemacht hat; allerdings in einem Genre, wo man ihn am wenigsten vermuten würde: nämlich der Autobiographie. Dieser Kernsatz stellt darüber hinaus jedoch eine nicht zu übersehende Verbindungsstelle zwischen dem Autor Canetti und den österreichischen Nachkriegsliteraten her: „Keinem bleibt seine Gestalt — dies scheint ein sehr österreichischer Satz zu sein, der in eine Richtung weist, die auch Peter Turrini in seiner Rezension über *Furlani*, den Roman von Gerald Szyszkowitz, angab: 'ein ganz und gar österreichisches

Verhalten: Niemand ist, was er ist, oder zumindest alles gleichzeitig."[51] So gesehen mag Elias Canettis autobiographisches Erzählen zwar auf Genietraditionen des 18. und 19. Jahrhunderts zurückgreifen, wobei einem teleologischen Prinzip die Funktion eines richtunggebenden Rahmengebildes zukommt, das Ich, das dabei entwickelt und geformt wird, ist aber immer auch ein rimbaudsches, nämlich ein Anderes. In dieser Hinsicht schließt sich Canettis autobiographisches Erzählen einerseits der postmodernen Denkwelt an, andererseits der österreichischen Literatur der 70er und 80er Jahre. Das Bild des sich vorgeblich auflösenden Ichs, das durch die Welt schreitet und zitierend die wahrgenommenen Ereignisse und Erlebnisse festhält, verdichtet Paul Nizon in seiner Selbstdarstellung als Dichter im Bild des „vorbeistationierenden Autobiographiefiktionalisten". Das Zusammenführen chronischer Widersprüche macht dabei gerade das konstruktiv-konstituierende Element aus, das sich nicht nur hier, sondern auch für die Erforschung des *Denk-Systems* Canetti als eine notwendige Befreiung von erstarrten Begriffswelten erweisen wird.

Resümee

Wenn wir uns darauf einigen, daß es eine österreichische Literatur gibt, die sich — wie gezeigt werden konnte — durch einige sehr spezifische Traditionskonstanten (wie etwa Sprachkritik), Themen/Topoi (wie Erinnerung, Tod, Mythos u.a.m.) und durch „Schlüsselereignisse" (z.B. der Justizpalastbrand vom 15. Juli 1927) ausweist, dann sprechen die Argumente mehrheitlich für eine Eingemeindung des Canettischen Werkes in die österreichische Literatur, wenngleich die Person des Dichters vom Standpunkt des „Meldezettels" aus weiterhin ein „Grenzfall" bleibt. Aber es geht, wie Zsuzsa Széll treffend darlegt, „nicht um gewählte oder geforderte »Identität«, sondern vor allem um unsere Stellungnahme dazu."[52] Und die von Canetti ist ziemlich eindeutig, obgleich er sich bei der Verleihung des *Großen Österreichischen Staatspreises* noch etwas kryptisch gibt:

> Es wäre anmaßend von mir, die Namen der großen Geister zu nennen, die hier (=in Österreich, EWS) meine Vorbilder waren, die es immer geblieben sind, die es so sehr waren, daß ich nicht im Traum daran gedacht hätte, es ihnen gleichzutun, es hätte mir genügt, vor ihren Augen ein wenig zu bestehen. Sie kennen Sie alle, und es wäre so viel über jeden einzelnen von ihnen zu sagen, daß ich Scheu davor empfinde, bloß ihre Namen zu nennen.[53]

Anläßlich der Überreichung des Nobelpreises für Literatur (1981) wird Canetti in seiner kurzen Dankrede schon um einiges deutlicher, denn er bekennt sich ausnahmslos zum österreichischen Literaturraum der Zwischenkriegszeit und stellt dabei sich und sein Werk in eine prominente Ahnengalerie, der keine geringeren als Robert Musil, Franz Kafka, Karl Kraus und Hermann Broch angehören, in deren Namen er *auch* die Auszeichnung entgegennahm.

Die mittlere und späte Phase in Canettis Schaffen, also die *Londoner* und *Zürcher Jahre*, sind geprägt durch die Erfahrungen des Holocaust, des Exils und durch die sehr persönliche Auseinandersetzung mit dem Judentum, wobei er diesen Prozeß literarisch unterschiedlich aufarbeitete: teilweise mündlich in Interviews, aber auch essayistisch in *Masse und Macht* bezieht er Stellung zum sogenannten „Judenproblem", und er reflektiert als Sepharde mehrfach deren Auslöschung in Spanien, sowohl in den Aufzeichnungen als auch zuletzt in der Autobiographie. Über seine eigene Flucht allerdings aus Nazi-Österreich und über die Jahre des Exils schweigt er sich beharrlich aus. Das Gefühl der Fremde, ein *Unzugehöriger* in seiner (Sprach-)Heimat zu sein und die Auseinandersetzung mit der Kindheit sind — so könnte abschließend zusammengefaßt werden — ja nicht nur Themen der österrreichischen Nachkriegs- und sogenannten Anti-Heimat-Literatur, sondern machen eigentlich das Leben des Elias Canetti aus. Nur erzählt er davon nichts, so als ob er damit Wittgenstein zitieren wollte, bei dem es im *Tractatus* heißt: „Es gibt allerdings Unaussprechliches. Dies *zeigt* sich, es ist das Mystische." Denn: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen."[54] Jenseits dieser Schweigemauer wird sich die Canetti-Forschung aber nicht davor verschließen können, im *Sprachgeweb'* von Canettis Lebens-Text einen „Feingehalt an Austriazität"[55] festzustellen. Dieser mag vielleicht weiter nichts bedeuten, denn Canetti wird weiterhin ein typisch altösterreichischer „Grenzfall" für die österreichische Literaturgeschichte bleiben. Die Einsicht und Zurkenntnisnahme jener kostbaren Unze könnte Canettis Werk zumindest eine Art Dach über dem Kopf bieten.

Anmerkungen

1. Siehe z. B.: Schmidt-Dengler, Wendelin: *Borderlines. Von der Schwierigkeit, über die österreichische Identität einiger Autoren zu reden.* — In: *Literaturgeschichte: Österreich.* Prolegomena und Fallstudien. Hrsg. v. Schmidt-Dengler, Wendelin, Sonnleitner, Johann u. Zeyringer, Klaus. Berlin 1995, S. 79 — 90.
2. Siehe dazu Steussloff, Axel Gunther: *Autorschaft und Werk Elias Canettis: Subjekt — Sprache — Identität.* — Würzburg 1994. (= Epistemata: Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 135), Knoll, Heike: *Das System Canetti.* Zur Rekonstruktion eines Wirklichkeitsentwurfes. — Stuttgart 1993. Ebenso *Autobiographie zwischen Fiktion und Wirklichkeit.* Internationales Symposium Russe Oktober 1992. Hrsg. v. Penka, Angelova u. Staitscheva, Emilia. — St. Ingbert 1997. (= Schriftenreihe der Elias-Canetti-Gesellschaft, Bd. 1) und Kuhnau, Petra: *Masse und Macht in der Geschichte.* Zur Konzeption anthropologischer Konstanten in Elias Canettis Werk Masse und Macht. — Würzburg 1996. (= Epistemata: Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 195).
3. Bienek, Horst: *Rede auf Elias Canetti anläßlich der Verleihung des Nelly-Sachs-Preises am 14. 12. 1975 in Dortmund.* — In: *Literatur und Kritik* 11 (1976), H. 108, S. 449 ff.
4. Vgl. Schmidt-Dengler, Wendelin: *Bruchlinien.* — Salzburg 1996, S. 12.
5. Die Arbeiten dazu füllen mittlerweile Bände und dennoch scheint es mir in Anbetracht einseitiger Berichterstattung nach wie vor wichtig zu sein, einige Grundüberlegungen zu diesem Thema anzustellen. Konkret sei hier ein Artikel von einem gewissen Csörgő erwähnt, der den Titel trägt: *Totgeschwiegene Dichter aus Österreich.* In: *Neue Zeitung.* Ungarn-

deutsches Wochenblatt v. 7. 2. 1998, S. 6. Darin wird ein Buch von Walter Marinovic rezensiert, das sich *Deutsche Dichtung aus Österreich* nennt und bei ÖLM (Wien) 1997 erschienen ist. Der Text hält, was der Titel verspricht. Es werden nämlich drei Autoren in Erinnerung gerufen, Karl Schönherr (1867-1943), Joseph Weinheber (1892-1945) und Karl H. Waggerl (1897-1973), die sich im NS-Regime durchaus einrichteten, indem sie z. B. Texte auf Adolf Hitler schrieben. Dazu Csörgő: „Drei ins Vergessene gedrängte Dichter werden im vorliegenden Band ausführlich vorgestellt. Ihre Biographie und ihre Werke werden dank Marinovic wieder in Erinnerung gerufen, damit ein Vergleich mit der hochgejubelten zeitgenössischen Literatur möglich wird. Das Buch vermittelt durch zahlreiche Zitate aus Originalwerken und Memoiren und Erinnerungen wertvolle geistige Anstöße zum Verständnis der Zeit und der Eigenart der drei Literaten." Das Zitat spricht wohl kommentarlos für sich und einmal mehr für die Notwendigkeit, den Blick auf die (weniger gefälligere) österreichische Literatur zu schärfen.

6. Schmidt-Dengler, Wendelin: *Bruchlinien.* — Salzburg 1996, S. 12.
7. Ebda, S. 13.
8. Ebda, S. 14.
9. Ebda
10. Kerschbaumer, Marie-Thérèse: *Menschen sind Zeichen, Kürzel in der Landschaft.* — In: *Wespennest* 63 (1986), S. 82.
11. Schmidt-Dengler, Wendelin: *Europäische nationale Literaturen. I Österreich: „Pathos der Immobilität".* — In: *Frankfurter Hefte* 34 (1979) 10, S. 58.
12. Sebestyén, György: *Der Anspruch auf den großen Raum. Über das Wesen der österreichischen Literatur.* Essay aus dem Nachlaß. — In: *Modern Austrian Literature* 24 (1991) 1, S. 1.
13. Es sei hier an die Unterscheidung bezüglich des Nationalcharakters zwischen Österreichern und Preußen erinnert, wie diese 1917 in einem Schema von Hugo v. Hofmannsthal vorgenommen wurde.
14. Siehe dazu Weber, Norbert: *Das gesellschaftlich Vermittelte der Romane österreichischer Schriftsteller seit 1970.* — Frankfurt/M. 1980. (= Europäische Hoschschriften 1/345.)
15. Melzer, Gerhard: *Heimkehr mit Hindernissen. Streifzüge durchs tiefe Österreich.* — In: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): *Bestandsaufnahme Gegenwartsliteratur. BRD — DDR — Österreich — Schweiz.* München 1988. (= text + kritik Sonderband), S. 299.
16. Zeyringer, Klaus: *Innerlichkeit und Öffentlichkeit. Österreichische Literatur der achtziger Jahre.* — Tübigen 1992, S. 17.
17. Greiner, Ulrich: *Der Tod des Nachsommers.* Aufsätze, Porträts, Kritiken zur österreichischen Gegenwartsliteratur. — München, Wien 1979.
18. Ebda, S. 15.
19. Sebestyén, György: *Der Anspruch auf den großen Raum. Über das Wesen der österreichischen Literatur.* Essay aus dem Nachlaß. — In: *Modern Austrian Literature* 24 (1991) 1, S. 5.
20. Zeyringer, Klaus: *Innerlichkeit und Öffentlichkeit. Österreichische Literatur der achtziger Jahre.* — Tübigen 1992, S. 15.
21. Jandl, Ernst: *Das Öffnen und Schließen des Mundes.* — Berlin 1987. (= Volk und Welt Spektrum. 223.), S. 78.
22. Hage, Volker: *Einleitung.* — In: *Deutsche Literatur 1983.* Ein Jahresüberblick. Hg. V. Hage. Stuttgart 1984. (= RUB. 8212[3]), S. 19.
23. Bernhard, Thomas: *Auslöschung. Ein Zerfall.* — Frankfurt/M. 1986, S. 137.
24. Melzer, Gerhard: *Heimkehr mit Hindernissen. Streifzüge durchs tiefe Österreich.* — In: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): *Bestandsaufnahme Gegenwartsliteratur. BRD — DDR — Österreich — Schweiz.* München 1988. (= text + kritik Sonderband), S. 304.
25. Schmidt-Dengler, Wendelin: *Bruchlinien.* — Salzburg 1996, S. 327.
26. Vgl. Frisé, Maria: *Die gerettete Zunge. Zu unserem neuen Fortsetzungsroman.* — In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 16. 11. 1976.

27. Vgl. dazu Schaufler, Erich W.: *Elias Canettis Autobiographie in der deutschen Presse.* Lewiston, Queenston, Lampeter 1992. (= Studies in German Language and Literature, Bd. 11.), S. 62 ff.
28. Zeyringer, Klaus: *Innerlichkeit und Öffentlichkeit.* Österreichische Literatur der achtziger Jahre. — Tübigen 1992, S. 216.
29. *Gespräch mit Theodor W. Adorno.* — In: *Die gespaltene Zukunft.* Aufsätze und Gespräche. München 1972. (= Reihe Hanser. 111.), S. 66 f.
30. Frei, Norbert: *Der Tod. Das Wiederaufleben eines Motivs.* — In: *ZEIT OHNE MANIFESTE* 1987, S. 203.
31. Zeyringer, Klaus: *Innerlichkeit und Öffentlichkeit. Österreichische Literatur der achtziger Jahre.* Tübigen 1992, S. 243.
32. Ebda, S. 250.
33. Ebda
34. *Gespräch mit Theodor W. Adorno.* — In: *Die gespaltene Zukunft.* Aufsätze und Gespräche. München 1972. (= Reihe Hanser, Bd. 111.), S. 68.
35. *Gespräch mit Joachim Schickel.* — In: *Die gespaltene Zukunft.* Aufsätze und Gespräche. München 1972. (= Reihe Hanser, Bd. 111.), S. 114.
36. *Gespräch mit Horst Bienek.* — In: *Die gespaltene Zukunft.* Aufsätze und Gespräche. München 1972. (= Reihe Hanser, Bd. 111.), S. 96.
37. *Gespräch mit Joachim Schickel.* — In: *Die gespaltene Zukunft.* Aufsätze und Gespräche. München 1972. (= Reihe Hanser, Bd. 111.), S. 113.
38. Ebda, S. 114.
39. Melzer, Gerhard: *Der Dichter als Hüter der Verwandlungen. Zur Wiederbelebung des Mythos bei Elias Canetti und Peter Handke.* — In: *Literatur und Kritik* 18 (1983), H. 177/178, S. 373.
40. Ebda, S. 375.
41. Steussloff, Axel Gunther: *Autorschaft und Werk Elias Canettis: Subjekt — Sprache — Identität.* — Würzburg: 1994. (= Epistemata: Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 135.), S. 334.
42. Handke, Peter: *Ein später Frühling und ein früher Sommer aus der Geschichte eines Bleistifts.* — In: *'Akzente'* 29 (1982), S. 113.
43. Melzer, Gerhard: *Der Dichter als Hüter der Verwandlungen. Zur Wiederbelebung des Mythos bei Elias Canetti und Peter Handke.* — In: *Literatur und Kritik* 18 (1983), H. 177/178, S. 379.
44. Steussloff, Axel Gunther: *Autorschaft und Werk Elias Canettis: Subjekt — Sprache — Identität.* — Würzburg: 1994. (= Epistemata: Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 135.), S. 134.
45. Melzer, Gerhard: *Der Dichter als Hüter der Verwandlungen. Zur Wiederbelebung des Mythos bei Elias Canetti und Peter Handke.* — In: *Literatur und Kritik* 18 (1983), H. 177/178, S. 381.
46. Siehe Weigel, Sigrid: *Die Stimme der Medusa: Schreibweise in der Gegenwartsliteratur von Frauen.* — Dühnen-Hiddingsel: 1987, S. 279.
47. Kurz, Paul Konrad: *Apokalyptische Zeit: Zur Literatur der mittleren 80er Jahre.* — Frankfurt/M.: 1987, S. 27.
48. Faschinger, Lilian: *Ich schreibe, weil ich muß.* — In: *profil* (Wien) 45/1986, S. 80.
49. Kurz, Paul Konrad: *Apokalyptische Zeit: Zur Literatur der mittleren 80er Jahre.* — Frankfurt/M.: 1987, S. 28.
50. Schmidt-Dengler, Wendelin: *Schule des Lesens. Zu Marianne Fritz' Erzählexperiment „Dessen Sprache du nicht verstehst".* — In: *Literatur und Kritik* 201/202 (1986), S. 89.
51. *Kleine Zeitung* (Graz) v. 27. 9. 1985. Zitiert nach Zeyringer, Klaus: *Innerlichkeit und Öffentlichkeit. Österreichische Literatur der achtziger Jahre.* — Tübigen 1992, S. 257.

52. Széll, Zsuzsa: *Über Identität — andersrum.* In: *»[...] als hätte die Erde ein wenig die Lippen geöffnet [...]« Topoi der Heimat und Identität.* Hg. Plener, Peter u. Zalán, Péter. Budapest: 1997. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. Schriftenreihe des Germanistischen Instituts der Loránd-Eötvös-Universität, Bd. 31.), S. 105.
53. Rede anläßlich der Verleihung des Großen Österreichischen Staatspreises am 25. Jänner 1968. Teilweise abgedruckt als: Elias Canetti: *Unsichtbarer Kristall.* — In: *Literatur und Kritik* 3 (1968), H. 21, S. 67.
54. Wittgenstein, Ludwig: Satz 6.522 et 7. *Tractatus logico-philosophicus.* — In: [L.W.:] *Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916.* Philosophische Untersuchungen. Werkausgabe in 8 Bänden. Band 1. Frankfurt/M.: 1995. (= suhrkamp taschenbuch. wissenschaft, Bd. 501.), S. 85.
55. Schmidt-Dengler, Wendelin: *Borderlines. Von der Schwierigkeit, über die österreichische Identität einiger Autoren zu reden.* — In: *Literaturgeschichte: Österreich. Prolegomena und Fallstudien.* Hg. Schmidt-Dengler, Wendelin, Sonnleitner, Johann u. Zeyringer, Klaus. Berlin 1995, S. 90.

Szilvia Deminger (Heidelberg)

Zum Problem von Sprachattitüden in Sprachinseln: am Beispiel von Szigetújfalu

1. Einleitung

Bei der Erforschung von Sprachinseln wird neben der linguistischen Beschreibung des gegebenen Dialektes, sowie neben der Kommunikations- und Herkunftsgeschichte, zunehmende Aufmerksamkeit der Sprachsoziologie der Sprachinseln gewidmet, gegebenenfalls im Rahmen der Sprachsoziologie der allochthonen Umgebungsgesellschaft (Mattheier 1993, Mattheier 1994). Diese Entwicklung wird auch von einem deutsch-amerikanischen Forschungsprojekt „Field Manual Sprachinsel" unterstützt. Ziel der Forschungsgruppe ist es, ein Feldforschungstagebuch zu erarbeiten, das die ausführliche Beschreibung in den Bereichen Sprache, Sprachsoziologie, Sprachgeschichte und Sprachgeographie ermöglicht. Im sprachsoziologischen Teil des *Field Manuals* wird vor allem die Bedeutung der Spracheinstellungen (*linguistic attitude*) hervorgehoben. Die Erforschung der Spracheinstellungen kann Problemfelder erschließen, die mit der ausschließlichen Analyse der objektiven Daten nicht mehr möglich sind (Löffler 1985, Deprez/Persoons 1987, Ryan/Giles/Hewstone 1988, Giles/Hewstone/Giles 1988, Knipf 1994). Subjektive Daten helfen, neben den Fragen der Beurteilung der Dialekte und Soziolekte auch Faktoren der sozial determinierten Sprachenwahl und die für die Sprachinseln so wichtige Probleme der Spracherhaltung, Sprachveränderung und des Sprachtods zu erläutern.

Die vorliegende Arbeit reflektiert methodologische Probleme und die ersten Ergebnisse einer Feldforschung. Sie ist dem Problem der Spracheinstellungen in einem ungarndeutschen Dorf (Szigetújfalu, Komitat Pest) mit rund 2000 Einwohnern gewidmet. Die allgemeine, altersgruppenübergreifende Kommunikationssprache der ethnisch deutschen Bevölkerung ist Ungarisch, den deutschen Ortsdialekt beherrscht nur eine kleine Gruppe, die vor allem altersspezifisch zu bestimmen ist (vgl. Wild 1990, Erb 1994). Die Einwohner werden mit der Standardvarietät als Fremdsprache (in der Schule) oder Mediensprache (Satellitenempfang) konfrontiert.

Ziel der Untersuchung war es festzustellen, welche signifikanten Unterschiede zwischen den Einstellungen der Ungarndeutschen und den Einstellungen der Ungarn gegenüber diesen drei Varietäten vorhanden sind bzw. welche Variablen diese Unterschiede prägen.

2. Methode

Die Untersuchung wurde mit Hilfe eines Fragebogens mit Attitüdentest (Dawes 1977, Mickartz 1983) und mit der sog. „*Matched-guise*-Technique" bei 100 Gewährspersonen durchgeführt. Die Daten dieser zwei unterschiedlichen Methoden wurden in einer späteren Phase der Untersuchung miteinander verglichen, und die Ergebnisse haben einander bestätigt. Diese methodischen Instrumente wurden in der Vorphase entwickelt (mit Berücksichtigung des Feldforschungstagebuches „Field Manual Sprachinsel" und zwei Experteninterviews, in denen Fragen des Spracherwerbs, der Sprachkompetenz, des Spracherhalts bzw. -verlusts und des Sprachkontaktes sowie Einstellungen thematisiert wurden) und später bei einer kleinen Gruppe von Gewährspersonen erprobt.

Das Ziel bei der Zusammenstellung des Einstellungstests war es, zu jeder Varietät affektive, kognitive und Verhaltenskomponenten beinhaltende trennscharfe Einstellungsäußerungen zu finden. Da die Gruppe der Gewährspersonen keineswegs homogen ist, war dies eine komplizierte Aufgabe. Ein weiteres Problem ergab sich im Zusammenhang mit den negativen Verhaltensäußerungen: bei diesen Fragen schwand das Vertrauen, und die Reaktionen waren äußerst vorsichtig und überlegt, was wiederum die Aussagekraft der gegebenen Daten ernsthaft beeinträchtigen könnte. Aufgrund dieser Erfahrungen wurden die negativen Verhaltensäußerungen aus dem Attitüdentest gestrichen. Demgemäß besteht die letzte Version des Attitüdentests aus 15 Äußerungen: zwei affektiven (jeweils positiv und negativ), zwei kognitiven und einer positiven Verhaltensäußerung zu jeder Varietät. In dem Fragebogen wurden neben den Sozialdaten Angaben zur Ortsloyalität, Eigeneinschätzungen zur Identität, eigenen Sprachkompetenz, Vereinstätigkeit, Informationen über den Medieneinfluß, Spracherwerb und Sprachgebrauch erfragt.

Als Grundlage zur sog. *Matched-guise*-Untersuchung dienten die Forschungen von Werlen (1984) und Brennan und Brennan (1981). Diese Technik erwartet von den Gewährspersonen, daß sie aufgrund einer Tonbandaufnahme die persönlichen Eigenschaften des Sprechers bewerten. Die Sprecher sind zweisprachig (oder mehrsprachig) und verfügen über annähernd muttersprachliche Kenntnisse in beiden Sprachen. Die gleichen Sprecher werden mit den inhaltlich gleichen Textsegmenten in den drei verschiedenen Varietäten aufgenommen, wobei die Gewährspersonen die Erklärung bekommen, daß sie unterschiedliche Personen hören.

Die Methode beruht auf der Überlegung, daß alle Variablen (Stimmqualität des Sprechers, das gegebene Textsegment, die Persönlichkeit des Sprechers usw.) stabil bleiben sollen, bis auf die aktuelle sprachliche Varietät. Nach dem Anhören des Textes mußten die Gewährspersonen entscheiden, ob die aufgelisteten Eigenschaften in einer Bewertungsmatrix zutreffend oder weniger zutreffend sind, schließlich sollten sie den Beruf der gegebenen Person und die gesprochene Varietät angeben.

3. Probleme der Methode

Bei einer statistischen Analyse ist die Gewährleistung der Repräsentativität und die Einteilung des Samples in Gruppen von tragender Bedeutung (Schlobinski 1996). Bei der Festlegung der Altersgruppen sollten Grenzen festgestellt werden, die eine Veränderung vom Kommunikationsradius mit sich bringen können. So ist die erste Altersgruppe (16-30) durch die Schule und Existenzgründung geprägt, die zweite Altersgruppe (31-55) entspricht der Zeitspanne, die man im aktiven Berufsleben verbringt, und die dritte Gruppe (>56) dem Ruhestand. Die Gruppierung aufgrund der Sprachkompetenz bzw. Identität erfolgte nach Eigeneinschätzungen, wobei man bemerken muß, daß in manchen Fällen die Gewährspersonen ihre Sprachkompetenz deutlich besser bewerteten als dies der Wirklichkeit entspricht.

Der Grund für diese Erscheinung kann genauso gut im Prestige der gegebenen Varietät (diese Erscheinungen waren sowohl bei der Standardvarietät als auch beim Ortsdialekt bemerkbar), aber auch im Labovschen Phänomen des „*observer´s paradox*" liegen (Labov 1972). Die Berücksichtigung dieser Erscheinung bei der Analyse ist um so schwieriger, da sie die Ergebnisse bei den verschiedenen Gruppen unterschiedlich beeinflußt (wo der Explorant als „zu unserer Gruppe gehörend" betrachtet wurde, trat es weniger häufig auf). Die Selbsteinschätzungen zur Identität können auch einigermaßen „willkürlich" erscheinen, da die Gewährspersonen unterschiedliche Kriterien (Abstammung, Sprachkenntnisse oder Familienname) für wichtig hielten. Kriterien, die die einzelnen Eigeneinschätzungen motivieren, müssen in zielgerichteten Interviews erforscht werden. Um eine Einheitlichkeit aller Dimensionen der Befragungssituation zu gewährleisten, war die Sprache der Befragung durchgehend Ungarisch.

4. Die Ergebnisse

Die Analyse der Einstellungsäußerungen wurde mit Hilfe des Statistikprogramms SPSS (*Statistical Package for the Social Sciences*) durchgeführt. Dieses Programm ermöglicht die Zusammenstellung der erfaßten Daten, die tabellarische Darstellung der Ergebnisse, untersucht die Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Variablen und die statistische Signifikanz der Hypothesen. In den Hypothesen werden sowohl diskrete (Geschlecht, Schulabschluß) als auch kontinuierliche Variablen (Alter, Sprachkompetenz, Einstellungsindizes) behandelt, demgemäß wurden neben den Regressionsanalysen und Korrelationen auch Streuanalysen durchgeführt. Bei der Formulierung der Arbeitshypothesen wurden sechs Variablen berücksichtigt: Alter, Identität, Geschlecht, Sprachkompetenz, Medieneinfluß und Schulausbildung.

Aufgrund der Interviews und Beobachtungen wurde die erste Hypothese formuliert: Ungarndeutsche haben im allgemeinen deutlich höhere Einstellungsindizes zum Ortsdialekt und zum Hochdeutschen, wobei der Unterschied

bei den Indizes zwischen den Ungarn und den Ungarndeutschen in der dritten Altersgruppe (>56) am größten ist, während in der ersten Altersgruppe kein signifikanter Unterschied mehr festzustellen ist. Das Alter scheint wirklich sowohl bei den Einstellungen gegenüber dem Ortsdialekt als auch bei den Einstellungen gegenüber dem Hochdeutschen eine wichtige Rolle zu spielen.

Die dritte Altersgruppe verfügt gegenüber allen beiden Varietäten über deutlich höhere Einstellungsindizes. Wenn die Variable der Identität unabhängig von der Variable des Alters untersucht wird, wird die Identität als steuernder Faktor der Einstellungen gegenüber dem Ortsdialekt, aber auch gegenüber der Standardvarietät erkennbar. Signifikante Unterschiede sind im Zusammenhang mit dem Ortsdialekt sowohl zwischen den Ungarn und Ungarndeutschen, als auch zwischen den Ungarn und der Gruppe der Ungarn mit ungarndeutschem Hintergrund zu beobachten, wobei man bemerken muß, daß der Unterschied bei den Einstellungen gegenüber der hochdeutschen Varietät weniger ausgeprägt ist. In diesem Sinne können die Arbeitshypothesen teilweise validiert werden: Gewährspersonen, die sich für Ungarndeutsche erklären, haben eine deutlich positivere Einstellung gegenüber dem Ortsdialekt und auch gegenüber der hochdeutschen Varietät. Dieser Unterschied ist auch in der ersten Altersgruppe zu bemerken.

Diese Ergebnisse wurden auch durch die indirekte Methode (*matched guise*) bestätigt, wobei die Analyse der Frage „Was ist er/sie von Beruf?" dadurch erschwert wird, daß die Frage offen war: die Probanden mußten die Berufe selbst angeben und hatten dabei keine Vorbilder. Bei Einstellungen gegenüber der Standardvarietät sind bei der dritten Altersgruppe Unterschiede zu bemerken: während bei der ersten und zweiten Gruppe Akademikerberufe (Lehrer, Kindergärtnerin usw.) eine bedeutende Rolle spielen, finden wir bei Gewährspersonen aus der dritten Altersgruppe vorwiegend Angaben wie Sekretärin bzw. Hausfrau (Diese Berufe kamen auch bei den anderen zwei Gruppen vor, waren aber weniger häufig.). Bei der Beurteilung des Ortsdialekts findet man mehr Übereinstimmung: am häufigsten werden die Kategorien Hausfrau, Sekretärin und Rentnerin erwähnt. Im Zusammenhang mit der Identität ist es wichtig anzumerken, daß bei der Standardvarietät Ungarndeutsche deutlich mehr Akademikerberufe angaben als Ungarn.

Bei der Variable „Sprachkompetenz" konnte die Hypothese, nämlich daß Gewährspersonen mit besseren Dialektkenntnissen auch höhere Einstellungsindizes bzw. Probanden mit besseren Hochdeutschkenntnissen einen höheren Index gegenüber dem Hochdeutschen haben, bestätigt werden. Die Sprachkompetenz einer gegebenen Varietät übt jedoch weder eine positive noch eine negative Wirkung auf die Einstellungen zu den anderen Varietäten aus. Die Annahme, daß die Medien (u.a. auch ausländische Fernsehsender) bzw. die Schulausbildung die Einstellungen beeinflussen, wurde falsifiziert: es konnten keine signifikanten Unterschiede festgestellt werden (vgl. Knipf/Erb 1995). Entgegen den Erwartungen hatten Männer positivere Einstellungen gegenüber dem Ortsdialekt, hinsichtlich der hochdeutschen Varietät war kein Unterschied festzustellen.

5. Schlußbemerkungen

Zusammenfassend können wir festhalten:

- Ungarndeutsche haben deutlich höhere Einstellungswerte den Ortsdialekt und die Standardvarietät betreffend (vgl. Bechert 1991: 144).
- Bessere Dialektkenntnisse rufen höhere Einstellungsindizes beim Ortsdialekt hervor, bessere Hochdeutschkenntnisse höhere Indizes bei der Standardvarietät.
- In allen drei Altersgruppen finden wir signifikante Unterschiede bei Einstellungen gegenüber dem Ortsdialekt zwischen Ungarn, Ungarn mit ungarndeutschem Hintergrund und Ungarndeutschen, in der zweiten Altersgruppe wiederholt sich diese Erscheinung noch in Hinblick auf das Hochdeutsche.
- Männer haben eine positivere Einstellung zum Ortsdialekt, der Unterschied ist jedoch nicht signifikant.
- Die Medien beeinflussen die Einstellungen (nach den Ergebnissen der statistischen Analyse) nicht.
- Der Schulabschluß wirkt sich auf die Einstellungen gegenüber der Standardvarietät nicht aus.

Da die Untersuchung ortsspezifisch und auf 100 Gewährspersonen bzw. zwei Untersuchungsinstrumente begrenzt war, müßten die Ergebnisse noch durch andere soziolinguistische Methoden untermauert und mit anderen Fragestellungen ergänzt werden:

- Um einen Vergleich von verschiedenen Konstellationen zu ermöglichen, müßten ähnliche Untersuchungen in anderen ungarndeutschen Siedlungen, in anderen Regionen durchgeführt werden.
- Die Hintergründe der signifikanten Unterschiede müßten in zielgerichteten Interviews und in Gruppengesprächen aufgedeckt werden.
- Die Rolle des Hochdeutschen müßte bei der ungarndeutschen Minderheit aus weiteren Aspekten erforscht werden, z.B. welche altersspezifischen Unterschiede auftauchen, welche Auswirkung die Kenntnis der Standardvarietät auf den Dialektgebrauch hat bzw. welche Interferenzerscheinungen bei Dialektsprechern im Gebrauch der Standardvarietät beobachtet werden können. Ist es eine allgemeine Tendenz bei den Ungarndeutschen, daß die zweite Altersgruppe eine deutlich positivere Einstellung zum Hochdeutschen hat, oder ist es nur eine ortsspezifische Erscheinung? Was ist der Grund dafür, daß gerade diese Gruppe eine positivere Einstellung hat? Liegt es an den historischen Gegebenheiten,

schulischen Erlebnissen, an der Erfolgsorientiertheit der Gruppe (mit Hochdeutsch hat man bessere Karrierechancen, weil diese Altersgruppe als aktive Teilnehmer des Berufslebens mit solchen Erfahrungen öfter konfrontiert wird)? Wäre es möglich, diese spezielle Einstellung der Ungarndeutschen gegenüber dem Hochdeutschen (falls es eine allgemeine Tendenz ist) bei der Herausbildung einer Art zweiter Muttersprache oder mindestens einer Fremdsprache spezieller Art zu „nutzen"?

- In den Interviews müßte eine Faktorenliste der Identitätseigeneinschätzungen erarbeitet werden, mit der Möglichkeit des Vergleichs zwischen den einzelnen Gruppen (gegebenenfalls auch altersspezifisch).

Diese Arbeit ist keinesfalls als Bericht über eine abgeschlossene Forschung zu betrachten. Fragestellungen dieser Art können Probleme soziolinguistischer Art (Sprachverlust, Sprachtod, Sprachwechsel) erläutern und sprachpolitische bzw. fremdsprachendidaktische Konsequenzen haben.

Literaturverzeichnis

BECHERT, JOHANNES; WILDGEN, WOLFGANG: *Einführung in die Sprachkontaktforschung*. — Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1991.

BRENNAN, EILEEN M.; BRENNAN, JOHN S.: *Accent scaling and language attitudes: Reactions to Mexican American English speech*. — In: *Language and Speech*. (1981) 24, 207-221.

DAWES, ROBYN M.: *Grundlagen der Einstellungsmessung*. — Tübingen: Beltz 1977.

DEPREZ, KAS; PERSOONS, YVES: *Attitude*. — In: AMMON, ULRICH; DITTMAR, NORBERT; MATTHEIER, KLAUS J. (Hg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. I. Halbband. — Berlin - New York: de Gruyter 1987. S. 125-132.

ERB, MARIA: *Zur interdisziplinären Untersuchung der natürlichen Zweiprachigkeit am Beispiel der Ungarndeutschen*. — In: BEREND, NINA; MATTHEIER, KLAUS JÜRGEN: *Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig*. — Frankfurt: Peter Lang 1994. S. 263-271

GILES, HOWARD; HEWSTONE, MILES; RYAN, ELLEN B.; JOHNSON, PATRICIA: *Research on Language Attitudes*. — In: AMMON, ULRICH; DITTMAR, NORBERT; MATTHEIER, KLAUS J. (Hg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. I. Halbband. — Berlin - New York: de Gruyter 1988. S. 585-597.

KNIPF, ELISABETH: *Soziolinguistische Aspekte der Einstellungen der Ungarndeutschen zu ihrer Muttersprache*. — In: WILD, KATALIN (Hg.): *Studien zur Germanistik*. Pécs, 1994. S. 103-110.

KNIPF, ELISABETH; ERB, MARIA: *Die Rolle der deutschsprachigen Medien bei den Ungarndeutschen*. — In: MANHERZ, KÁROLY (Hg.): *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen*. Budapest, 1995. S. 28-37.

LABOV, WILLIAM: *Sociolinguistic patterns*. Philadelphia, 1972.

LÖFFLER, HEINRICH: *Germanistische Soziolinguistik*. — Berlin: Erich Schmidt Verlag 1985.

MATTHEIER, KLAUS J.: *Sprachinselsoziolinguistik: Beobachtungen und Überlegungen an deutschsprachigen Sprachinseln*. — In: SALMONS, JOSEPH C. (Hg.): *The German Language in America 1683-1991*. — Madison 1993. S. 31-50.

MATTHEIER, KLAUS J.: *Theorie der Sprachinsel. Voraussetzung und Strukturierung*. — In: BEREND, NINA; MATTHEIER, KLAUS JÜRGEN: *Sprachinselforschung*. — Frankfurt: Peter Lang 1994. S. 333-348.

MICKARTZ, HEINRICH: *Einstellungsäußerungen zur Verwendung von Hochsprache und Mundart in der Kindererziehung*. — In: HUFSCHMIDT, JOCHEN; KLEIN, EVA; MATTHEIER, KLAUS J.; MICKARTZ, HEINRICH: *Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Forschungsbericht Erp-Projekt*. Band II. — Berlin: Erich Schmidt Verlag 1983. S. 60-116.

RYAN, ELLEN B.; GILES, HOWARD; HEWSTONE, MILES: *The measurement of Language Attitudes*. — In: AMMON, ULRICH; DITTMAR, NORBERT; MATTHEIER, KLAUS J. (Hg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. II. Halbband. — Berlin - New York: de Gruyter 1988. S. 1068-1081.

SCHLOBINSKI, PETER: *Empirische Sprachwissenschaft*. — Opladen: Westdeutscher Verlag 1996.

WERLEN, ERIKA: *Studien zur Datenerhebung in der Dialektologie*. — In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*. Beihefte 46, (1984).

WILD, KATHARINA: *Sprachliche Situation des Deutschen*. — In: NELDE, PETER (Hg.): *Deutsch als Muttersprache in Ungarn. Forschungsberichte zur Gegenwartslage*. — Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1990. S. 101-104.

József Tóth (Szombathely)

Zur Vorgeschichte der Feldtheorien[1]

0. Vorbemerkungen

Die Lehre vom sprachlichen Feld gab der Entwicklung der Sprachwissenschaft, insbesondere der Bedeutungs- und Wortschatzforschung, neue Impulse. Seit J. Trier, L. Weisgerber und E. Coseriu wurde die Wort- und Sprachfeldtheorie immer wieder neu diskutiert. Nicht nur die Entwicklung des Feldbegriffs in der Sprachwissenschaft, sondern auch seine Entstehungsgeschichte kann das Interesse des Lesers beanspruchen. In dem vorliegenden Beitrag, entnommen dem ersten Kapitel meiner PhD-Dissertation *Einführung und Weiterentwicklung des Wortfeldbegriffs in kontrastiven lexisch-semantischen Untersuchungen*, wird gerade diese Vorgeschichte des viel diskutierten Wortfeldbegriffs abgehandelt.

1. Einführung in die Problematik

Aus der Fachliteratur zu den Feldlehren geht hervor, daß sich — wie fast jede sprachwissenschaftliche Richtung — auch der Begriff des sprachlichen Feldes, eine der frühesten und fruchtbarsten Erkenntnisse der Sprachinhaltforschung, bis in das Altertum zurückverfolgen läßt. Da ein ausführlicher Abriß der Wissenschaftsgeschichte des Feldgedankens die Zielstellung und den Rahmen dieses Unterkapitels sprengen würde, will ich nur die wichtigsten behandeln.

Die Theorie des paradigmatischen lexikalischen Feldes ist in der Fachliteratur bis heute an den Altgermanisten J. Trier[2] gebunden geblieben. Im folgenden soll nachgewiesen werden, daß die sog. „Stunde Null" in der Feldforschung woanders angesetzt werden muß. Trier ist sich darüber im klaren, daß der Feldgedanke schon vor den beginnenden dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts ausgesprochen wurde und würdigt die Gedanken zahlreicher Wissenschaftler in der Ausarbeitung seiner Feldtheorie:

> Das Wort Bedeutungsfeld hat Gunther Ipsen als erster öffentlich gebraucht. Ob ich die Theorie der Feldbetrachtung allein mit Saussures Hillfe entwickelt habe oder ob die kurzen 12 Zeilen bei Ipsen miteingewirkt haben, kann ich nicht mehr sagen. Ich bin nicht der erste, der von den Feldern redet. Aber ich darf feststellen, daß das Thema dieser Arbeit und die Form seiner praktischen Bearbeitung mir seit 1923 deutlich waren. In der Form der Bearbeitung ist die Idee des Feldes schon gegeben. Im ganzen der Auffassung fühle ich mich am stärksten verpflichtet Ferdinand de Saussure, am stärksten verwandt Leo Weisgerber.[3]

Mit diesem Zitat sollen keineswegs Triers Verdienste um die Feldlehren geschmälert werden,[4] vielmehr wird dadurch die Kontinuität der Feldforschung hervorgehoben.

2. Anstöße für die Wortfeldforschung

Auf eine grundlegende Tatsache, die von manchen linguistischen Arbeiten zu Unrecht vergessen wird, weist R. Hoberg hin, wenn er an die Wissenschaftslehre J. W. Goethes und W. v. Humboldts erinnert, bei denen die Grundkonzeption des Feldgedankens bereits weitgehend vorgebildet ist. Besonders wertvoll sind die Stellen, in denen die Problematik des Gliederungsgedankens als Grundlage ganzheitlicher Sprachforschung erörtert wird.

Die Frage nach dem Verhältnis des Ganzen zum Einzelnen hat Goethe stets bewegt.[5] Er hält eine Idealvorstellung von der Wissenschaft für möglich, die dem einzelnen Forscher jedoch keinen einheitlichen konkreten Weg für die praktische Arbeit bietet. Goethe plädiert daher sowohl für das „gegliederte" als auch für das „gefugte" Ganze. Seine Bemerkungen über die Sprache zeigen, inwieweit er die Idee des sprachlichen Feldes vorweggenommen hat.[6] Goethes Maxime, daß es möglich ist, einen Bereich in seiner Ganzheit gesehen begrifflich zu analysieren und ihn als ein gegliedertes Ganzes aufzuzeigen, spiegelt sich in der Trilogie *Howards Ehrengedächtnis* wider.[7]

Hoberg hat recht, wenn er auch Humboldts inhaltlich-energetische Sprachbetrachtung hervorhebt. In Humboldts Schriften, die vor allem Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft und der Sprachphilosophie behandeln, nimmt der Gliederungsgedanke eine Sonderstellung ein. Neben den Kernbegriffen „Weltansicht" und „Innere Sprachform" und der ihnen zugrunde liegenden ganzheitlichen Sehweise hat er unter anderem auch die Bezeichnung „Organismus" systematisch auf die Sprache angewandt. Humboldt spricht vom „Gewebe", von der „Kette" der Begriffe oder von deren „Verknüpfungen".[8] Am nächsten kommt Humboldt der Feldtheorie dort, wo er deutlich ausspricht, daß sich Wortinhalte wechselseitig begrenzen.[9]

Obwohl weder Goethe noch Humboldt den ersten Schritt getan haben, bestimmte Bereiche des Wortschatzes auf ihre inhaltliche Struktur hin zu erforschen, bilden ihre Erkenntnisse von der Sprache und besonders vom Aufbau des Wortschatzes eine notwendige Grundlage der inhaltbezogenen Sprachwissenschaft.

Fragt man nach den Anstößen für die Wortfeldforschung, muß auch darauf hingewiesen werden, wie die Sprachwissenschaft im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts betrieben wurde. Die sprachwissenschaftliche Forschung wurde, wenn man die Gesamtentwicklung der Sprachwissenschaft betrachtet, in dieser Zeitperiode durch die historisch-komparative Methode bestimmt. Mit dieser Forschungsrichtung verknüpfte sich eine Abkehr von den Grundprinzipien der Feldlehren, die in einer so orientierten Denkweise an Bedeutung verloren.

Es gab aber auch in dieser Epoche Forscher, die den Blick für ganzheitliche und inhaltliche Zusammenhänge bewahrt haben.

Bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts suchte man nach neuen Wegen, die sich mit dem Vergleich der Laut- und Formenlehre der indogermanischen Sprachfamilie allein nicht begnügten. Das zeitlich getrennte Aufkommen der Bedeutungs- und Bezeichnungslehre, zu denen die unterschiedlichen Feldkonzeptionen im Grunde genommen in Opposition entstanden sind, läßt sich insofern zu ihren wichtigsten Voraussetzungen rechnen. Dieses bedeutungsvolle Ereignis könnte deshalb m.E. sozusagen als „Stunde Null" bezeichnet werden.

Aus diesem Grund will ich die Entwicklung dieser Disziplinen kurz darstellen. Die Wortbedeutungslehre, begründet von dem Altphilologen Ch. K. Reisig in den *Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft*[10] (veröffentlicht im Jahre 1839), wird schon in ihrem ersten Entwicklungsstadium von der intensiven Beschäftigung mit dem Bedeutungswandel gekennzeichnet. Im Mittelpunkt der diachronischen Forschung stehen anfangs Gesetzmäßigkeiten der Logik. Reisig versucht zum Beispiel eine logische Klassifizierung und Katalogisierung der Bedeutungen und erkennt in den Ideenassoziationen Triebkräfte des Bedeutungswandels. Gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts ist ein großer Aufschwung dieser jungen Wissenschaft, verbunden mit dem Schaffen H. Pauls und W. Wundts, wahrzunehmen, indem psychologische Fragestellungen der Bedeutungen eine dominante Rolle spielen.[11] L. Weisgerber sieht *Die griechische Bedeutungslehre* (1888) von M. Hecht als „programmatischen Ausgangspunkt"[12] dieser neuen Orientierung der wissenschaftlichen Bedeutungslehre an. Damit gilt die Erforschung der Bedeutungen lange Zeit als Problem der Psychologie.[13] Weisgerber unterscheidet klar zwei Richtungen innerhalb der Semasiologie, nämlich die logisch-klassifizierende und die psychologisch-erklärende. Beide Richtungen weisen aber folgende gemeinsame Merkmale auf: sie untersuchen allein das isolierte Wort und richten die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die ständige Veränderung der Bedeutung im Laufe der Geschichte.

Neue Impulse erhält die Wortlehre gegen Ende des 19. Jahrhunderts und besonders um die Jahrhundertwende, zunächst mit der Herausbildung einer neuen Alternative zur Semasiologie, der in Frankreich von J. Gilléron (1854-1926) begründeten sprachgeschichtlichen onomasiologischen Schule[14] und der mit ihr eng verbundenen Richtung „Wörter und Sachen".[15] Die Bezeichnungslehre versteht sich von Anfang an als komplementäre Betrachtungsweise zur Bedeutungslehre, wobei auch sie vorwiegend historisch orientiert ist. Das Gedankengut dieser Richtung läßt sich in zahlreichen onomasiologischen Arbeiten nachweisen. In diesem Zusammenhang möchte ich auf die systematischen Wörterbücher hinweisen, bei denen es nicht um eine alphabetische, sondern um eine Klassifikation des Sprachmaterials nach Sach- oder Begriffsgruppen geht. Die erste bedeutende praktische Verwirklichung eines nach

Begriffsgruppen geordneten Wörterbuchs in neuerer Zeit, das u.a. ähnlichen Wörterbüchern des Deutschen, wie z.B. dem *Deutschen Wortschatz* von A. Schlessing, H. Wehrle und H. Eggers,[16] als Vorbild diente, finden wir in P. M. Rogets *Thesaurus of English Words and Phrases*[17] (1852). Eine spätere, aber für die Feldlehren nicht weniger wichtige Klassifikation im deutschen Sprachraum hat F. Dornseiff in seinem onomasiologischen Wörterbuch *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen* (1933) geschaffen.[18]

Die angeführten Gliederungsverfahren haben einen gemeinsamen Zug, sie gehen alle von einem logisch-begrifflichen System aus, das auf diese Weise allen Sprachen als Klassifikationsschema dienen kann, unterscheiden sich aber durch eine geringere oder größere Sprachnähe. Dornseiffs Werk liefert wertvolles Material zur Erschließung der semantischen Beziehungen im Wortschatz, macht aber keine semantischen Differenzierungen sichtbar und ermöglicht so keinen Einblick in den semantischen Aufbau des Wortschatzes. Eggers nähert sich dem Feldgedanken, indem er im Gegensatz zu Dornseiffs alphabetischer Anordnung der Wörter seiner Untergruppen,[19] den Versuch macht, durch seine Klassifizierung auch auf die inhaltliche Verwandtschaft und Bedingtheit der Wörter zu verweisen.[20]

Im 19. Jahrhundert und um die Jahrhundertwende gilt die Semasiologie als eine historische Wissenschaft, d.h. als Lehre vom Bedeutungswandel. Sie richtet ihren Blickpunkt durchaus noch nicht auf die Beziehungen im lexikalischen Teilsystem, sondern versucht, die semantische Struktur des Einzelwortes und des Wortschatzes, ausgehend von der Lautgestalt, darzustellen. Es ist m.E. wichtig zu betonen, daß sich durch die Onomasiologie die Möglichkeit bot, den Atomismus, in den die Semasiologie besonders durch die psychologische Fragestellung geraten war, zu überwinden. Diese Betrachtungsweise eröffnete neuere Perspektiven für die Darstellung der Bedeutungsverwandtschaft in der Lexik.

Ist von epochalen Veränderungen die Rede, wie sie um die Jahrhundertwende zu beobachten sind, ist in erster Linie die Neuorientierung der gesamten Sprachwissenschaft zu erwähnen, die an den Schweizer Linguisten Ferdinand de Saussure und sein Hauptwerk *Cours de linguistique générale* (erschienen im Jahre 1916) geknüpft ist.[21] Auch die Wortschatzbetrachtung erhielt zu Anfang des 20. Jahrhunderts durch de Saussure weitere Impulse. Gemäß der Zielsetzung meiner Ausführungen soll im weiteren de Saussures Einfluß auf die Entstehung der Feldlehren hervorgehoben werden. Die Wortschatzbetrachtung wird durch de Saussures Definition der Sprache als System sprachlicher Zeichen neu überdacht. Der Systemgedanke, die Bestimmung des Wortes als sprachliches Zeichen, die Trennung von „langage", „langue" und „parole", von „Synchronie" und „Diachronie" bringen den Anstoß für synchronische Untersuchungen systemhafter semantischer Beziehungen des Wortschatzes.[22] Die Unterscheidung zwischen „signification" und „valeur"[23] erwies sich als wichtiger Ansatzpunkt für weitere Forschungen. Mit dem

Begriff des Stellenwertes trägt er nämlich der Interdependenz der Wörter Rechnung und kommt damit dem Feldgedanken nahe, ohne jedoch den Terminus „Feld" zu verwenden. Bei H. Geckeler finden wir deutliche Hinweise darauf, daß in de Saussures „Cours" die intuitive Vorwegnahme des paradigmatischen Charakters des Wortfeldes sowie weitere Ansätze zum Feldgedanken schon aufzuzeigen sind.[24] Die Saussureschen Gedanken haben also einen entscheidenden Einfluß auf die Entstehung der verschiedenen Richtungen der Wortfeldforschung ausgeübt.

Auch andere Wissenschaftsdisziplinen sind nicht ohne Auswirkung auf die Gesamtentwicklung der Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts, insbesondere der zwanziger und dreißiger Jahre, geblieben.[25] Ich will diesbezüglich nur andeutend auf die starke, aber wenig beachtete Wirkung ganzheitlicher Methoden in der Psychologie verweisen, die die Entstehung der Feldlehren mitbestimmt haben. Die Gestalt- und Ganzheitspsychologie betonen — ähnlich den Feldtheorien — das Ganzheitsprinzip und den Gliederungsgedanken. Probleme, wie z.B. das Verhältnis des Ganzen zum Einzelnen, oder der Eigenwert der Elemente im Strukturzusammenhang, treten auch hier stark ins Blickfeld. Was dem Sprachforscher außerdem noch ins Auge fällt, ist die Übereinstimmung in Bildern und Vergleichen. Vergleichen wir nur die Aufgaben der Psychologie mit denen eines Baumeisters, der den „inneren Zusammenhang der Teile"[26] in den Vordergrund stellt oder das Bild eines Mosaiks.[27]

Die Kritik an der Semasiologie und Onomasiologie spielt eine entscheidende Rolle bei der Erschließung der Ansätze, die zur Herausbildung der Sprachinhaltforschung im Deutschland der zwanziger und dreißiger Jahre wesentlich beigetragen haben. Sie fing besonders in den zwanziger Jahren an. Vor allem L. Weisgerber brachte grundsätzliche Bedenken gegen beide Richtungen vor. Neben de Saussure ist es sein Verdienst, die inhaltliche Seite der Sprache gebührend erkannt zu haben. Ansatzpunkt dieser Erkenntnis ist Weisgerbers dreischichtiges Modell der Bedeutungs- und Bezeichnungslehre, wobei im Gegensatz zum zweischichtigen Modell deutlich zum Ausdruck kommt, daß jede Sprache nicht nur eine lautliche, sondern auch eine inhaltliche Seite hat und daß jene auf Sprachinhalte, nicht aber auf außersprachliche Bereiche hinweist. Hier sei betont, daß es m.E. nur durch die Kritik an beiden Richtungen möglich wurde, die sprachlichen Inhalte als selbständiges Forschungsobjekt zu erkennen.

Um die Kontinuität der Feldforschung aufzuzeigen, möchte ich abschließend auf einige wissenschaftliche Arbeiten eingehen, die direkten oder indirekten Einfluß auf die Entstehung und Weiterentwicklung des Feldbegriffs genommen haben. Ich stelle sie hier in chronologischer Reihenfolge in drei Gruppen dar.

2.1. Drei wichtige Ansatzpunkte zu den Feldlehren

Zahlreiche Hinweise zur Feldforschung finden sich in früheren Werken, u.a. in der Analyse des Wortfeldes „Schall" von K.W.L. Heyse (in seinem posthum von H. Steinthal herausgegebenen Werk: *System der Sprachwissenschaft*, 1856), in H. Osthoffs Untersuchung *Vom Suppletivwesen der indogermanischen Sprachen* (1899) und in zwei Aufsätzen von R. M. Meyer *Bedeutungssysteme* (1910) und *Die militärischen Titel* (1910).

Bei Heyse, dem ältesten Vorläufer der Feldanalyse, der zwar noch nicht von „Wortfeld" spricht, läßt sich eine fast vollkommene strukturelle Inhaltsanalyse einer Gruppe von Wörtern finden, die verschiedene Schallarten bezeichnen. Seinem Verfahren liegen rein physikalische (eine außersprachliche Skala von Schallwellen), nicht aber logische bzw. psychologische Kriterien zugrunde.[28]

Die Bedeutung des Gedankens des Suppletivwesens besteht u.a. darin, daß es Ausblicke auf inhaltliche Zusammenhänge bietet. Als Beispiel stützt sich Osthoff auf die bekannten Anomalien bei der Konjugation des Verbs (z.B. ist, sind — bin — war, gewesen) und der Komparation des Adjektivs (z.B. gut — besser, best).[29] Bei diesen unecht-stofflichen Gruppen handelt es sich nach seiner Auffassung nicht um defektive Wortstämme, sondern um „eine stellvertretung, ein gegenseitiges sichaushelfen und sichergänzen" [sic!][30] verschiedener Lautformen. Zum Phänomen „Suppletivwesen" rechnet er nicht nur die Unregelmäßigkeiten des Flexionssystems, sondern auch die Ausdrücke für die nächsten Familienverwandtschaftsgrade „vater — mutter", „bruder — schwester", „sohn — tochter"[31] und alle etymologisch unabhängigen Bezeichnungen männlich-weiblicher Paarformen, wie „mann — weib oder frau, knabe oder bube — mädchen, herr — frau, knecht — magd", „hengst — stute".[32] In seiner Untersuchung geht Osthoff immer von lautlichen Kriterien aus. Für ihn ist aber das Verhältnis der genannten Verwandtschaftswörter

> [...] durch ein sprachliches mittel in keiner weise angedeutet,[...]; nur die gewohnheit des sich ständig wiederholenden zusammennennens der beiden formal von einer unabhängigen wortgebilde, die kraft dieser gewohnheit schafft auch zwischen ihnen eine wechselseitige beziehung für das sprachbewusstsein, schafft sie trotz der mangelnden formalen zusammengehörigkeit.[33]

Grundlegende Impulse zu den späteren Feldkonzeptionen gehen von Meyer aus, indem er von Systemen zusammengehöriger Bedeutungen, in denen kein Wort völlig isoliert existiert, ausgeht. Als Beweis zieht er die preußische militärische Titulatur heran, die vom Gemeinen bis zum Generalfeldmarschall ein lückenloses System darstellt.[34] An diesem Beispiel sucht Meyer das Bild eines Bedeutungssystems zu erläutern, das er als „Zusammenordnung einer begrenzten Anzahl von Ausdrücken unter einem individuellen Gesichtspunkt"[35] definiert. Es ist bemerkenswert, daß Meyer seine Bedeutungssysteme nicht nach außersprachlichen Gesichtspunkten zusammenstellt,

sondern darauf verweist, daß sie „empirische Tatsachen"[36] seien. Meyer stellt der Semasiologie gegenüber folgende Forderung:

> Die Semasiologie hat für jedes Wort erstens festzustellen, welchem Bedeutungssystem (oder: welchen Bedeutungssystemen) es angehört; zweitens, welches der systembildende differenzierende Faktor dieses Systems ist.[37]

2.2. Die erste explizite Formulierung des Feldbegriffs

Das Wort „Begriffsfeld" gebrauchte als erster der Philosoph A. Stöhr in seinem *Lehrbuch der Logik in psychologisierender Darstellung* (1910).[38] Diesen Terminus bezieht er jedoch auf das einzelne Wort. Sein Feldbegriff hat sich, ebenso wie derjenige von H. Werner (*Die Ursprünge der Metapher* (1919)), der das Wort „Begriffsfeld" zur Charakterisierung metaphorischer Beziehungen zwischen Einzelwörtern verwendet, in der Sprachforschung nicht durchgesetzt.[39]

Als Terminus zur Kennzeichnung sprachlicher Inhalte führt den Feldbegriff G. Ipsen 1924 in seinem Aufsatz *Der Alte Orient und die Indogermanen* in die Sprachwissenschaft ein. Ipsen spricht schon von einem „Bedeutungsfeld", worauf er aber nicht ausführlich eingeht. Da seine Anschauungen die Entstehung der späteren Feldtermini erkennbar beeinflußt haben, sei an dieser Stelle ein Zitat von ihm angeführt, in dem der Feldgedanke bereits explizit formuliert worden ist:

> Ferner, die Eigenwörter stehn in einer Sprache nie allein, sondern sind eingeordnet in Bedeutungsgruppen; damit ist nicht eine etymologische Gruppe gemeint, am wenigsten um chimärische „Wurzeln" aufgereihte Wörter, sondern solche, deren gegenständlicher Sinngehalt mit anderen Sinngehalten verknüpft ist. Diese Verknüpfung aber ist nicht als Aneinanderreihung an einem Assoziationsfaden gemeint, sondern so, daß die ganze Gruppe ein „Bedeutungsfeld" absteckt, das in sich gegliedert ist; wie in einem Mosaik fügt sich hier Wort an Wort, jedes anders umrissen, doch so, daß die Konturen aneinanderpassen und alle zusammen in einer Sinneinheit höherer Ordnung auf-, nicht in einer faulen Abstraktion untergehen.[40]

2.3. Frühe Variationen des Feldbegriffs

Bevor ich zur bekanntesten Feldauffassung Trier-Weisgerberscher Prägung übergehe, sollen hier drei Versionen des Feldbegriffs kurz dargelegt werden, die in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts — also praktisch zur gleichen Zeit mit J. Triers Publikationen — entstanden sind.

Als erste Variante stehen hier Ipsens formal-inhaltliche Felder. 1932 greift G. Ipsen in seinem Aufsatz *Der neue Sprachbegriff* die Problematik des Bedeutungsfeldes wieder auf und präzisiert diesen Begriff. An Beispielen der indogermanischen Metallbezeichnungen sucht er zu zeigen, „daß hier durch Eindeutung ins Indogermanische aus lauter fremden, zusammenhanglosen Einzelwörtern ein Bedeutungsfeld entstanden ist".[41] Sein Feldtyp wird im

Gegensatz zu dem von J. Trier und L. Weisgerber nicht allein durch gemeinsame inhaltliche, sondern auch durch gemeinsame formale Kriterien konstituiert, von denen er auf letztere größeren Wert legt. Der Feldbegriff wird bei ihm dadurch, daß die Glieder in formale Systeme eingeordnet sind, eigentlich unnötig eingeengt.

An zweiter Stelle folgen die Minimalfelder von A. Jolles. In seinem Aufsatz *Antike Bedeutungsfelder* (1934) schlägt Jolles klar abgrenzbare Felder mit jeweils nur zwei Gliedern, wie z.B."Vater — Sohn"; „rechts — links"; „Tod — Leben"[42] vor. Obwohl mit diesen Oppositionspaaren ein ganzes Feld abgesteckt ist, ist das Mosaik sehr klein.

Schließlich seien die „elementaren Bedeutungsfelder" von W. Porzig erwähnt, wobei es eigentlich um kombinatorische Strukturen geht. Porzigs Feldtyp, im Aufsatz *Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen* (1934) dargestellt, konstituiert sich aus bedeutungsmäßig zusammengehörigen Wörtern, wie „greifen — Hand"; „sehen — Auge"; „hören — Ohr"; „lecken — Zunge"[43] u.a. Für ihn handelt es sich „um eine beziehung, die im wesen der gemeinten bedeutungen selbst gründet. Ich nenne sie deshalb *wesenhafte bedeutungsbeziehungen*".[44] Das Mosaik ist auch hier klein, die Wörter bestimmen sich aber im Unterschied zur Feldlehre Triers nicht wechselseitig, sondern die Bedeutungsbeziehungen wirken hauptsächlich nur in eine Richtung, vom Verb zum Subjekt bzw. Objekt.

Obwohl die letztgenannten drei Varianten des Wortfeldbegriffs in der Fachliteratur für die weitere Feldforschung als nicht bestimmend bezeichnet werden,[45] blieben sie m.E. nicht ohne nennenswerte Wirkung. Nur durch die kontinuierliche Beschäftigung mit dem Feldgedanken konnten sich nämlich immer wieder neuere Feldanschauungen mit Erfolg durchsetzen. Im Mittelpunkt weiterer Überlegungen stehen deshalb die einzelnen Ausprägungsvarianten der Feldtheorie.

3. Schlußbemerkungen

Da der vorliegende Beitrag ein Teil einer umfangreicheren Arbeit ist, muß er in einem größeren Zusammenhang gesehen werden. An dieser Stelle möchte ich deshalb kurz auf den weiteren Gedankengang des ersten Kapitels meiner Arbeit *Wissenschaftsgeschichtlicher Rahmen der Problemstellung* verweisen. Ausgehend von den Denkanstößen für die Lehre vom sprachlichen Feld wird eine Übersicht über die einzelnen Varianten der Wortfeldtheorie in chronologischer Folge gegeben und danach werden ihre Stärken und Einseitigkeiten bei der Wiedergabe der lexikalischen Struktur der Sprache vorgebracht. Im Mittelpunkt steht die Relevanz zahlreicher zeitgenössischer wortsemantischer Konzepte für die Weiterentwicklung der Wortfeldtheorie. Anschließend wird auf mögliche Systematisierungen der von den einzelnen Wissenschaftlern vorgeschlagenen Feldern eingegangen.

Anmerkungen

1. Untersucht der Forscher die Kontinuität der Feldforschung, kommt er zu dem Ergebnis, daß es nicht den Feldbegriff schlechthin gibt, sondern verschiedene Feldbegriffe mit verschiedenen Voraussetzungen und Zielsetzungen.
2. Nach R. Hoberg bildet das Buch von Jost Trier: *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Die Geschichte eines sprachlichen Feldes.* — Heidelberg: Winter 1931. die Geburtsstunde der Feldlehre. Vgl. dazu Hoberg, Rudolf: *Die Lehre vom sprachlichen Feld.* — Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann 1970. (= Sprache der Gegenwart. Schriften des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim. Band XI.) S. 11-12. (Im weiteren: Hoberg)
3. Trier, Jost: *Über Wort- und Begriffsfelder.* (Aus: *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Die Geschichte eines sprachlichen Feldes.* I., „Von den Anfängen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts". — Heidelberg: Winter 1931. S. 1-26.) — In: van der Lee, Anthony/Reichmann, Oskar (Hg.): *Aufsätze und Vorträge zur Wortfeldtheorie von Jost Trier.* The Hague: Mouton 1973. S. 50. (Im weiteren: Trier)
   Zu Triers weiteren Hinweisen auf Vorläufer seiner Feldmethode vgl. Trier S. 61-63. Weder auf J. Weisweilers, Hirts, F. Bechtels Forderungen und Verfahren noch auf die Methoden A. Vilmars, B. Snells und G. Ehrismanns, die Trier näher standen, kann im folgenden ausführlicher eingegangen werden. Zu weiteren früheren ähnlichen oder gegensätzlichen Einflüssen auf Trier vgl. z.B. die Fußnoten bei Trier S. 41-44. (A. Marty, H. Paul, Funke, Humboldt, Cassirer, M. Deutschbein, Leibniz, R. Unger, Jhering, F. Tönnies), S. 50. (Ch. Bally, A. Sechehaye, H.F.J. Junker, W. Porzig), S. 54. (E. Wellander), S. 59-60. (Tappolet, Jhering), S. 62-63. (F. Bechtel, F. Neumann), S. 65. (F. Dornseiff, B. Landsberger). Eine Systematisierung der relevantesten Überlegungen und Erkenntnisse, die an der Entstehung der Feldforschung beteiligt waren, erfolgt weiter unten.
4. Trier unternahm zum ersten Mal den Versuch, anhand umfangreicher sprachwissenschaftlicher Untersuchungen im deutschen intellektuellen Wortschatz die Strukturgeschichte des Feldgliederungswandels zu verfolgen.
5. Die synthetische bzw. analytische Behandlungsweise der Wissenschaft, vertreten durch die zwei grundsätzlich verschiedenen Standpunkte der französischen Zoologen Baron Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire (1830) und die Auseinandersetzung zwischen den französischen Naturwissenschaftlern Graf von Buffon und Daubenton veranlaßten ihn zu folgender Stellungnahme: „Haben wir die Geschichte der Wissenschaften und eine eigne lange Erfahrung vor Augen, so möchte man befürchten, die menschliche Natur werde sich von diesem Zwiespalt kaum jemals retten können." Zitiert nach Hoberg S. 19.
6. Vgl. dazu ebd. S. 20-21.
7. Der Verweis ist Hoberg zu verdanken. Vgl. ebd. S. 21-22. In diesem Gedicht, geschrieben (vor 1820) zum Dank an den englischen Meteorologen Luke Howard (1772-1846) für seine bekannte terminologische Vierteilung aller möglichen Wolkenformen in „Stratus", „Kumulus", „Cirrus" und „Nimbus", kommt Goethes ganzheitliche und auf inhaltliche Zusammenhänge gerichtete Sehweise am augenfälligsten zum Ausdruck:

   Er aber, Howard, gibt mit reinem Sinn
   Uns neuer Lehre herrlichsten Gewinn:
   Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt,
   Er faßt es an, er hält zuerst es fest;
   Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
   Benennt es treffend! — Sei die Ehre dein! -
   Wie Streife steigt [Stratus], sich ballt [Kumulus],
   zerflattert [Cirrus], fällt [Nimbus],
   Erinnre dankbar deiner sich die Welt.

   Goethe, Johann Wolfgang: *Howards Ehrengedächtnis.* — In: *Goethe Gedichte*, ausgewählt von Greiner-Mai, Herbert/Kruse, Hans-Joachim. Weimar: Volksverlag 1963. S. 473-475. (Hinzufügungen bei Hoberg S. 22.)
8. Vgl. Hoberg S. 22-28.

9. In der Abhandlung *Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache* behauptet er:
   [...] bei der Betrachtung aller Wirkungen der Sprache und aller Einflüsse auf dieselbe darf man nie vergessen, dass die Wörter [...] als wahre Individuen, ganz an die Stelle der Gegenstände selbst treten, die im Denken nicht so, wie die Natur es thut, noch so, wie ihre Definition sie als Begriffe bestimmt, sondern so, wie es dem Sprachgebrauche der Wörter gemäss ist, begränzt werden.
   Zitiert nach HOBERG S. 28.
10. Vgl. dazu SCHIPPAN, THEA: *Einführung in die Semasiologie.* — Leipzig: Bibliographisches Institut 1972. S. 16. (Im weiteren: SCHIPPAN)
    Die Bedeutungslehre wird von F. Haase und F Heerdegen, den Nachfolgern von Reisig weitergeführt. Vgl. zu weiteren Vertretern der Semasiologie SCHIPPAN S. 16.
11. Vgl dazu SCHIPPAN, THEA: *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache.* 2. Aufl. — Leipzig: Bibliographisches Institut 1987. S. 22. und SCHIPPAN S.17.
    H. Paul führt beispielweise die sprachlichen Phänomene auf psychologische Mechanismen zurück und versucht diese aus Assoziationsgesetzen zu erläutern.
12. WEISGERBER, LEO (1927): *Die Bedeutungslehre — Ein Irrweg der Sprachwissenschaft?* — In: ANTAL LÁSZLÓ (Hg.): *Aspekte der Semantik.* Zu ihrer Theorie und Geschichte 1662-1970. Frankfurt am Main: Athenäum 1972. S. 55.
13. Vgl. dazu SCHIPPAN S. 17.
    In der Folgezeit greifen verschiedene Wissenschaftler Probleme der Bedeutungsentwicklung des Wortes unter dem Einfluß der Individualpsychologie H. Pauls (Hatzfeld, Wellander, Sperber, Erdmann) und der Völkerpsychologie W. Wundts (Geigler, Tobler, Hecht) auf.
14. Als Geburtsstunde dieser Disziplin wird in der Fachliteratur die Arbeit *Romanische Wortschöpfung* von F. Diez (1875) bezeichnet, die Bezeichnung Onomasiologie selbst stammt aus A. Zauners Habilitationsschrift *Die romanischen Namen der Körperteile. Eine onomasiologische Studie* (1903).
15. Vgl. dazu SCHIPPAN S. 18-19.
    Die hervorragendsten Vertreter dieser Richtung R. Meringer und H. Schuchardt vertreten die These: „Sprachgeschichte ist Kulturgeschichte" und im „Verhältnis zum Wort [...] [ist] die Sache das Primäre und Feste". SCHIPPAN S. 18.
16. Vgl. besonders WEHRLE-EGGERS: *Deutscher Wortschatz.* Ein Wegweiser zum treffenden Ausdruck. 12. Aufl. — Stuttgart: Ernst Klett 1961. (Im weiteren: WEHRLE-EGGERS)
17. Sein Begriffsumfang umfaßte ein Ordnungssystem von 1000 Gruppen, zu denen er durch die Unterteilung von sechs verschiedenen Klassen des Gesamtwortschatzes gelangte.
18. Vgl. DORNSEIFF, FRANZ: *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen.* 5. Aufl. — Berlin 1959. (Im weiteren: DORNSEIFF) Dornseiff hat die Wörter in 20 Hauptgruppen und in eine Vielzahl von Unterabteilungen geordnet.
19. Vgl. DORNSEIFF S. 208. unter 5. 44. Geschehnis: „sich abspielen . sich abspinnen . aufstoßen . ausfallen . ausgehen . sich begeben . begegnen . sich darbieten . sich einstellen . eintreten [...]".
20. Vgl. WEHRLE-EGGERS S. 45 unter 151 Ereignis: b) „sich ereignen. geschehen. *pas'sieren. sich zutragen. sich begeben. sich abspielen. sich darbieten 621 · vorfallen. erfolgen. eintreten [...]". Hier werden die Synonymenreihen nach inhaltlichen Gesichtspunkten (z.B. vom Allgemeinen zum Besonderen oder umgekehrt, vom abstrakten zum farbig-volkstümlichen Ausdruck) aufgebaut. Einander nahestehende Synonymenreihen werden durch einen auf mittlere Zeilenhöhe gestellten Punkt · getrennt. Der Zahlenhinweis 621 verweist auf eine verwandte Reihe in einem anderen Artikel, das vorangestellte Sternchen * bedeutet, daß das Wort der Umgangssprache angehört. Größere Bedeutungsunterschiede sind durch Beginn in einer neuen Zeile gekennzeichnet. Das Register des Werkes läßt zu jedem Wort mit Stichworten seine Bedeutungsschattierung in den einzelnen Artikeln erkennen.
    Weder in Dornseiffs Werk noch in dem von Wehrle-Eggers werden diese Verben wie überhaupt die Synonyme abgegrenzt, deshalb betrachte ich beide nur als Materialsammlungen.

21. Die Neuorientierung der Sprachwissenschaft darf ebenso wie die Feldforschung nur in ihrer historischen Kontinuität untersucht dargestellt werden. De Saussure ist ebenso als Ausgangspunkt für eine neue Art der Sprachwissenschaft wie auch als Endpunkt einer Tradition zu sehen. Beweise dafür liefert uns E. Coseriu, indem er auf den bedeutsamen Einfluß von Georg von der Gabelentz, dem Mitbegründer der modernen synchronischen Sprachwissenschaft auf de Saussure aufmerksam macht. Vgl. dazu COSERIU, EUGENIO (1967): *Georg von der Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft.* — In: GABELENTZ, GEORG VON DER ([4]1984): *Die Sprachwissenschaft.* Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Hrsg. von Gunter Narr und Uwe Petersen. 4. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1984. S. 3-35.
22. Vgl. IMHASLY, BERNHARD/PORTMANN, PAUL/MARFURT, BERNHARD (1979): *Die strukturalistische Sprachwissenschaft.* — In: *Begriffe und Richtungen der Sprachwissenschaft.* Eine Einführung mit Arbeitsvorschlägen. Zusammengestellt von KOHN JÁNOS/TÓTH JÓZSEF. — Szombathely 1992. S. 24-29; HELBIG, GERHARD: *Die Neuorientierung bei de Saussure.* — In: HELBIG, GERHARD: *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft.* Leipzig: Bibliographisches Institut 1973. S. 33-45. (Im weiteren: HELBIG)
23. HELBIG S. 39-40.
24. Vgl. GECKELER, HORST: *Strukturelle Semantik und Wortfeldtheorie.* München: Wilhelm Fink 1971. S. 90-91. (Im weiteren: GECKELER)
25. Wie z.B. auf dem Gebiet der Philosophie, Soziologie, Biologie, Ganzheitsmedizin, Pädagogik etc. Das würde aber das Thema einer eigenen Abhandlung bilden. Vgl. dazu HOBERG S. 42-47.
26. Zitiert nach HOBERG S. 43.
27. Vgl. IPSEN, GUNTHER: *Der Alte Orient und die Indogermanen.* — In: *Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft.* Festschrift für Wilhelm Streitberg. Heidelberg: Carl Winter's Universitätsbuchhandlung 1924. S. 225. (im weiteren: IPSEN) und TRIER S. 40.
28. Vgl. HEYSE, K.W.L.: *System der Sprachwissenschaft.* — Berlin: Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung 1856.
29. Vgl. OSTHOFF, HERMANN: *Vom Suppletivwesen der indogermanischen Sprachen.* — Heidelberg: Universitätsbuchdruckerei von J. Hörning 1899. S. 3, 14.
30. Ebd., S. 4.
31. Ebd., S. 16.
32. Ebd., S. 17-18.
33. Ebd., S. 50.
34. MEYER, RICHARD M.: *Die militärischen Titel.* — In: *Zeitschrift für deutsche Wortforschung.* 1910. Bd. 12. S. 145-156.
35. MEYER, RICHARD M.: *Bedeutungssysteme.* — In: *Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung.* 1910. Bd. 43. S. 359.
36. Ebd., S. 364.
    Neben den künstlichen Bedeutungssystemen (z.B. die militärischen Titel) unterscheidet er halbkünstliche (z.B. die Jägersprache) und natürliche (z.B. die Wörter für Körperteile) sowie eindimensionale (wie die Zahlenreihe) und mehrdimensionale Systeme (wie die militärische Titulatur). Diese Unterscheidungen tauchen bei den späteren Forschern, wie z.B. bei L. Weisgerber und E. Coseriu, immer wieder auf.
37. Ebd., S. 359.
38. Den Hinweis verdanke ich HOBERG S. 10.
39. Vgl. HOBERG S. 10.
40. IPSEN S. 225.
41. Zitiert nach GECKELER S. 91.
42. JOLLES, ANDRÉ (1934): *Antike Bedeutungsfelder.* — In: SCHMIDT, LOTHAR (Hg.): *Wortfeldforschung.* Zur Geschichte und Theorie des sprachlichen Feldes. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1973. S. 108ff.

43. Porzig, Walter (1934): *Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen.* — In: Schmidt, Lothar (Hg.): *Wortfeldforschung.* Zur Geschichte und Theorie des sprachlichen Feldes. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1973. S. 78.
44. Ebd. (Hervorhebung im Original)
45. Vgl. Geckeler S. 91-95.

Rezensionen

Auckenthaler, Karlheinz F. (Hg.): *Die Zeit und die Schrift.* Österreichische Literatur nach 1945. — Szeged: JATE 1993. (= Acta Germanica 4) 362 S.

Der vorliegende Band versammelt 36 Aufsätze zu dem Thema österreichische Literatur nach 1945. Diese Beiträge gehen auf ein Symposium gleichen Themas zurück, abgehalten als eine gemeinsame Veranstaltung der Akademie der Wissenschaften Szeged, des österreichischen Kulturinstituts Budapest und des Instituts für Germanistik der József-Attila-Universität, dem Tagungsort der Konferenz.

Die in diesem Band aufgenommenen Aufsätze dokumentieren die Komplexität der österreichischen Literatur nach Ende des 2. Weltkrieges, wobei der Schwerpunkt auf die letzten 25 Jahre gelegt wurde. Dies war nicht so geplant, wie aus dem Vorwort des Herausgebers hervorgeht, sondern die notwendige Folge eines Ausschreibungsverfahrens, das Nachwuchsgermanisten die Möglichkeit gab, ihre Forschungsarbeiten zu präsentieren, die sich mehr mit der jetzigen Schriftstellergeneration beschäftigten als mit der Literatur zwischen 1945 und 1965.

Der vorzüglich geschriebene und informativ interessante Eingangsessay von Klaus Zeyringer beginnt mit dem Neuen Subjektivismus, der in der Trennung von Ich und Gesellschaft das Positive sieht, nämlich die individuelle Befreiung von gesellschaftlicher Unterdrückung. In der Mitte der 80er Jahre gehe es dann von einer Reise „um den eigenen Nabel" zu einer Reise um die Welt, wobei auch Geschichte und Gegenwart des eigenen Landes in den Vordergrund rückten, besonders in der Form von Mythen, die das Individuum aufklärerisch wieder mit der großen Welt verknüpften.

Der Folgeessay von Tomislav Bekic behandelt die Exilerfahrungen, oder die „innere Geographie" Franz Theodor Csokors. Man hofft, daß Bekic den sich daraus ergebenden interessanten Fragen in einem anderen Beitrag nachgeht, denn auf knapp 11 Seiten läßt sich dieser Fragenkomplex nicht gebührend behandeln. Die Mehrzahl der Beiträge fällt in dieselbe Kategorie; es wäre besser gewesen, wenn die gehaltenen Vorträge zur Veröffentlichung besser ausgearbeitet worden wären. Einige der behandelten Themen sind gut im Ansatz, werden aber nicht weiter entwickelt, wie z.B. das von Clemens Ruthner behandelte Thema der Phantastik, das zum Randgebiet des österreichischen Literaturkanons gehört und dem man hier dieselbe Aufmerksamkeit wünscht wie seinem überzeugenden und wissenschaftlich gut abgesicherten Artikel „Auf der anderen Seite. Zur (ausgegrenzten) Phantastik unter besonderer Berücksichtigung Österreichs," der 1994 in dem von Wendelin Schmidt-Dengler et. al. herausgegebenen Sammelband *Die einen raus — die anderen rein* veröffentlicht wurde (Erich Schmidt Verlag 1994; S. 95-111).

Peter Handke sind mehrere Artikel gewidmet. Mária Kajtár vergleicht überzeugend sein *Wunschloses Unglück* mit Péter Esterházys *Hilfsverben des Herzens*, und Endre Hárs macht in *Noch einmal für Thukydides* die verblüffende Feststellung, daß Handke nichts Neues mehr bringe und daß „Aufsätze, die über Handke nichts Neues sagen, ... gerade darüber Rechenschaft ab[legen], daß sie das Oeuvre erfaßt haben" (S. 227). Daß es Handke nicht auf das Ziel, sondern auf den Weg ankomme, betont Márta Horváth in *Peter Handkes Versuche*: „Das Wesen der Erzählung [ist] nicht das Finden, sondern die Suche ..." (S. 239). Eine andere Perspektive wird von Erzsébet Szabó eingenommen, der in Handkes *Versuch über die Müdigkeit* einen Metatext sieht, in dem drei Handlungsstränge eng miteinander verflochten sind. Die theoretische Basis für diesen interessanten Diskurs lieferte der von Bernáth und Csúri 1990 in der *Studia Poetica* veröffentlichte Artikel *Werkinterpretation, Literaturgeschichte, Literaturwissenschaft*, hier zitiert als „*Werkinterpretation* ...". Es ist anzunehmen, daß der Autor nicht, wie angegeben, „eine verkappte Darstellung der Theorie" geben will,

sondern eine *verknappte*. Leopold Federmairs Beitrag *Peripherien des Erzählens. Zu Peter Handke* versucht sich in gebündelten, an den Expressionismus erinnernden Sprachmustern, die mit vielen subjektiven Bekenntnissen, Fragezeichen und Wiederholungen durchsetzt sind. Beispiel: „Ekel vor den Stereotypen, den Formeln, den Sprachmasken, der Wiederholung; Verklärung der Dinge, des wahre[sic] nehmenden Ichs, der 'rechten Wörter', der Wiederholung" (S. 254). Ein anderer Beitrag über Handke, in dem dessen *Kaspar* mit dem Jakob Wassermanns verglichen wird, wird von Kálmán Kovács geliefert; das Ergebnis dieser Untersuchung ist, daß Wassermann ein negatives Erziehungs- und Bildungsdrama gestalte, während bei Handke die Betonung hauptsächlich auf der Sprache liege.

Von den vier sich mit Schriftstellerinnen befassenden Aufsätzen (M. Haushofer von Ossberger Ingrid; A. Mitgutsch von Margot Wieser; F. Mayröcker von Klaus Kastberger und E. Jelinek von Gerald Zorman), ist besonders der Mitgutsch-Beitrag hervorzuheben. Hier ist ein Interview mit der Schriftstellerin eingebaut, das die Problematik des Fremdseins, der Suche und der Sprache dieser Schriftstellerin betont, Themen, die ebenfalls in ihrem neuen Roman *Abschied von Jerusalem* behandelt werden.

Besondere Beachtung verdienen der Beitrag von Karlheinz Auckenthaler über Drach, die von Sigurd Scheichls über Hochwälder und von Martin Esslin über W. Bauer, und die von Friedbert Aspetsberger über Winkler und von Christine Potoschnig über Hackl. Sie sind informativ und sehr gut geschrieben, so daß Lesen eine Freude ist.

Es scheint, daß dieser Sammelband zu den Anfängen einer vielversprechenden Serie gehört, so daß die Formfehler in Zukunft vermieden werden. Dazu gehören zum Beispiel die Entschuldigung der Druckerei, daß zwei Zeilen im Vorwort des Herausgebers fehlen. Eine Ausarbeitung der hier veröffentlichten Kurzreferate wäre wünschenswert, denn viele der hier manchmal nur angeschnittenen Themen sind durchaus ausbauenswert. Eine Auswahl der Symposiumsbeiträge wäre hier angebracht gewesen, denn so löblich der Versuch auch ist, Nachwuchsgermanisten zu Wort kommen zu lassen, so geschieht das manchmal auf Kosten der Qualität. Wir hoffen, daß diese Serie fortgesetzt wird.

Gerd K. Schneider
(Syracuse)

Györffy, Miklós: *A német irodalom rövid története.* — Budapest: Corvina 1995. 236 S.

A német irodalom rövid története (*Kurze Geschichte der deutschen Literatur*) von Miklós Györffy erschien Ende 1995 und umfaßt mit Bibliographie und Register 236 Seiten. Elöd Halász: *A német irodalom története* (*Geschichte der deutschen Literatur*) erschien 1971, und die beiden Bände sind insgesamt fast 1100 Seiten stark. Schon diese numerischen Unterschiede besagen viel. Während das Werk von Halász ein Nachschlagewerk ist, in dem man bestimmte Themen nachlesen kann, ist Györffys Literaturgeschichte fast eine Lektüre, die der interessierte Leser binnen weniger Tage von A bis Z 'verschlingt'. Neben der Kürze ist dies ebenso der guten 'Verdaulichkeit' zu verdanken, die Györffys Buch charakterisiert. Mit Recht beruft er sich in seinem schönen Vorwort auf die maßgebende Wirkung von *A világirodalom története* (*Die Geschichte der Weltliteratur,* 1941) von Antal Szerb, dessen Ton

er schon hier im Vorwort anschlägt. Auch er will bei aller Informationsflut bewerten, seinen Geschmack gelten lassen, seine Freude an Literatur zeigen. Diese Art kritischer Subjektivität ist uns aus *deutschen* deutschen Literaturgeschichten so gut wie unbekannt; vielleicht ist dazu eine Distanz nötig, über die eben Ausländer verfügen: die deutsche Literaturgeschichte aus Kroatien von V. Žmegac weist vergleichbare Züge auf.

Manchmal urteilt Györffy überraschend mutig. Die Stelle zum Beispiel, wo er die größten Autoren der zwanziger Jahre noch einmal nennt, setzt sich folgendermaßen fort: „Annak idején azonban közülük igazán csak Thomas Mann nagyságát ismerték, ugyanakkor mellette számos olyan prózaíró volt még divatban, akiket az irodalomtörténet azóta a 'futottak még' kategóriába sorol, bár némelyikük még ma is népszerű és olvasott, és a mesterségbeli tudás nem is vitatható el tőlük." (S. 165. Auf deutsch etwa: „Unter ihnen wurde damals nur die Größe von Thomas Mann anerkannt, zur gleichen Zeit gab es aber außer ihm noch zahlreiche modische Prosaisten, die seitdem durch die Literaturgeschichte in die Kategorie 'auch gelaufen' eingewiesen wurden, obwohl manche von ihnen auch heute noch populär sind und gern gelesen werden und ihnen das fachliche Können auch nicht abgesprochen werden kann".) Die Formulierung mag manche Leser empören, mit dem Kern der Aussage muß man aber einverstanden sein.

Györffy informiert also hilfreich, indem er auch bewertet. In vielen Literaturgeschichten findet man bekanntlich ziemlich „abstrakte" Interpretationen, die man ohne vorheriges Lesen des behandelten Werkes kaum verstehen kann. Györffy faßt auch Inhalte sachlich und kurz zusammen. Seine Zusammenfassungen sind wirklich informativ und unschwer verständlich, obwohl — oder eben weil — jedes Wort sehr genau abgewogen an die anderen gereiht wurde. Diese klare Dichte ist imposant; es gelingt nicht jedem Autor, Kürze und Klarheit so erfolgreich unter einen Hut zu bringen.

Das Vierteljahrhundert zwischen den Erscheinungsdaten der deutschen Literaturgeschichten aus Ungarn ist nicht nur ein quantitativer, sondern auch ein politisch qualitativer Unterschied. Ohne damit E. Halász etwas vorwerfen zu wollen, sei hier zum Beispiel darauf hingewiesen, dass er bei der Behandlung der Nachkriegslyrik etwa doppelt so lang die Lyrik der DDR wie die des Westens (mit Celan und der Bachmann!) behandelt und bei der Epik etwa Halbe-Halbe macht; bei Györffy verändern sich die Proportionen weitgehend zugunsten der westdeutschen Literatur.

Györffy kann heute auch politisch objektiv und unvoreingenommen urteilen. Meistens tut er das ja auch; manchmal überrascht er aber mit wiederholter Erwähnung der *bürgerlichen Dekadenz* und ähnlichem (nicht nur bei der Jahrhundertwende, auch später). Die marxistische Geschichtsauffassung soll weiterwirken, solange keine einheitliche neue konzipiert wird?

Auch die Proportionen in der historischen Periodisierung sind meistens ausgewogen: Um die Mitte das Buches beginnt die Besprechung des Realismus und damit die der letzten knapp 150 Jahre. Was auf Vorlieben des Autors hinweist, ist, daß er hier der ersten Jahrhunderthälfte (bis 1945) beinahe 60 Seiten, dagegen den letzten 50 Jahren nur gute 30 widmet. Eine Vorliebe unsererseits ist es vielleicht, wenn wir z.B. die Besprechung einiger Barockdichter (Fleming, Angelus Silesius) bemängeln — bei vorgegebenem Werkumfang müsste man dann nämlich auch wegzulassende Stellen bezeichnen. Zweifelsohne ist aber die totale Weglassung der Schillerschen Poesie ein Versäumnis: seine Dichtkunst, speziell seine Balladen, dürften in keiner deutschen Literaturgeschichte fehlen.

Ein einzelner Autor einer Literaturgeschichte soll seinen Vorlieben in gewissen Schranken freien Lauf lassen, sonst wird er ein trockenes Inventar zustande bringen. Györffy kennt sich in der jüngeren Literatur der letzten zwei Jahrhunderte sehr gut

aus und ist mit seinen Formulierungen hier am treffsichersten; was die ältere Zeit anbelangt, stellt er sie meistens auch korrekt, nicht selten mit viel Kenntnis und Empathie vor. Doch wäre hier eine hilfsbereite Lektorenhand vonnöten gewesen: Fehler, oder öfters nur Ungenauigkeiten, die dem Verfasser unterlaufen sind, befinden sich überwiegend in diesem Teil.

Es seien hier einige Beispiele für Ungenauigkeit genannt: „Siegfried Gunther alakjában helyt is áll a tornákon" (S. 11) — nein, im *Nibelungenlied* nicht in Gunthers Gestalt, sondern mit Hilfe der Tarnkappe. Herzog Anton Ulrich „a wolfenbütteli könyvtár alapítója volt" (S. 26) — nein, der Begründer der Bibliothek war sein Vater August (und der Erbauer sein Sohn August Wilhelm). Über Grimmelshausen heißt es, daß er „Renchen városka jegyzője volt" (S. 29) — *'Schultheiß'*, wie es in den Quellen steht, dürften wir kaum mit *'jegyző'* (Notar) wiedergeben. Vom Lustspiel *Minna von Barnhelm* sagt Györffy, daß es „a darab megírásával egyidejűleg folyó hétéves háborúban játszódik" (S. 38) — nein, es spielt nicht *während* des Krieges, sondern unmittelbar *danach* und wurde wenige Jahre *später* geschrieben. Über den Selbstmord des Legationssekretärs Jerusalem heißt es, „melyet az őt ért hivatali és társasági sérelmek miatt követett el" (S. 51), d.h. wegen der ihn getroffenen amtlichen und gesellschaftlichen Beleidigungen — „Grund zur Tat sei die Liebe zur Frau eines anderen gewesen", formuliert Ernst Beutler und andere ähnlich. (In: Goethe, J. W.: *Die Leiden des jungen Werthers*. Reclam, Stuttgart 1986. S. 158. Vgl. auch: Scherer, W.: *Geschichte der deutschen Literatur*. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1894, S. 493.) Györffy meint, das Drama *Der arme Konrad* von Friedrich Wolf „a harmincéves háborúból merítette témáját" (S. 151) — schon der Titel weist darauf hin, daß hier der 30jährige Krieg mit den Bauernkriegen um hundert Jahre früher verwechselt wurde.

Fraglich ist, ob man wegen der Kürze Hypothesen als Fakten darstellen darf. „Artus a [...] kelták 5. századi vezéralakja volt", behauptet Györffy (S. 13), wobei die Historizität des Königs bis heute unsicher ist. (Vgl. dazu V. Müller — U. Mertens [Hg.]: *Epische Stoffe des Mittelalters*. Kröner, Stuttgart 1984, S. 290f. oder auch T. H. White: *Üdv néked, Arthur, nagy király*. Gondolat, Budapest 1973. S. 403). Walter von der Vogelweide „részt vett a wartburgi dalnokversenyen", erfährt der Leser (S. 17) — wenn aber der Sängerkrieg doch nur eine literarische Fiktion ist, bekommt Walthers Teilname daran einen anderen Wert. Umgekehrt ist der Fall beim Hauptmann von Köpenick: Hier wird dem Leser nicht gesagt, daß die Geschichte mehr als eine Erfindung Zuckmayers ist (S. 170).

Manchmal gibt es kleine Inkonsequenzen, die in einer Literaturgeschichte von *einem* Verfasser bestimmt unvermeidlich sind. Ich denke zum Beispiel an Romanbenennungen wie „*Csillagsors* (Roßhalde, 1914)" (S. 142), aber „*Jugend ohne Gott* (Ifjúság Isten nélkül, 1937)" (S. 172), obwohl Horváths Werk ebenso übersetzt wurde und ebenso unter einem 'neuen' ungarischen Titel erschien: *Hogy lettem én néger*. (Magvető Könyvkiadó, Budapest 1984. Der ungarische Titel ist die Übersetzung des deutschen Untertitels.) — Wie kann man von Erich Kästner ohne *Das doppelte Lottchen* sprechen (S. 170), warum steht bei „Günther" de Bruyn (der Autor schreibt sich Günter) sein später von ihm selbst verworfener Roman *Der Hohlweg*, während so wichtige Bücher des Autors wie *Märkische Forschungen* und *Neue Herrlichkeit* fehlen?

Die Beispielliste der Unzulänglichkeiten wollen wir mit zwei Fällen abschließen, die die Notwendigkeit einer gründlichen Überprüfung der Handschrift am besten zeigen. Vom Dialog *Der Ackermann aus Böhmen* heißt es: ... „amelyben egy szegény földműves, aki elvesztette feleségét, a Halál allegórikus alakjával perel." (S. 21) Der Autor Johannes von Tepl läßt aber den „Ackermann" (d.h. sich selbst) im 3. caput folgendermaßen sprechen: „Ich bin genant ein ackerman, von vogelwat ist mein pflug,

vnd wone in Behemer lande." Wem *vogelwat* sein Pflug ist, ist gerade kein Ackermann, sondern ein Schreiber! Oder Stadtschreiber eben, wie wir es über Johannes von Tepl wissen, oder *jegyző*, wie es bei Györffy steht ... In der Inhaltswiedergabe *des Hofmeisters* von Lenz schreibt Györffy über Läuffer: „Elcsábítja tanítványának nővérét, aki szégyenében öngyilkos lesz." (S. 46) Das arme, verführte Gustchen begeht also Selbstmord — was der Leser hier nicht mehr erfährt, ist, daß es vom eigenen Vater gerettet und von Vetter und früherem Verehrer Fritz glücklich geheiratet wird.

Trotz der Mängel ist Györffys deutsche Literaturgeschichte ein notwendiges, informationsreiches und gut orientierendes, also ein brauch- und sogar genießbares Buch, wegen der ungarischen Sprache ein breiteres Publikum in Ungarn ansprechend. Ich möchte dem Buch noch weitere Auflagen, dem Publikum dafür die Korrektur der unterlaufenen Ungenauigkeiten wünschen.

József Szaszovszky
(Budapest)

Haslmayr, Harald: *Die Zeit ohne Eigenschaften. Geschichtsphilosophie und Modernebegriff im Werk Robert Musils*. — Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1997. 285 S.

Harald Haslmayr beginnt seine Studie mit einer Aussage, die in einer literaturwissenschaftlichen Analyse als Konklusion gälte: Er geht von der These aus — läßt sie also als Axiom fungieren —, daß Musil in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* den Versuch macht, die Zeit des Ersten Weltkriegs, seinen Ausbruch und seine Bedeutung zu erfassen und zu erklären. Davon ausgehend verfolgt Haslmayr das Ziel, Musils Geschichtsauffassung und seinen Modernebegriff zu rekonstruieren. Wie die Zielsetzung, so ist auch die Methode von Haslmayr die eines Geschichtswissenschaftlers; er behandelt Musils Roman als Quellentext, gleichrangig mit seinen Tagebuchaufzeichnungen, Romanentwürfen oder Essays.

Dies geschieht allerdings nicht unreflektiert; Haslmayr beschäftigt sich zuerst in seiner Einleitung und später auch zu Beginn weiterer Kapitel mit dem Problem der Quelle. Das aber nur kurz, mit der Erklärung „es hieße beinahe Eulen nach Athen tragen" (60), diese Frage länger zu diskutieren. Er grenzt seine Untersuchung explizit als eine kulturwissenschaftliche ein, aber im weiteren verwickelt er sich nicht in die heute „unausstehlich gewordene *Methodendiskussion*" (S. 10).

Die globale Struktur der Arbeit bestimmen die oben genannten zwei Hauptthemen. Im ersten Teil wird Musils Geschichtsauffassung, seine Stellungnahme zur Geschichte behandelt, systematisiert nach den benutzten Quellentexten. Im zweiten Teil bildet die Analyse des Begriffs „Moderne" den Schwerpunkt, hier werden einerseits die wichtigsten Faktoren des Modernisierungsprozesses, wie Pluralität, Dissoziation, Akzeleration usw., andererseits die Konnotationen des Wortes „heute" im *Mann ohne Eigenschaften* untersucht.

Um Musils Geschichtsauffassung zu rekonstruieren, geht der Autor von der Analyse zweier — in dieser Hinsicht — Schlüsselfiguren des *Mann ohne Eigenschaften* aus. Moosbrugger, der unzurechnungsfähige Mörder, und Clarisse, die Wahnsinnige, sind im Roman nach Haslmayr nicht als Einzelfälle dargestellt, sie sind vielmehr Repräsentanten für die moderne Welt, für das Allgemeine. Moosbruggers Unzurechnungsfähigkeit und Clarissens Wahnsinn bestehen darin, daß sie

zur Erfahrung nicht imstande sind; der eine kennt zwischen sich und der Welt keine Zeichen, für die andere wird alles zum Zeichen. Wegen dieser mentalen Einstellung zerfällt die Welt für beide Figuren in Einzelerscheinungen, die Kausalität, die lineare Auffassung der Zeit geht bei beiden verloren.

Dieser Gedanke — die Ablehnung der Auffassung eines linearen Zeitflusses, und damit der Kausalität — ist nach Haslmayr paradigmatisch für Musils Geschichtsauffassung. In den weiteren Kapiteln des ersten Teiles untersucht er verschiedene Texte (Texttypen) des Musilschen Oeuvres und zitiert zahlreiche Textstellen aus Musils Tagebüchern, Skizzen, Essays und Briefen, um diese These zu belegen. Das Neue bei Musil sieht Haslmayr darin, daß er zu den Ersten gehört, die das Verstehen der eigenen Zeit bzw. der Vergangenheit aufgrund einfacher Kausalerklärungen nicht mehr für legitim halten. Mit dieser Einstellung gehöre Musil nicht nur zu den bedeutendsten Literaten seines Zeitalters, sondern er sollte nach Haslmayr auch in die Reihe der Geschichtsphilosophen aufgenommen werden — ein Argument für eine Annäherung der Geisteswissenschaften in einer Wissenschaft der Kultur.

Der Grundgedanke der Akausalität bestimmt nach Haslmayr nicht nur den Inhalt des *Mann ohne Eigenschaften*, sondern erklärt auch die von Musil „erfundene" neue Form des Roman-Essays. Musil vermeidet in seinem Roman absichtlich das „primitiv Epische", wie er es nennt, er zeigt Skepsis der „grande narration" gegenüber. Den Roman charakterisiert eine grandiose Statik, eine Handlung im traditionalen Sinne kommt nicht zustande, das Werk besteht vielmehr aus einer „Fülle von Gedanken, Reflexionen und Analysen" (34).

Ein sehr interessantes Beispiel für Musils Technik, die Logik des Nacheinander zu ironisieren, analysiert Haslmayr in dem Kapitel „Geschichtsphilosophie und Theorie des Geschehens". Er untersucht ein Kapitel aus dem *Mann ohne Eigenschaften* („Seinesgleichen geschieht oder warum erfindet man nicht Geschichte?"), das er als paradigmatisch für den ganzen Roman ansieht. Hier will Ulrich eine Antwort auf die Frage finden: Was ist Geschichte? Er versucht, seine Gedanken logisch zu ordnen, er numeriert seine Antworten, doch schweift er ständig ab. Die Richtungs- und Ziellosigkeit des Geschichtsverlaufs wird weiter dadurch ironisiert, daß Ulrichs Gedanken kein logisches Ende erreichen, sie werden einfach durch das Ankommen abgebrochen. Also nicht nur der Gegenstand der Erkenntnis, sondern auch die Erkenntnisform weist bei Musil auf die Unmöglichkeit einer linear folgernden Tradition hin — stellt Haslmayr fest.

Aufgrund seiner Hauptthese schlägt Haslmayr eine Lösung auch für den Romantitel des *Mann ohne Eigenschaften* vor. Er sieht „Musils Geschichts- und Zeitauffassung engstens mit der Unmöglichkeit von Erfahrung des Subjektes" (73) zusammenhängen. Da nun Eigenschaften als Ausdruck der Art des Lebensvollzugs aufgefaßt werden können, die ihrerseits auf Erfahrung basiert, wird es verständlich, warum Musil von den zahlreichen Titelentwürfen schließlich den endgültigen, eben den „Mann ohne Eigenschaften" wählte.

Im zweiten Hauptteil („Die Analyse der modernen Welt") zeigen sich deutlich die Probleme des rein geschichtswissenschaftlichen Herangehens an einen literarischen Text. Es wird nicht deutlich, ob Musils Roman der Gegenstand oder das Mittel der Erkenntnis in Haslmayrs Untersuchungen ist. Die Fragestellung bezieht sich einmal auf den Inhalt des Romans (z.B. Wie erscheint das „heute" im *Mann ohne Eigenschaften*?) und will so einen Beitrag zu Musils Werk leisten, ein anderes Mal wird Musils Text zum Mittel bzw. zur Quelle der Erkenntnis des Mitteleuropa der Jahrhundertwende.

Vielleicht ist dies der Grund dafür, daß der zweite Teil der Arbeit weniger informativ zu sein scheint als der erste Teil. Es wird eine große Fülle von Zitaten angeführt, die alle als Beweis dafür dienen, daß die Frage der „Moderne" wirklich

zu den Hauptproblemen des Musilschen Werks gehört. Die „Beweiskraft" der Zitate besteht aber lediglich in ihrer Quantität; da die Verwendung des Begriffs bei Musil zu vielfältig ist, zieht Haslmayr selbst den Schluß, daß seine Bedeutung bei Musil nicht eindeutig festzulegen ist.

Hier stellt Haslmayr die Frage, welche Methode zum Verständnis der eigenen Zeit anzuwenden ist, wenn man — wie Musil — die Legitimität der „Darstellung von kontinuierlichen geschichtlichen Abläufen" leugnet. Musils Lösung ist die „methodische Analogie von Epochenvergleichen" (236). Fast überall, wo er seine Zeit zu charakterisieren versucht, tut er dies durch die Gegenüberstellung von „heute" und „früher". Es sei übrigens die Eigenschaft „der Moderne" (der Begriff jetzt im weiteren Sinne verstanden) — sagt Haslmayr -, daß sie nur im Gegensatz zu etwas bestimmt werden kann, „der Begriff *modernus*, modern, [wird] vor allem dann verwendet, wenn es um eine emanzipatorische Abgrenzung gegenüber einer anderen Epoche geht" (236).

Nach der Bestimmung der Methode der Musilschen Kulturanalyse (Methode der Analogie) untersucht Haslmayr die verschiedenen Motivkreise, die unterschiedliche Bedeutungsaspekte des Ausdrucks „heute" vergegenwärtigen, wie „Dissonanzen — Dissoziation — Diskontinuität", „Religion und Säkularisierung", „abstraktes Denken — Verstand — Naturwissenschaft" usw. In diesen Kapiteln haben wir wieder eine große Fülle von Zitaten vor uns, deren Auflistung — wie es der Autor auch selbst feststellt — auf Kosten der Lesbarkeit geht, besonders, da der Status der Zitate im Musilschen Gedankengang ohne Kontext nicht so recht feststellbar ist.

Eben dieses Streben nach Vollständigkeit und korrekter Analyse ist es, was einerseits den großen Wert des Buches ausmacht, andererseits aber die Rezipierbarkeit der Arbeit erheblich mindert. Die Studie enthält wirklich nur Aussagen, die mit Textstellen aus dem Musil-Oeuvre belegt sind; sie enthält überdies aber auch eine Menge Textstellen, Zitate, die nicht interpretiert oder kommentiert werden, die also nicht Teil des Erklärungssystems sind und mit denen der Leser so nicht viel anfangen kann. Zur Vollständigkeit trägt bei, daß Haslmayr am Ende seiner Arbeit eine Liste über alle Stellen des Musil-Nachlasses gibt, an denen sich Zusammenhänge zu seiner Fragestellung finden. Dies war wahrscheinlich nur mit Hilfe des Musil-Nachlasses auf CD-ROM möglich, der aber im Literaturverzeichnis nicht angegeben wird. Trotz einiger Leseschwierigkeiten ist Haslmayrs Buch aber insgesamt zu empfehlen. Er leistet einen bedeutenden Beitrag zur Rekonstruktion des Musilschen Werkes, und zwar aus einer neuen Perspektive. Obwohl die zugrundegelegte Methode kritisch diskutiert werden kann, verhilft der Reichtum an neuen Informationen und neuen Zusammenhängen, den Haslmayr bietet, eindeutig zum besseren Verständnis des Musil-Oeuvre.

Márta Horváth
(Szeged)

E.T.A. Hoffmann Jahrbuch. Bde. 1 (1992-93), 2 (1994), 3 (1995). — Berlin: Erich Schmidt Verlag. 224, 166, 160 S.

Das *E.T.A. Hoffmann Jahrbuch* ist ein guter Beweis für die Beständigkeit in der Veränderung, denn es führt unter diesem Titel eigentlich die *Mitteilungen der E.T.A. Hoffmann-Gesellschaft* (=*MHG*) fort (Band 1 entspricht dem Heft 38/39 der *MHG*, Band 2 dem 40 und Band 3 dem 41). Die *Mitteilungen* waren dem (wohl nicht allzu kleinen) Kreis der Hoffmann-Forscher bekannt, das *Jahrbuch* erhebt aber den (be-

rechtigten) Anspruch, in einem weiteren Kreis zu wirken. Das wird wohl möglich, denn obwohl die *MHG* seit den siebziger Jahren unter der Schriftleitung von Wulf Segebrecht „zu einem wichtigen Organ der Hoffmann-Forschung" geworden sind, konnten diese Hefte — da sie nicht in einem Buchverlag erschienen — doch nur eine beschränkte Verbreitung finden. Die Publikation des *Jahrbuchs* wurde nun vom Erich Schmidt Verlag, Berlin, einem der wichtigsten literaturwissenschaftlichen Verlage Deutschlands übernommen, und diese Tatsache wird die erwähnten Mängel sicherlich beheben.

Die Herausgeber des *E.T.A. Hoffmann Jahrbuch*s sind bekannte und anerkannte Hoffmann-Forscher: Hartmut Steinecke (zugleich auch Herausgeber der neuesten kritischen Hoffmann-Gesamtausgabe), Franz Loquai und Steven Paul Scher, und auch der wissenschaftliche Beirat, der eine gewisse Internationalität dieses Forschungsorgans sichert, besteht aus namhaften Wissenschaftlern. Das Jahrbuch will — wie es Hartmut Steinecke in seinem Vorwort zum ersten Band formuliert — „noch mehr als bisher ein Forum der internationalen Hoffmann-Forschung sein", und der erweiterten Konzeption entsprechend möchte es „den Diskussionen um den Autor, sein Werk und dessen Kontexte ein Forum bieten, offen sein für Spezialstudien wie für Arbeiten, die über Hoffmann hinausgreifen". Diesen Zielsetzungen entspricht der erste Band schon dadurch, daß er die Beiträge des im September 1992 in Berlin unter dem Titel „E.T.A. Hoffmann. Deutsche Romantik im europäischem Kontext" organisierten internationalen Symposions enthält. Der Titel signalisiert zugleich wichtige Akzente, denn die ersten beiden Aufsätze untersuchen Hoffmanns Zugehörigkeit zu bedeutenden europäischen Traditionen. Steinecke versucht eine Umwertung des Romanwerks von Hoffmann zu suggerieren, indem er nicht nur die traditionsgemäß als Romane betrachteten (und vom Autor selbst so bezeichneten) zwei Werke (*Die Elixiere des Teufels* und *Kater Murr*), sondern auch andere wie *Der goldne Topf*, *Seltsame Leiden eines Theater-Direktors*, *Klein Zaches genannt Zinnober*, *Prinzessin Brambilla*, *Meister Floh* als Romane qualifiziert, und zwar eben auf Grund einiger Merkmale, die in anderen (z.B. in der französischen oder englischen) Literaturen als Romane bezeichnete Werke auszeichneten. Laut Steinecke sind für Hoffmanns als Romane zu betrachtenden Werke eben solche Eigenschaften charakteristisch, die zugleich die „Wendung der Modernität" des europäischen Romans sicherten und die sich als „die Subjektivierung des Geschehens und die psychologische Vertiefung der Personendarstellung; sowie vor allem die zentrale Rolle der Selbstreflexion" in den Werken äußern. Die Umwertung der Gattungszugehörigkeit wichtiger Hoffmann-Texte mag und soll noch (heftige?) Diskussionen auslösen, die Feststellung aber, die die Texte als solche bewertet, die zur europäischen Tradition der Moderne gehören und sie fortführen, läßt sich wohl nicht bestreiten. Wolfgang Nehring stimmt auch dieser Forschungslinie bei, indem er das Verhältnis von Tradition und Innovation im Roman *Die Elixiere des Teufels* untersucht und folgert, daß Hoffmann „sich [...] nicht aus der Gattung des Schauerromans herausentwickelt, sondern dieses Genre weitergeführt hat", indem er es um „die Psychologie des Unterbewußten erweitert". Martin Swales untersucht den selbstreflexiven Charakter des Romans *Kater Murr* und er betrachtet ihn — so wie Steinecke — als zur „Tradition des selbstreflexiven europäischen Romans der Neuzeit" gehörend, was eben daraus resultiert, „daß sich das Selbstreflexive gleichzeitig potenziert und kritisch durchleuchtet". Andere Beiträge verbinden Hoffmann mit anderen Traditionen, wobei der musikgeschichtliche Aspekt des Hoffmannschen Œuvre eine besonders wichtige Rolle spielt. Günter Oesterle analysiert die Erzählung *Ritter Gluck* als Beispiel für „die unaufhebbare Ambivalenz der modernen Kunstproduktion", die zwischen Tradition und Authentizitätsanspruch hin- und hergerissen wird, Werner Keil untersucht Hoffmanns Beitrag zur Entstehung der musikalischen Romantik, was auch zu einer Umwertung des Romantikbildes der Musikologie

führen könnte. Zwei andere Beispiele stellen einige Hoffmann-Texte in andere, z.B. mythengeschichtliche (Rudolf Drux) und technikgeschichtliche (Ulrich Stadler) Kontexte. Die anderen Beiträge des Bandes versuchen, verschiedenen Wirkungslinien des Hoffmannschen Werks zu folgen. Hans-Georg Werner zeichnet Hoffmanns „Phantasie-Italien" nach, das als Kontrast zu dem in den Werken gezeichneten Deutschland die bekannte Dichotomie bzw. Ambivalenz der Texte vertieft. Friedmar Apel hebt visuelle Aspekte bei Hoffmann hervor, indem „das serapiontische Schauen, der romantische Blick auf und in die Natur" eben die künstlerische Problematik des modernen Menschen veranschaulicht, wofür einige italienische Bilder des weniger bekannten romantischen Malers Carl Blechen auch Beispiele liefern. Traditionellere wirkungsgeschichtliche Fragen stehen in den Beiträgen von Hartmut Mangold, Gisela Vitt-Maucher, Wulf Segebrecht, Sigrid Kohlhof im Mittelpunkt, obwohl ab und zu auch versucht wird, intertextuelle Momente in Betracht zu ziehen.

Band 2 und 3 zeigen eine etwas andere Struktur, die der eigentlichen Gliederung des Jahrbuchs entspricht, indem hier einer Dreiteilung in Aufsätze, Besprechungen und Nachrichten aus der E.T.A. Hoffmann-Gesellschaft gefolgt wird. In Band 2 berichten drei Beiträge über verschiedene bis jetzt unbekannte Dokumente: Bernhard Schemmel schreibt über die Vermehrung der E.T.A. Hoffmann-Sammlung der Staatsbibliothek Bamberg, Werner Taegert über die Deutung eines handgeschriebenen Dokuments, das die Beurteilung eines Romananfangs von Hippel enthält, Wulf Segebrecht berichtet über zwei bisher unbekannte Briefe von Hoffmann, die Erzählungen und Märchen erwähnen, die in die *Serapions-Brüder* aufgenommen wurden, wodurch „die Geschichte der Konzeption und Benennung dieser Erzählungssammlung [...] eine nicht unwesentliche Präzisierung" erfahren kann. Die Einzelanalysen des Bandes erörtern verschiedene Aspekte einiger Hoffmann-Texte. Detlef Kremer untersucht hermetische Referenzen im *Goldenen Topf*, indem er behauptet, im Text seien zwei esoterische Traditionen zu entdecken: das Sprach- und Schriftkonzept des Märchens zeige kabbalistische Züge, die Naturvorstellung aber sei von der Alchemie bestimmt, zugleich aber entstehe durch die ironisch-spielerische Verarbeitung der Tradition ein weitgehend durch die romantische Ästhetik (vor allem durch die Intertextualitäts- und Arabeske-Auffassung) inspiriertes Werk. Petra Liedke Konow nimmt ästhetische Rekurrenzphänomene im Rahmenzyklus *Die Serapions-Brüder* unter die Lupe, sie deutet den Rahmen „als eine Art »reading interlude«", der die Gestaltungsprinzipien der Texte hervorkehre, wodurch im Zyklus über seine eigenen Bedingungen reflektiert und so „eine erstaunliche Geschlossenheit" erzielt werde. Rolf Selbmann behandelt die Poetik von Hoffmann in der späten Erzählung *Des Vetters Eckfenster* und versucht, die bis jetzt gängigen Akzente der Interpretation zu verschieben, die den Text als ein frühes Dokument des literarischen Realismus deuten. Selbmann meint, hier sei ein poetologisches Prinzip am Werk, das sowohl im Zitat Horaz' als auch in den Themen des Gesprächs der beiden Vetter und in den Äußerungen des Ich-Erzählers zum Ausdruck komme, denn es betone „die reduzierte Allwissenheit des traditionellen Erzählers und steht am Anfang einer Linie, die unmittelbar zu den beschränkten Erzählperspektiven der Moderne führt", dadurch entstehe „ein hochgradig selbstreflexiver und moderner Text".

Band 3 enthält auch einige Werkanalysen: Johannes Barth untersucht das Phänomen der ästhetischen Selbstreflexion im Kindermärchen *Nußknacker und Mausekönig*, diese Selbstreflexion konzentriere sich in der Figur von Droßelmeier, er sei „der Künstler als 'Handwerker', mechanischer Verfertiger formal perfekter, aber zunächst seelenloser Werke", dem die „Imaginationskraft" fehle, wodurch das bei Hoffmann in den verschiedensten Formen und Texten auftauchende quasi unlösbare Problem eines perfekten, Inspiration und Kalkül in einem idealen Gleichgewicht

verbindenden Kunstschaffens auch in diesem Märchen repräsentiert wird. Detlef Kremer erörtert die Frage der Groteske, die in der Romantik besonders aktuell wurde. In Anlehnung an Bachtins Konzeption entdeckt er im zur Selbsterkenntnis führenden Verwirrspiel des Karnevals wichtige Züge der Groteske, denn „der 'verkehrte' Blick spiegelt die 'inverse' Perspektive der Groteske", und sie wird am Ende des Capriccio *Prinzessin Brambilla* eben zu einem ästhetischen Programm. Helmut Pfotenhauer weist in seiner Analyse des Romans *Kater Murr* von Hoffmanns Titelvignetten ausgehend vielfältige Bezüge zwischen Bild(haftem), Musik und Sprache, und zwar „die arabeske Verschlingung der Medien" nach, das Überhandnehmen von Intertextualität und Intermedialität entspräche weitgehend den amimetischen, selbstbezüglichen, modernen Zügen der romantischen Kunstauffassung, der Hoffmann in diesem Werk — einem grundsätzlich und in mehrfachem Sinne des Wortes visuell angelegten Konstruktionsprinzip folgend — nicht nur folgt, sondern sie weiterführend und erweiternd ihr auch neue Aspekte und Möglichkeiten abgewinnt. Band 3 bringt ebenfalls interessante und wertvolle Beiträge zur Hoffmann-Rezeption: Hartmut Steinecke publiziert neue Zeugnisse der zeitgenössischen E.T.A. Hoffmann-Rezeption, Stefan Ringel zählt in seinem Beitrag die Verfilmungen verschiedener Hoffmann-Werke im Laufe der 100jährigen Geschichte des Kinos auf und versucht auch die interessante Tatsache zu erklären, warum sich diese Verfilmungen auf so wenige Werke (vor allem auf *Das Fräulein von Scuderi*, *Die Elixiere des Teufels* und den *Sandmann*) und fast ausschließlich auf den deutschen Sprachraum beschränken. Andreas Olbrich stellte die Bibliographie der im Zeitraum 1981-1993 in verschiedenen Sprachen publizierten Werke von Hoffmann zusammen, er setzt damit die bibliographischen Arbeiten von Klaus Kanzog in den *MHG* fort und bereichert damit unsere Informationen über die verschiedensten Ausgaben dieser Texte, die zugleich auch einen guten Beweis für die Fortwirkung des Autors darstellen.

Die Buchbesprechungen der Bände 2 und 3 orientieren sowohl interessierte Leser als auch Hoffmann-Forscher einerseits durch die Auswahl der besprochenen Werke, andererseits natürlich durch die kritisch-bewertenden Bemerkungen über sie. Dadurch und mehr noch durch die verschiedenen, aber für den kritischen Leser oft doch gemeinsame Ausrichtungen aufweisenden Aufsätze der ersten drei Bände zeichnen sich bestimmte Tendenzen der neuesten Hoffmann-Forschung ab. Hoffmann wird meistens als einer der wichtigsten Autoren der deutschen Romantik und einer der Vorläufer der modernen (nicht nur) deutschen Literatur überhaupt bewertet, deren Werke solche Züge aufweisen (z.B. intertextuelle Schreibweise, Ironie, Groteske, bestimmte strukturelle Eigenschaften), die manchmal über die Moderne hinausweisend unsere postmoderne Zeit vorwegnehmen.

Magdolna Orosz
(Budapest)

Berger, M. – Krolop, K. – Papsonová, N. (Hg.): *brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien-Slowakei 1995*. — Berlin, Prag, Presov: DAAD und brücken-Verlag. 326 S.

Die Organisatoren des Prager Werfel-Symposiums vom Oktober 1995 haben die Veröffentlichung in Rekordzeit durchgepeitscht. Sie haben die Referate im germanistischen Jahrbuch für Tschechien und die Slowakei *brücken* untergebracht, unter kräftiger Mithilfe des DAAD. Bis auf drei Aufsätze, die immerhin auch von deutscher kultureller Präsenz in Böhmen und der Slowakei berichten, ist der Band eben Werfel gewidmet.

Die Beiträge stehen in zwangloser Anordnung. Wir unterscheiden jedoch drei Richtungen: Rezeption, Umfeld und Interpretation. Kurt Krolop legt die Reaktionen der Prager auf Werfels Bekenntnisse zur Prager Doppelkultur vor. Josefs Cermáks Aufsatz ergänzt den Krolops um eine überschaubare Bestandsaufnahme der Rezeption von Werfels übrigen frühen Schriften in der tschechischen Kritik. Die Erforschung des Umfeldes von Werfels Schaffen macht den Hauptteil des Symposiumbandes aus. Hannelore Rodlauer beschreibt die geistige Konvergenz der pazifistischen Gruppe, zu der Werfel am Anfang des ersten Weltkrieges stieß.

Rotraut Hackermüller hat die historischen Hintergründe von Werfels *Cella* eruiert. Dank ihrer imponierenden Recherchen weiß man jetzt genau, daß das Roman-Fragment eine treue Wiedergabe des österreichischen politischen Spektrums zur Zeit des Anschlusses ist. Was Murray Hall über die Beziehungen zwischen Werfel und seinem Verleger Zsolnay mitteilt, ist ein Konzentrat dessen, was er in seiner umfangreichen Geschichte des Verlags dargelegt hat. Man erhält Einblick in die kaufmännischen Bedenken und Rücksichten, die dem Erscheinen eines Buches vorausgehen. Den längsten Aufsatz liefert der unbezwingbare Spurensucher Hartmut Binder mit der Exhumierung eines unansehnlichen Statisten des literarischen Umfeldes Werfels: Karl Weissenstein. Man entdeckt eine gar nicht so blasse Figur der Prager Caféhaus-Literatur. Dem Unterzeichneten ging es in seinem Referat um eine neue Auslegung von Kafkas Ablehnung von Werfels *Schweiger* und die **Intertextualität** zwischen Kafka und Werfel.

Zum Inhalt des Symposiums gehörten auch Werkinterpretationen. Hans Wageners Untersuchung des Erzählstils in *Einer blaßblauen Frauenschrift* verschafft ein nachahmenswertes Modell, das fortan auf Werfels gesamte Novellistik Anwendung finden müßte. Man ist Milan Tvrdík, dem Mitorganisator des Symposiums dankbar, daß er auch Zeit fand, ein Referat beizusteuern. In prägnanter Form bringt er die originellen Züge der religiösen Aussagen Werfels in Erinnerung. Edwin Lüer weist textnah die Babel-Motive im *Stern der Ungeborenen* nach, beleuchtet somit eine Dimension, die man bisher total übersehen hatte. Zum Schluß verklammert der Werfel-Übersetzer und Interpret seines frühen Theaters Hanus Karlach das ganze Oeuvre mit dem letzten Roman, indem er im *Stern...* auf das Auftauchen von „Repetitionen in der Topik, im Stil, ja sogar in der szenischen Struktur" aus früheren Schriften hinweist.

Im „topographischen" Zentrum des Referatsbandes steht Karlheinz Auckenthalers Präsentation der noch unveröffentlichten Tagebücher Werfels. Akribisch untersucht der Verfasser den literaturwissenschaftlichen „Tagebuchbegriff". Er trifft scharfe Sonderungen, die einer Klassifizierung der verschiedenen Aspekte autobiographischer Aufzeichnungen bei Werfel gerecht werden. Er hat die Entstehung der Eintragungen sowie ihre von Werfel selbst vorgenommenen oder vorgesehenen Umgruppierungen zurückverfolgt. Ebenfalls hat er die Neuverteilung durch Adolf Klarmann unter Almas Aufsicht rekonstruiert, die ihren Niederschlag in dem ersten Band *Zwischen Oben und Unten* von 1946 findet und im Band mit demselben Titel von 1975 fortlebt.

Ein solcher Band hätte zwar ein Hardcover mit breiterem Buchhandelumlauf verdient. Aber man muß den Herausgebern, ganz besonders Stefan Höhn, der eine Einleitung geschrieben hat, dankbar sein, daß sie die Herausgabe dieser Ergebnisse nicht verzögert haben. Damit bereichern sie nicht nur die Werfel-Forschung, sondern auch die Literaturmethodologie auf entscheidende Weise.

Michel Reffet
(Dijon)

Petersen, Jürgen H.: *Fiktionalität und Ästhetik. Eine Philosophie der Dichtung*. — Berlin: Erich Schmidt 1996. 315 S.

Der neueste Band Jürgen H. Petersens nach dem 1993 erschienenen *Erzählsysteme. Eine Poetik epischer Texte* ist eine großangelegte Arbeit — sowohl bezüglich der Themenwahl wie auch der Ausführung der Themen. Während der Verfasser über seine *Erzählsysteme* behauptet hat, keine Theorie, sondern eine Poetik geschrieben zu haben, weil es ihm nicht um die „gedankliche Begründung für ein empirisch sichtbares Phänomen" ging, setzte er sich diesmal ein weiter gestecktes Ziel als eine „bloße Dichtungstheorie" (S. 8.) zu liefern. Sein Ziel ist, „alle Dimensionen des Poetischen nach[zu]zeichnen und deren Ursachen und Gründe [zu] untersuchen." (S.12.) Seine Diskussionsbereitschaft und sein Streben, sich von den herkömmlichen Literaturtheorien bzw. -theoretikern abzuheben, scheinen diesmal noch intensiver zu sein als im erwähnten vorherigen Buch.

Worin besteht das Neue in Petersens Ansatz nach seiner eigenen Einschätzung? Eine Philosophie der Dichtung haben wir vor uns, weil sie — ähnlich wie die Philosophie — „voraussetzungslos", unmittelbar bei der Sache ansetzen will, um das Wesen der Dichtung erfassen zu können. In diesem Sinne wäre seine Abhandlung etwa als eine Korrektur oder Vollendung bisheriger Theorien anzusehen, da diese, u.a. die von Jurij Lotman, Johannes Anderegg oder Wolfgang Iser, von einem Theorem ausgehend, nur Einzelaspekte und Einzelheiten zu erfassen fähig gewesen seien.

Ein weiterer Kritikpunkt betrifft die Begriffsverwendung dieser und anderer Autoren, die „ das Poetische mit Fiktionalität und Imagination und alles zusammen mit dem Fiktiven einerseits und dem Wirklichen andererseits" (S. 10.) in Zusammenhang bringen. Allerdings verfällt auch Petersen sogar in zweierlei Hinsicht den — vermeintlichen — Fehlern seiner etablierten Vorläufer. Erstens: Obwohl er sich gegen ein Theorem sträubt, stellt er sein eigenes auf. Mit der Unterscheidung „Fiktion" (Erfundenes, Fiktives und als solches ein Gegenbegriff zum Realen, Faktischen) und „Fiktionalität" schafft er die Grundlage für ein Theorem, von dem er ausgeht: Fiktionalität sei nicht als Seinsstatus, sondern als Redestatus aufzufassen. Zweitens ist auch sein Begriffsapparat ziemlich heterogen und verschwommen. Der Ausgangspunkt, an dem er „unmittelbar" ansetzen kann, ist „der poetische Satz", der als bekannte Größe vorausgesetzt und nicht definiert wird. Diese poetischen Sätze, eigentlich sein Untersuchungsmaterial, nennt er im weiteren fiktionale Sätze, die als solche nach ihrem Redestatus charakterisiert werden. Die Frage nach dem Wesen der Fiktionalität umfaßt Einzelaspekte wie

> [...] worin sich poetisches Sprechen vom alltäglichen unterscheidet, woher dieser Unterschied stammt, wieso uns dieser Unterschied stets und unmittelbar vertraut ist, wieso in der Poesie sowohl von Ausgedachtem als auch von Fakten die Rede sein kann [...] (S.13.),

die im ersten Teil der Arbeit erörtert werden. Im zweiten Teil wird der Komplex Unterschied und Zusammenspiel von Fiktionalität und Ästhetik behandelt.

Fiktionalität als Redestatus bedeutet für Petersen, daß der Unterschied zwischen Wirklichkeitsaussagen und Fiktionalaussagen nicht in ihrem Gegenstand besteht — das Mittel der Fiktionalaussagen ist ja genauso die Realsprache wie bei Wirklichkeitsaussagen, und es ist durchaus möglich, in einem fiktionalen Satz über Fakten zu reden —, sondern in ihrer **Aussagehinsicht**. Fiktionalaussagen zeichnen sich dadurch aus, daß sie im absoluten, unmittelbaren Sinne wahr und weder verifizierbar noch falsifizierbar sind; daß sie reine Zeitlichkeit und Örtlichkeit aufweisen; und daß sie im Prinzip inkommunikativ sind, weil „weder ein reales Aussagesubjekt etwas auf sich Bezügliches aussagt, noch einen bestimmten, realen Adressaten im Blick hat" (S. 36.).

Petersens Ansatz über Fiktionalität als Redestatus ist in der Forschungsliteratur schon vorgeprägt und er nimmt auf die vorangegangenen Ansätze zum Teil auch Bezug, aber mit dem Vorbehalt, daß der entscheidende Schritt in diesem Bereich bisher noch nicht getan worden sei. Er selbst beruft sich auf Wolfgang Iser, der in seinem Buch *Der Akt des Lesens* im Zusammenhang von „Fiktion und Wirklichkeit" nicht mehr vom Seinsverhältnis, sondern vom „Mitteilungsverhältnis" spricht und auf Ulrich Keller, der ausgesprochen hat, Fiktionalität als Sageweise und Sprechart zu verstehen. Wenn Petersen den Begriff „Wirklichkeitsaussage" verwendet, dann ist das keine einfache Übernahme des Ausdrucks von **Käte Hamburger**, weil bei Petersen nicht die Existenz eines realen Aussagesubjekts von entscheidender Bedeutung ist, sondern die Tatsache, daß „das Gesagte auf seine Wirklichkeit hin ausgesagt wird." (S. 35.)

Die Erklärung dieser doppelten Sprachlichkeit findet der Verfasser darin, daß der Mensch ein doppeltes Sprachbewußtsein hat, welches in einer Doppelung des Bewußtseins (Fiktionalbewußtsein und Realbewußtsein) fundiert ist. Dem Fiktionalbewußtsein ordnet er einen vor-empirischen Status zu, was die Konsequenz in sich trägt, daß fiktionales Sprechen keinesfalls als Nachahmung realer Aussagen verstanden werden kann. Diese These wird dadurch unterstützt, daß er die einzelnen Merkmale der Fiktionalaussagen auf ihren vor-empirischen Status hin prüft.

Zeit und Raum sind Möglichkeiten der Erfahrung, a priori-Kategorien im Kantschen Sinne. Unmittelbare Wahrheit und absolutes Sein lassen sich von der „Erschlossenheit des In-der-Welt-Seins" Heideggers, was der Welterfahrung vorausliegt, und von dem Gedanken Hegels „Denken heißt Ist-Sagen" (S. 54.) ableiten. In der Hinsicht des letzten Merkmals — Fiktionalaussagen seien inkommunikativ —, das von Grunde auf fragwürdig erscheint, liefert er ein ungenügendes Argument: er geht von der vorverbalen Sprache der Kinder aus, für die Expressionsfähigkeit und Expressionsneigung charakteristisch ist und die kommunikationslos ist, weil sie kein Gegenüber hat. Der Verfasser behauptet, daß „eine außerordentlich enge Beziehung zwischen dem monadischen, vor-kommunikativen Sprechen und der Eigenart fiktionaler Texte existiert" (S. 56.). Dabei meint er die ästhetischen Versuche der „Entsemantisierung" von der Romantik her. Klanggedichte, Unsinnpoesie und ähnliches bilden aber nur einen schmalen Ausschnitt fiktionaler Werke, also keinesfalls ausreichende Beweise für die oben zitierte Annahme. Man hat eher den Eindruck, daß der Verfasser ähnlich den vorangegangenen Erscheinungen auch bei dem letzten Merkmal zu einer analogen Schlußfolgerung kommen wollte.

Petersen behandelt ausführlich die Rolle und die Beschaffenheit der Wirklichkeitssprache in Fiktionalaussagen. Das sprachliche Kunstwerk (bisher hieß es poetischer Satz, fiktionaler Satz, Dichtung, Literatur) ist für ihn eine Kombination von einem fiktionalen Bewußtsein und dem Sprachmaterial von Realaussagen. Die Übertragung der Realsprache in die Fiktionalität führt zur Entindividualisierung, Bedeutungserweiterung der Wörter; führt zur Erfassung des Allgemeinen. An diesem Punkt soll bemerkt werden, daß die Auffassung Kunst als Nachahmung der Wirklichkeit an mehreren Stellen in Frage gestellt wird. In seinen Abhandlungen *'Mimesis' versus 'Nachahmung'. Die Poetik des Aristoteles — nochmals neu gelesen* (1992), sowie *'Nachahmung der Natur': Irrtümer und Korrekturen* (1994) versuchte er, die *Poetik* des Aristoteles neu zu lesen und so faßt er den Begriff *mimesis* als Darstellung auf: Dichtung stellt das Allgemeine dar und ahmt nicht das Wirkliche nach. Mit der Bedeutungserweiterung zum Allgemeinen und mit der Behauptung, daß die Grundeigenschaft fiktionalen Sprechens Polyvalenz sei, charakterisiert er es ähnlich wie Jurij Lotman den literarischen Text; Lotman aber spricht keinesfalls von einer Übernahme, sondern von Überlagerung, Umstrukturierung der natürlichen Sprache, wodurch sie zu einem sekundären modellbildenden System wird.

Die Frage nach Bedeutung und Sinn von Fiktionalaussagen kann ohne die Annahme, daß es ein fiktionales Bezugssystem (von Petersen so nicht formuliert) gibt, nicht beantwortet werden. Der Autor hebt hervor, daß Bedeutung und Sinn sich aus den Elementen des Textganzen konstituieren und daß es in Bezug auf die Bedeutung keinen Anhaltspunkt außerhalb des Textes gibt. Das heißt in der Formulierung von Johannes Anderegg in seinem Werk *Fiktion und Kommunikation* „die Geschlossenheit des Fiktivtextes". Der scheinbar gleiche Gedanke führt aber bei Anderegg zu einer völlig anderen Schlußfolgerung. Denn die Geschlossenheit ist geradezu die Voraussetzung für die Konstitution des fiktiven Bezugsfeldes, durch das die Kommunikation in Fiktivtexten zustande kommt. Der Verfasser meint, daß der Fiktivtext nur in der, die Geschlossenheit erst erzeugenden Deutung verständlich und kommunizierbar sei. Für Petersen dagegen sind Fiktionalaussagen inkommunikativ und ihre Eigenschaft, die Polyvalenz, widerspricht geradezu der Kommunikation.

Aus dem ganzen Werk geht hervor, daß Petersen den sprachphilosophischen und den semiotischen Ansatz für unfähig hält, auf die Frage der Fiktionalität eine eindeutige Antwort zu geben. Er betont ausdrücklich, daß bei diesem Phänomen keinesfalls von „möglichen Welten" oder von „nichtexistierenden Entitäten" die Rede sein kann. Offensichtlich schreibt er denen zu, daß sie vor dem Hintergrund des Seinstatus und nicht des Redestatus geprägt worden sind. Man kann aber nicht darüber hinwegsehen, daß er nicht ohne die Begrifflichkeit der oben erwähnten Ansätze auskommt. Zwar ist er gegen den Ausdruck „mögliche Welt", behauptet aber, daß Dichtung eine zweite Welt mit Hilfe der Elemente der ersten, von Vorstellungen, Phantasien erstelle: „Mit Hilfe der Wirklichkeitssprache erwirkt sich Dichtung die Möglichkeit, eine Welt zu konstituieren, die der realen ebenso ähnlich wie unähnlich ist." (S. 91.) Vergleicht man damit die Definition Umberto Ecos über die mögliche Welt als Ablauf von Ereignissen, die nicht aktuell, sondern eben möglich sind, und die von den propositionalen Haltungen desjenigen, der sie bestätigt, abhängig sind, findet man Parallelen in der Attributierung und in ihrer Betrachtungsweise . Mit dem „Aktuell-Sein" der realen Welt sind die Petersenschen Begriffe „das Jeweilige", „das Individuelle" verwandt. Eco schreibt außerdem von „gewissen interpretatorischen Haltungen" fiktionalen Werken gegenüber, was mit der Annahme Petersens korrespondiert, daß der Mensch infolge seines Fiktionalbewußtseins fiktionale Werke/Texte sofort und ohne jede Schwierigkeit als solche rezipiert. Ob die Konsistenz der „anderen",d.h. möglichen oder fiktionalen Welt gleich ist, kann an dieser Stelle nicht entschieden werden. Trotzdem taucht die Frage auf, ob die Fähigkeit des Menschen, mögliche Welten zu konstruieren, sich nicht aus der Existenz eines Fiktionalbewußtseins ergibt.

Je mehr man sich in das Buch vertieft, desto klarer wird der Eindruck, daß der Verfasser diesmal alle Streitfragen der Literaturwissenschaft lösen möchte. Im Kapitel „Deduktion der poetischen Gattungen" lehnt er schlicht alle bisher aufgestellten Gattungspoetologien ab, denn es soll eine Gattungsthematik a priori aufgedeckt werden. Petersen meint dies in der These zu entdecken, daß im Sprachlichen Anhaltspunkte für eine Gliederung des Sprechens der Gattungstrias entsprechend zu finden sind. Er, der bis zu diesem Punkt behauptet hat, Fiktionalaussagen seien inkommunikativ und auch im weiteren dafür argumentiert, sieht die Grundlage für die Dreiergliederung der Gattungen in der kommunikativen Struktur der Sprache (Sender, Nachricht, Empfänger) verankert: „Ich differenziere [...] nach Textarten, in denen das sprechende Medium (Sender), der Gegenstand des Sprechens (Nachricht) oder der jeweils Angesprochene (Empfänger) dominiert." (S. 118.) Demnach ist im lyrischen Sprechen die wichtigste Komponente der Sender, in der Epik die Nachricht und in der Dramatik der Adressat. Die Mischung der einzelnen Gattungselemente erklärt Petersen damit, daß — analog zu den alltäglichen Redesituationen — bei der Dominanz der einen Komponente auch die anderen mitschwingen.

In den Kapiteln „Ästhetik" und „Literarästhetik" setzt er sich zum Ziel, das Schöne zu beschreiben, wobei er keine eigene Ästhetik entwerfen, nur die Phänomene im Zusammenhang mit dem Schönen fixieren möchte. Das Ästhetische besteht in der textuellen Geschlossenheit und in der Funktionalität aller Ausdruckselemente. Die funktionale Ganzheit, die Einheit des Vielfältigen wird an zahlreichen Textbeispielen gezeigt.

Die Problemstellung Petersens in diesem Band ordnet sich in eine lange literaturwissenschaftliche Tradition; seine Thesen regen an manchen Stellen zur Diskussion an, jedoch sind seine Darstellungsergebnisse im großen und ganzen nicht innovativ genug. Dazu gesellt sich ein heterogenes Begriffsinstrumentarium, das er teilweise von Schulen und Richtungen übernimmt, deren Erkenntnisse er für grundsätzlich falsch hält. Trotzdem ist sein Werk ein gedankenerregender Beitrag zum unerschöpflichen Thema der Fiktionalität.

Gabriella Rácz
(Veszprém)

Lorenz-Lindemann, Karin (Hg.): *Widerstehen im Wort. Studien zu den Dichtungen Gertrud Kolmars.* — Göttingen: Wallstein Verlag 1996. 184 S.

Gertrud Kolmar (eigentlich Gertrud Sara Chodziesner, 1894-1943) gehört wie kaum eine andere Dichterin zu den vergessenen und auf diese Weise so gut wie vollkommen unbekannt gebliebenen Autorinnen Deutschlands. Ihr literarisches Werk ist nur in wenigen Auflagen in geringer Höhe erschienen, eine der Bedeutung ihres Schaffens — auch im Umfang — adäquate wissenschaftliche Auseinandersetzung läßt auf sich warten.

Als erstaunlich muß die weitgehende Unbekanntheit der Gertrud Kolmar für ein breites Lesepublikum weiterhin auch aus dem Grunde angesehen werden, da sich ja durchaus angesehene Autoren um sie und ihr Werk bemüht hatten, Nelly Sachs, Else Lasker-Schüler, Hermann Kasack und Johannes Bobrowski sind hier zu nennen. Doch trotz dieser Befürworter bzw. Bewunderer mangelt es an modernen Ausgaben der Werke der Autorin, die ihren Autorennamen 1917 bei ihrer ersten Lyrikveröffentlichung angenommen hatte. Daß sie bzw. ihre wenigen veröffentlichten Werke von den Nazis verboten worden waren, ist nicht erstaunlich, doch um so trauriger und nachdenklicher stimmend ist der Umstand, daß nach 1945 kaum Neuausgaben durchgesetzt werden konnten. Traurigerweise wurde gegen eine Veröffentlichung häufig gerade das Argument ins Feld geführt, Kolmar sei ja gerade keine Vergessene und Unbekannte, schließlich seien die Bände *Preußische Wappen* 1934 und *Die Frau und die Tiere* — allerdings unter dem Namen Gertrud Chodziesner — 1938 in Berlin erschienen.

In diesem Umfeld muß die Veröffentlichung des Bandes *Widerstehen im Wort. Studien zu den Dichtungen Gertrud Kolmars* gesehen werden, der nicht einfach nur ein Studienband von verschiedenen Verfassern zu einem beliebigen Thema darstellt, sondern durch den die Herausgeberin Karin Lorenz-Lindemann eine jahrzehntealte Schuld der Germanistik abzutragen mithilft. Zwar gibt es so etwas wie eine „Kolmar-Forschung", doch besteht diese nur aus wenigen Studienbänden und Artikeln, ein vergleichender Blick auf die Philologie zu anderen Autoren des 20. Jahrhunderts läßt nur erahnen, welche Dimensionen inzwischen in der Beschäftigung mit dem Werk der Gertrud Kolmar hätten erreicht werden können.

Dieser Band nun soll als eine Ergänzung zu den Forschungsarbeiten dienen, die bisher zum Werk der Kolmar vorliegen, und zugleich als ein Gegengewicht zu den primär biographieorientierten Forschungen, in denen vieles in den Werken durch die Heranziehung des Biographischen zugleich auch reduziert worden ist.

In der *Einleitung* verdeutlicht die Herausgeberin des Bandes, daß die internationale Kolmar-Forschung in weiten Teilen an die feministische und psychoanalytisch orientierte Literaturkritik anknüpft und dabei nicht immer der Gefahr entgeht, zu unerlaubten Vereinfachungen zu gelangen. Bestimmte Fakten und Halbwahrheiten aus dem Leben der Kolmar sind, aus nachträglicher Perspektive verkürzt, fehlgedeutet worden.

Beatrice Eichmann-Leutenegger beschäftigt sich in *Finkenkrug. Ein Lebensort der deutsch-jüdischen Dichterin Gertrud Kolmar* mit der Frage, unter welchen Lebensbedingungen das Schaffen der Kolmar während der Weimarer Republik (ent-)stand. Finkenkrug, hinter Spandau auf dem Lande liegend, war für die Dichterin — bis zum Zwangsverkauf am 23. Oktober 1941 — in vielerlei Hinsicht wichtig gewesen: als Refugium, als Rückzugsort vor den Ereignissen der Nazibarbarei, aber auch als Vorübung für das Siedlerleben in Palästina — zu dem es nicht mehr kommen konnte.

Innovation und Tradition am Beispiel von Gertrud Kolmars 'Märchen' lautet der Titel von Tuvia Rübners Beitrag, in dessen Mittelpunkt die Betrachtung der Frage steht, wie in dem Gedicht *Märchen* der im Jahre 1943 in der Gaskammer ermordeten Dichterin sich Überlieferung und Neufindung miteinander verknüpfen und durchdringen. Als Ergebnis entsteht etwas Neues, das nicht auf althergebrachte traditionelle Schemata reduziert werden kann. Die eingehende Analyse des Gedichts ist nicht nur feinfühlig, sondern in der Benennung von offen gebliebenen Fragen und Deutungsmöglichkeiten eine viel größere Hilfe bei der interpretatorischen Beschäftigung, als wenn zu Gunsten einer Eindeutigkeit der Eindruck einer hundertprozentigen Erschließbarkeit erweckt worden wäre.

Ingeborg Fiala-Fürst wendet sich dem *Gedichtzyklus 'Das Wort der Stummen'* zu und macht deutlich, daß die Anordnung der Gedichte nicht zufällig ist, sondern die Stellung der für die Kolmarsche Dichtung untypischen politisch-agitatorischen Gedichte — die von einer genauen Kenntnis der Verbrechen in den Lagern zeugen — in der Mitte des Zyklus sowohl als besondere Betonung dieser bzw. als deren „Verstecken" aufgefaßt werden kann. Der Titel des Zyklus beleuchtet die paradoxe Tatsache, daß gerade in Gedichten (*Ewiger Jude, Der Mißhandelte, Anno Domini 1933*), die besonders eindeutig die Stummen, d.h. Schutzlosen und Ausgelieferten des Regimes verteidigen, die Verknappung der sprachlichen poetischen Mittel am prägnantesten auftritt. Hier findet sich eben: *Das Wort der Stummen*.

Gerhard Sauder beschäftigt sich mit *Gertrud Kolmars Wappengedichten*, mit Gedichten, die durch die Sammelleidenschaft von Gertrud Kolmars Bruder Georg Chodziesner inspiriert worden waren. Dieser sammelte nämlich als Kind Wappenmarken, die die Firma Kaffee HAG als Reklamemarken auf den Mark gebracht hatte. Die Marken zeigten die Wappen deutscher Städte, Flecken und Dörfer. Nicht jedes Wappen wurde von Gertrud Kolmar als Gedicht gestaltet, sie bevorzugte Wappen, in denen Tiere oder Pflanzen bzw. Architekturdarstellungen, Sonne, Mond und Sterne vorkamen. Problematisch ist bis heute bei der Betrachtung der *Wappengedichte*, daß die Druckfassungen nicht mit den Originalgedichten übereinstimmen. Trotzdem kann soviel festgestellt werden, daß die meisten Gedichte heimliche Liebesgedichte sind, und bei aller Erkenntnis der Krise und Gefahr spielt in ihnen die Hoffnung auf die Kraft zur Verwandlung über den Tod hinaus eine wichtige Rolle.

Anhand des *Verszyklus 'Welten'* finden sich Betrachtungen zu *Gertrud Kolmars Poetologie und Geschichtsverständnis* im Aufsatz von Karin Lorenz-Lindemann, der Herausgeberin des Bandes. Diesen Verszyklus liebte die Dichterin sehr, sie bezog

sich immer wieder auf ihn, deshalb erlaubt eine genauere Untersuchung des Zyklus, seiner Einsichten und künstlerischen Verfahren einen intimen Einblick sowohl in das dichterisch-poetische Vorgehen als auch in die Hauptthemen der Kolmar. Siebzehn Gedichte umfaßt der Zyklus, im Mittelpunkt der ursprünglichen Anordnung das Gedicht *Asien*. Der Beitrag skizziert nicht nur das Verhältnis von Natur und Geschichte in den Vorstellungen der Kolmar sowie ihre Asienvorstellung, sondern zeigt anhand einer Reihe konkreter Verweise deutlich das Verhältnis der Dichterin zu ihrem jüdischen Erbe auf.

Jakob Hessing schreibt unter dem Titel: *Am Ende war das Wort. Zu Gertrud Kolmars 'Verwandlungen'*. Hierbei geht es um das Leben und dessen Abbildung in der Kunst der Kolmar bzw. um die Frage, ob Kunst für sie Leben erschaffen konnte. Frappierend ist dabei die Tatsache, daß sie bereits in dem Gedicht *Ich weiß es* aus dem Jahre 1917 ausgehend von ihrer eigenen unglücklich ausgegangenen, weil abgebrochenen Schwangerschaft, nicht nur die eigene Trauer dichterisch erfaßt, sondern auf allgemeiner Ebene bereits die Ausweglosigkeit ihrer jüdischen Existenz in Deutschland reflektiert.

Abraham Huss beschäftigt sich mit Fragen *Zum Bild von Robespierre bei Gertrud Kolmar*, das ausgeprägter war, als man von einer scheinbar unpolitischen Dichterin erwarten würde. Ein Essay und Gedichte sowie ein Gedichtzyklus, alle nach dem Beginn der Naziherrschaft entstanden, sind die Quellen, aus denen man ersehen kann, daß Robespierre für die Dichterin zu einem Objekt der Identifikation geworden war. Dabei stattet sie ihn teilweise mit Zügen eines Erlösers aus, der die Rettung auf das Prinzip der Liebe gründete, so daß die Robespierre-Gedichte als religiöse Gedichte gedeutet werden können, wozu auch drei der Mottos des Zyklus Anlaß geben, die aus der Bibel genommen worden sind.

Elisabeth Hoffmann schreibt unter dem Titel *Was unterscheidet diese Frau von anderen Frauen. Weiblichkeit, Jüdischsein und Gesellschaft in der Erzählung 'Eine jüdische Mutter'* über das wechselvolle Schicksal der Erzählung, deren Titel sich bisher bei jeder Veröffentlichung aus den unterschiedlichsten Überlegungen veränderte. Der Roman erzählt die Geschichte einer Frau, deren Kind — nachdem zuvor die Ehe mit dem Vater des Kindes in die Brüche gegangen war — das Opfer eines Sexualverbrechens wird. Die Mutter tötet das körperlich und seelisch vollkommen gebrochene, nicht mehr heilbare Kind, und begibt sich auf die Suche nach dem Täter, den sie als den wahren Mörder betrachtet. Die immer verzweifelter werdende Suche bleibt ergebnislos, am Ende — nach vielen vergeblichen Versuchen — nimmt sich die Frau das Leben. Der Text beinhaltet eine Vielzahl eigener Erfahrungen, Vorstellungen und Wünsche, die 1931 — als der Text entstand — aus der eigenen Lebenslage der Kolmar eine Veröffentlichung ausschlossen, da die ausgeführten Ideen und Wunschvorstellungen — Sexualität, Weiblichkeit, jüdisches Selbstverständnis, Mutter-Kind-Beziehung — im Gegensatz zu dem standen, was man wohl von einer „guten" jüdischen Tochter erwartete.

Lucia Hubig und Reiner Marx gehen auf das Thema *Jüdische Selbstvergewisserung unter nationalsozialistischer Verfolgung* anhand der Erzählung *Susanna* ein. Die Erzählung ist bisher noch nicht in der Fassung des Typoskripts erschienen, das in Marbach zu finden ist. Alle Veröffentlichungen haben deutliche Veränderungen am Text vorgenommen. Die vorliegende Studie geht nun minutiös anhand des authentischen Textes den zahlreichen Verknüpfungen des Werkes mit der jüdischen Tradition nach.

Anne Heitschmidt beschäftigt sich in ihrem Beitrag *'Saiten, die noch tönen.'* mit *Gertrud Kolmars Dialog mit der Bibel*, den sie auf Grund von vier Gedichten nachzeichnet. Eindrucksvoll erscheinen die Bezüge und Vernetzungen mit der hebräischen Bibel, die in den Dichtungen der Kolmar sichtbar werden.

Christiane Auras schließlich wendet sich in *Nachrichten aus der Zwischenwelt. Gertrud Kolmars Briefe an die Schwester Hilde (1938-1943)* der biographischen Seite der Gertrud Kolmar zu, doch erhellen die Briefe nicht nur Momente ihres Alltagslebens, sondern sind beredte Zeugnisse ihrer poetischen Vorstellungen und Zielsetzungen, ja beinhalten Elemente von Eigeninterpretationen.

Das Schicksal der Gertrud Kolmar und das ihres literarischen Werkes muß nachdenklich stimmen. Als Gertrud Sara Chodziesner führte sie in ihrem Familiennamen den Namen der kleinen Kreisstadt Chodziesen in der preußischen Provinz Posen, worin auch der Versuch der deutsch-jüdischen Symbiose zum Ausdruck kommt. Der Autorenname „Kolmar", den sie gebrauchte, ist nichts anderes als der deutsche Name ebenderselben Kleinstadt. Das Festhalten an diesem Namen ist nicht zu übersehen, es dürfte kein Zufall gewesen sein.

Sicherlich ist in Kenntnis des Schicksals der Dichterin eine abstrakt-kühle Beschäftigung mit ihren Werken nur sehr schwer möglich, schließlich schnürt schon allein der Gedanke an ihren Lebenslauf dem Leser die Kehle zu. Doch ist angesichts der Qualität des Kolmarschen Lebenswerkes die unvermeidliche Betroffenheit in gewisser Hinsicht hinderlich — nämlich für potentielle Rezipienten, die noch keinen Text der Dichterin kennen, mag der falsche Eindruck entstehen, es handle sich hier um einen Fall, bei dem die Biographie der Dichterin die Beschäftigung mit ihrem Werk legitimiere. Daß dies nicht der Fall ist, verdeutlicht die Lektüre der Werke der Kolmar.

Der vorliegende Band umgeht beide Gefahren — die zu stark durch die Biographie gekennzeichnete Beschäftigung ebenso wie die zu abstrakt-kühle — und stellt nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Kolmar-Forschung dar, sondern ist eine interessante und aufschlußreiche Lektüre, der man viele Leser wünschen sollte. Dabei, und das zeichnet den Band aus, dürfte er sowohl Kennern des Kolmarschen Lebenswerkes als auch Lesern, die jetzt erst dieses literarische Universum entdecken werden, eine große und zuverlässige Hilfestellung sein.

Und was könnte man mehr von einem Studienband erwarten?

Gábor Kerekes
(Budapest)

Glaser, Horst Albert (Hg.): *Deutsche Literatur zwischen 1945 und 1995. Eine Sozialgeschichte.* — Bern, Stuttgart, Wien: Verlag Paul Haupt 1997. 786 S.

Mit der im Herbst 1997 erschienen *Deutschen Literatur zwischen 1945 und 1995* liegt nun, laut Angabe des Herausgebers, der „zehnte und insgesamt letzte Band" der Glaserschen Sozialgeschichte zur deutschen Literatur vor. Es handelt sich also um jene Literaturgeschichte, die unter dem Namen *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte* in den letzten fünfzehn (!) Jahren entstanden ist und die gleichermaßen von Germanisten wie Historikern gerade ob ihrer Einbettung in den jeweiligen sozialhistorischen Kontext geschätzt und gelobt — mancherorts freilich aber genau aus diesem Grund von den Vertretern desselben Gewerbes mißbilligt und verteufelt wird. Sei's drum!

Der Abschlußband ließ in der Tat lange auf sich warten. Doch wird diese Verzögerung sofort verständlich — und daher auch entschuldigt —, wenn wir uns die epochemachenden Ereignisse des Jahres 1989 in Erinnerung rufen, die den bis dahin gebräuchlichen Begriff von „zwei deutschen Literaturen" nicht nur obsolet erscheinen

ließen, sondern ihn auch endgültig im Regal deutscher Gegenwartsgeschichte archivierten. Und das ist gut so! Denn die Unterscheidung in eine Literatur aus dem Westen und einer solchen aus dem Osten war von Anfang an unglücklich gewählt, weil dadurch das Spezifische, die Eigenart und die Besonderheit etwa einer schweizerischen oder österreichischen Literatur nicht klar genug erkannt werden konnte. Dies hatte wiederum zur Folge, daß das literarische Schaffen aus diesen Gebieten meist nicht als ein eigenständiges Produkt rezipiert, sondern vereinfacht unter der Rubrik *deutsche Literatur* subsumiert wurde. Mit dieser Verflachung konnten sich — bezeichnenderweise österreichische Germanisten weniger als die Schweizer — nie so recht anfreunden. Dem sollte in dieser Literaturgeschichte aber entgegengesteuert und Rechnung getragen werden, was allerdings das ursprüngliche Konzept ziemlich durcheinander und über den Haufen warf. Die Autoren haben sich dieser — im Grunde gar nicht mehr so neuen — Aufgabe wacker gestellt, und wie sich sagen läßt: sie auch mit Bravour bestanden. Immerhin arbeiteten mehr als 200 Wissenschafter — mehr oder weniger weltweit — an diesem „bislang umfangreichsten Projekt", das „jemals in der deutschen Literaturgeschichtsschreibung realisiert" worden war.

Die Erwartungshaltung und die Neugier wächst natürlich ob solcher Superlative, aber kännen sie auch tatsächlich eingelöst werden? Die Antwort kann und muß freiweg mit ja beantwortetet werden, wenngleich es freilich auf den Blickwinkel ankommt, von dem aus man das literarische Geschehen nach 1945 betrachtet. Und in diesem Zusammenhang wird man um einen Schwachpunkt nicht herum können: die schweizerische Literatur wird nämlich bloß in einem einzigen Artikel behandelt, und daß Lichtenstein auch ein deutschsprachiges Land mit einer eigenen Kultur und Literatur ist, wird erst gar nicht thematisiert. Schade! Im Verhältnis zu den Artikeln, die sich mit der Literatur aus der BRD, der ehemaligen DDR und Österreich beschäftigen, steht also die eine Abhandlung zum eidgenössischen literarischen Schaffen weit abgeschlagen auf dem letzten Platz. Im Vergleich dazu behandeln 11 Beiträge die bundesdeutsche, 10 die „volksdemokratische" und immerhin 7 die österreichische Literatur der letzten 50 Jahre. Dieses Mißverhältnis — aus schweizerischer Sicht — ist insofern unverständlich und nicht nachvollziehbar, da zu Beginn des Bandes Robert Hettlage und Sigurd Paul Scheichel einen *Sozialgeschichtlichen Abriß* sowohl zur BRD/DDR, als auch zur Österreich-Geschichte vorlegen. Hat sich keiner gefunden, der dasselbe mit der Schweiz hätte tun kännen?

Und dabei sind gerade diese im Zeitrafferstil formulierten Rückblicke interessant und aufschlußreich, und für AuslandsgermanistInnen vielleicht noch wichtiger und unerläßlicher als für Benutzer aus dem deutschsprachigen Raum. Der hier präsentierte Blick zurück beinhaltet zwar — gerade weil die Autoren um Aktualität bemüht waren — viel Bekanntes, aber aufgrund ihrer Unvoreingenommenheit bleibt ihr Blick stets unverstellt und scharf. So wird bereits Vergessenes oder gar Verdrängtes in Erinnerung gerufen, und jüngere Leser werden vielleicht zum ersten Mal mit Namen, Begriffen und Ereignissen konfrontiert, über die sie bislang nur wenig, in manchen Fällen vielleicht so gut wie nichts gehärt oder gelernt haben. So aber wird eine Brücke zum literarischen Leben jener Jahrzehnte geschlagen, die in gesellschaftspolitischer und soziologischer Hinsicht unterschiedlicher nicht hätten sein kännen.

Der Vorzug jener hier in Rede stehender historisch ausgerichteten Artikel, wie erfreulicherweise auch der aller übrigen Beiträge, liegt in deren wohltuender Distanz, die die Autoren in Bezug auf politische Ereignisse und sogenannte *große Namen* einnehmen. Man ist sich anfangs nicht im klaren, wodurch sich diese Distanz empfiehlt, kommt aber spätestens bei der Nennung des Namen Adolf Hitler dahinter, da selbst dem Namen des 20. Jahrhunderts eine Klammer mit Geburts- und Sterbedatum nachgestellt wird: *(1889-1945)*. Dadurch wird (selbst!) dieser wie all die anderen

Namen großer Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens gehandhabt. Dieses Gleichmachen mag verstören, zeugt aber letztlich davon, daß hier eine Germanistengeneration am Werk war, die nicht vereinnehmbar ist und sich nicht — bewußt — auf eine Seite schlägt. Und wir wissen: das war nicht immer selbstverständlich! Hier aber ganz im Gegenteil: man spürt das Bemühen, die Dinge beim Namen zu nennen, der (unangenehmen) Wahrheit Raum zu geben; dabei wird nicht verherrlicht, mythisiert und — was man ebenso vermuten kännte — schubladisiert. Nein: die jeweils neuesten und aktuellsten Ergebnisse und Erkenntnisse der Geschichts- und Sozialforschung sind hier eingearbeitet. Der Band eröffnet somit einen Diskurs mit unserer Zeit und ihren vielfältigen Erscheinungen und Strämungen, und gleichzeitig gelingt es den Autoren, all die Widersprüchlichkeiten und Gegensätze dieser an Gräben, Mauern und Brüchen so reichen Epoche in eine Ordnung zu zwängen, die nachvollziehbar und plausibel erscheint. Und dieses scheinbar aussichtslose Unterfangen ist notwendig, um nicht vollends unterzugehen im Wirrwarr der hunderttausend Ismen und vielfältigen Bezüge, die die Postmoderne nach sich zog und noch immer zieht. Sicher, jede Ordnung wählt aus, scheidet und trennt, kehrt unter den Teppich und läßt dabei so manches unberücksichtigt, aber um nicht zu verstummen im Dschungel der Namen und Buchtitel, die jedes Jahr neu auf den Jahrmärkten der verlegerischen Eitelkeiten angeschwemmt werden, scheint ein solches Unterfangen unumgänglich.

Die Beiträge dieses Bandes kännen selbstverständlich noch nicht das letzte Wort zu diesem Zeitrahmen bzw. -raum sein, aber sie helfen dem Interessierten — und dies auf eine klare und sehr verständliche Art und Weise — sich innerhalb dieser Epoche schnell und übersichtlich zu informieren und zurechtzufinden.

Der Leser wird beim Schmökern immer wieder auf Wege stoßen, die — abseits üblicher Genrezuweisungen — in anderen Literaturgeschichten nur unterbelichtet präsentiert werden, falls sie überhaupt Erwähnung finden. Gemeint sind mit diesen Wegen Beiträge, wie beispielsweise jener von Richard Herzinger, der über *Konservative Autoren* handelt und facettenreich darüber Auskunft gibt, was unter dem Begriff „konservativ" denn alles verstanden werden kann; in diesem Zusammenhang ist auch Karl Rihas Beitrag zu nennen, der sich kundig der *Experimentellen Literatur* annimmt, aber auch Bernhard Zimmermanns knapper Artikel zur *Arbeiterliteratur*; der Herausgeber persönlich setzt sich schließlich mit der *Neuen Heimatliteratur* auseinander, die im Zuge des Identitätsdiskurses der letzten Jahre vom ursprünglichen Nebenpfad zu einer der germanistischen Hauptfährten mutierte.

Diesen Grob-Überblicken werden verstreut Einzelabhandlungen in Form von Porträts gegenübergestellt. Solcherart Porträtierte sind Christa Wolf, Thomas Bernhard, Paul Celan und Ernst Meister. Schwierige allesamt, aber was darüberhinaus zu deren Aufnahme in diesen elitären Schriftstellerzirkel geführt haben mag, wird nicht näher ausgeführt. So bleiben letztlich nur Vermutungen und allein die Handverlesenheit der Autoren läßt den Schluß zu, daß es sich um die bedeutendsten und wichtigsten innerhalb des deutschen Sprachraums der letzten fünf Dezennien handeln müsse. Gewiß! Aber müßte dann nicht auch ... Nein! Keine Namen. Es soll ja nur vermerkt werden, daß hier etwas unklar bzw. missverständlich geblieben ist.

Im letzten Abschnitt finden sich einige interessante Überblicksdarstellungen zu folgenden Teilgebieten der Germanistik: *Körper und Literatur* (Claude Foucart), *Massenliteratur* (Franz Stadler) und *Autorenfilme* (Joachim Paech). Eine Art Fazit oder besser noch: ein schnelles Bekanntmachen mit der Zeit von 1945 bis 1995 verspricht der letzte Beitrag des Bandes: Bernhard Zimmermann sammelt, ordnet und gruppiert darin noch einmal die wichtigsten Begriffe und Ereignisse der der Nachkriegszeit bis zum Jahr 1995 und stellt sie — gleichsam verdichtet — in den sozialhistorischen Kontext.

Die Brauchbarkeit und der Nutzwert dieser fast 800 Seiten starken Literaturgeschichte wird durch ein reichhaltiges Personen- und Werkregister ergänzt und durch eine ausführliche Bibliographie der eingearbeiteten wissenschaftlichen Literatur abgerundet. Prädikat: wertvoll!

Erich W. Schaufler
(Budapest)

Tanzer, Ulrike: *Frauenbilder im Werk Marie von Ebner-Eschenbach.* — Stuttgart: Hans-Dieter Heinz Akademischer Verlag 1997. (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 344) 267 S.

Mit diesem Buch begegnen wir wieder einem Werk der neueren Ebner-Eschenbach-Forschung. Das Werk ist die publizierte Dissertation Ulrike Tanzers, die 1996 vollendet und verteidigt wurde. Andere in den 90er Jahren veröffentlichte Darstellungen (Karlheinz Rossbacher: *Literatur und Liberalismus*. Wien: Dachs 1992, Karl Konrad Polheim: *Marie von Ebner-Eschenbach.* Tagebücher. 6 Bände, Tübingen: Niemeyer 1989-1997) demonstrieren, daß sich eine Neuentdeckung und eine Neubewertung der genannten österreichischen Autorin, die zu ihrer Zeit als „Österreichs erste Dichterin" bezeichnet wurde und als erste Frau in Österreich den Ehrendoktortitel der Wiener Universität erhielt, vollzieht. Marie von Ebner-Eschenbach gehört zu den wenigen Ausnahmen, die einen relativ hohen Bekanntheitsgrad auch bei den literarisch nicht besonders geschulten Menschen aufweisen. Dazu haben wesentlich ihre breite Rezeption als Österreichs erste Dichterin, ihre Aphorismen und ein auf einer ihrer Tiernovellen basierender Heimatfilm („Heimatland" 1955) beigetragen.

Den Ausgangspunkt für Tanzer bildet ihre Absicht, über dieses tradierte, harmonisierende und popularisierende Ebner-Eschenbach-Bild hinaus ein neues Gesicht der Schriftstellerin darzustellen. Vor allem ist sie daran interessiert, auf die Ambivalenz der Ebner-Eschenbachschen Frauenbilder zu verweisen, wobei sie eine umfassende Schilderung und Interpretation dieser Frauengestalten versucht. Sie ist nicht die erste, die sich mit der Frauenfrage in Ebner-Eschenbachs Erzählungen auseinandersetzt. Aber die vorliegenden Untersuchungen behandeln nur Teilaspekte, dadurch interpretieren sie Ebner-Eschenbachs Schaffen falsch. Tanzer sieht die Gründe für das allgemeine Desinteresse der feministischen Literaturwissenschaft an Ebner-Eschenbach in erster Linie in ihrem hohen Bekanntheitsgrad und in ihrem ambivalenten Frauenbild.

Die Methode, die Tanzer gewählt hat, scheint eben deshalb sehr mutig zu sein. Die Basis bilden die feministischen Literaturtheorien, sie will untersuchen, „inwieweit die Schriftstellerin die gängigen Frauenbilder unterläuft und dabei Verschlüsselungen benützt, inwieweit Randfiguren Gegenentwürfe bieten können". Demgemäß untersucht Tanzer im 3. Kapitel ausführlich die Produktions- und Rezeptionsbedingungen im 19. Jahrhundert und stellt fest, daß sich der Anteil der Frauen, die sich mit Literatur sowohl als Leserinnen als auch als Autorinnen beschäftigten, wesentlich erhöht hat. Insbesondere die technische Entwicklung und die Emanzipationsbestrebungen förderten das weibliche Schreiben. Da aber die meisten bürgerlichen Autorinnen aus finanziellen Gründen zu schreiben begannen, kam es auch zu einer relativen Trivialisierung der Frauenliteratur. Ein großes Problem bedeutete für Frauen die Spaltung des Familienlebens in eine von Männern dominierte öffentliche Sphäre und in eine von Frauen bestimmte private Sphäre. Diese Spaltung zwang die Frau in ein gewisses Doppelleben. Tanzer nennt es Schizophrenie, weil sie nach außen nur die passive Funktion der Repräsentation, nach

innen aber die Rolle der Haus- und Ehefrau, außerdem die der Mutter zu erfüllen hat. Sobald die Frau aktiv am öffentlichen Leben der patriarchalisch strukturierten Gesellschaft teilhaben möchte, stößt sie sofort auf Widerstand. So kommt es, daß die größten, sogar scheinbar wissenschaftlich fundierten Vorurteile gegen Autorinnen gepflegt wurden, was diese entweder zum Verzicht, zum familiären Konflikt oder zur Annahme von Pseudonymen zwang.

Im 4. Kapitel stellt Tanzer Marie von Ebner-Eschenbach als schreibende Frau in den Mittelpunkt. Die Dichterin erlebte all diese Schwierigkeiten, die ihre künstlerische Laufbahn betrafen, außerdem kam noch eine andere dazu, nämlich die, daß sie eine Adlige war und sich immer wieder gegen den Willen ihrer Familie, und deren aristokratische Kreise behaupten mußte. Das führte zu einem hohen Maß an Verunsicherung, zum Verlust des Selbstvertrauens und zeitweise zeigen sich auch Symptome psychosomatischer Leiden, die als Resultat ihrer Mißerfolge angesehen werden können.

Im 5. Kapitel schildert Ulrike Tanzer einige Aspekte der wissenschaftlichen Ebner-Eschenbach-Forschung und weist auf die Ambivalenz des Ebner-Eschenbachschen Bildes in der Sekundärliteratur hin, die zum größten Teil auf die zwiespältigen Aussagen der Autorin zur Frauenbewegung zurückzuführen ist. Dieses Dilemma möchte die Verfasserin Ulrike Tanzer mit Einbeziehung von unveröffentlichten Aphorismen, Notizbüchern und Tagebüchern klären, worin eine bahnbrechende und hervorragende Leistung liegt. Mit dieser Art der Darstellung weist sie auf den engen Zusammenhang von Leben und Schreiben hin, der im Falle der Ebner-Eschenbach-Sekundärliteratur relevant ist. Tanzer bezieht Aufsätze der neueren Sekundärliteratur ein, z.B. reflektiert sie die Meinungen von Ingrid Cella und Karlheinz Rossbacher, die der Zeitkritik einen großen Raum in ihrem Werk einräumen.

Im nächsten Kapitel schildert Tanzer die weiblichen Hauptfiguren der drei großen Romane *Bozena, Lotti, die Uhrmacherin* und *Unsühnbar*. Bei allen Protagonistinnen betont Tanzer deren psychische Stärke und Opfermut und weist auf das Treuemotiv hin. Sie macht auf das eigenartige Phänomen der „Kindermetapher" aufmerksam, die Autorin bezeichnet nämlich all ihre Werke als ihre Kinder.

In den letzten drei Kapiteln, die einen besonders hohen Stellenwert in Tanzers Buch haben, behandelt die Verfasserin drei große Themen, die das damalige Frauenproblem sehr treffend kennzeichnen.

Erstens ist es die Bildungskritik, die Marie von Ebner-Eschenbach mit Standeskritik untrennbar verbindet. Frauenbildung zählte auch zu den Anliegen der bürgerlichen Frauenbewegung der 80er Jahre. Demgemäß weist Ebner-Eschenbach gewisse Analogien zur bürgerlichen Frauenbewegung auf. Sie stellt in diesem Kapitel hauptsächlich adlige Frauenfiguren dar, durch die sie die Leere und Oberflächlichkeit der adligen Komtessenerziehung entlarvt. Auch am Großbürgertum übt sie scharfe Kritik, weil es die Lebensweise des Adels nachahmt.

Zweitens nehmen die Mutterbilder einen besonderen Platz in Ebner-Eschenbachs Schaffen ein. Die Mütterlichkeit gehört ebenfalls zum Programm der bürgerlichen Frauenbewegung. Sie wird nicht bloß auf die biologische Mutterschaft beschränkt, sondern der Begriff „geistige Mütterlichkeit" drückt den Wunsch nach Gleichberechtigung an der männlichen Kultur ohne Aufgabe der weiblichen Identität aus. Ebner-Eschenbach glaubt daran, daß die mütterlichen Werte zur Verbesserung der männlich strukturierten Gesellschaft beitragen können.

Drittens stellt Tanzer die Geschlechterbeziehungen in den Mittelpunkt, indem sie zuerst die Diskussion um das Weibliche, in der Möbius, Krafft-Ebbing und Weininger die Frau sehr einseitig und in Vorurteilen befangen definierten, reflektiert. Es werden wichtige Theoretikerinnen der Frauenbewegung zitiert (Rosa Mayreder, Helene Lange, Irma von Troll-Borostyani), die sich alle gegen die herrschende Doppelmoral

aussprachen. Ebner-Eschenbach bleibt in Fragen der weiblichen Sexualität sehr zurückhaltend, sie erhebt gegen die männliche Gewalt eindeutig Protest, während sie in Fragen des Ehebruchs, der als Konsequenz der Standesehe anzusehen ist, eine strenge Moralistin bleibt und das Urteil dem Leser überläßt.

Ein Anhang ergänzt noch das Werk Tanzers, in dem sie Auszüge aus den unveröffentlichten Notizbüchern und aus den Briefen von Natalie von Milde, einer Frauenrechtlerin, an Ebner-Eschenbach publiziert. Das Werk schließt mit einer umfangreichen Bibliographie.

Der Leser kann sich jedenfalls dank Ulrike Tanzer nicht nur mit einem spezifischen Thema über eine österreichische Autorin auseinandersetzen, sondern ihm wird ein großer, wertvoller Einblick in die österreichische Sozial- und Kulturgeschichte vermittelt.

Anikó Zsigmond
(Szombathely)

Földes, Csaba: *Deutsche Phraseologie kontrastiv. Intra- und interlinguale Zugänge*. — Heidelberg: Julius de Groos Verlag 1996. (Deutsch im Kontrast. Bd. 15) 222 S.

Die vorliegende Arbeit unternimmt den Versuch, zur Theorie und Praxis der kontrastiven Phraseologie im allgemeinen und des deutsch-ungarischen Sprachvergleichs im besonderen einen Beitrag zu leisten.

Das Buch besteht aus neun Kapiteln. In der Einleitung wird über den Forschungsstand der kontrastiven Phraseologie und über deren Rolle in der Germanistik kurz berichtet. Das Kapitel 2 dient dagegen der Grundlegung der Terminologie, der Erörterung der Arbeitsmethode und der Angabe der Zielsetzung, was üblicherweise im Rahmen einer Einleitung erfolgt. In den nächsten sechs Kapiteln bildet das von Földes erarbeitete kontrastive Mehrebenenmodell die Grundlage des Ordnungsprinzips.

Ausgegangen wird davon, daß die konkrete Analyse der Phraseologie unter konfrontativem Blickwinkel in wesentlichem Maße davon bestimmt wird, welchen Phraseologiebegriff man zum Ausgangspunkt wählt. Der Verf. definiert die Phraseologismen im Sinne des „Handbuches der Phraseologie" wie folgt: „Phraseologisch ist eine Wortverbindung von zwei oder mehreren Wörtern dann, wenn (1) die Wörter eine durch syntaktischen und semantischen Regularitäten der Verknüpfung nicht voll erklärbare Einheit bilden, und wenn (2) die Wortverbindung in der Sprachgemeinschaft, ähnlich wie ein Lexem, gebräuchlich ist." (S.14).

Aufgrund dieser Definition wird gezeigt, daß das Besondere bei sprachvergleichenden Arbeiten auf dem Gebiet der Phraseologie im gleichzeitigen Auftreten von zwei Typen der Asymmetrie zu suchen ist: in der Mehrkomponentenstruktur der Phraseologismen realisiert sich die syntagmatische, in ihrer Idiomatizität die paradigmatische Asymmetrie, deshalb werden sie als „indirekte Nominationen" betrachtet. Entsprechend der theoretischen Erkenntnis über die zweifache Asymmetrie der Phraseologismen erstellt der Verf. ein kontrastives Mehrebenenmodell, das intra- und interlinguale Zugänge zum phraseologischen Vergleich bietet, was die Innovation des Buches ausmacht. Auf dieser Basis setzt sich der Autor zum Ziel, „eine systematische Kontrastierung als Ansatz zu einem integrativen Konzept in bezug auf die deutsche und ungarische Sprache ... vorzunehmen." (S.19).

Kap. 3 und Kap. 4 widmen sich der interlingualen Dimension. Zunächst werden in Kap. 3 anhand der Fachliteratur (Hünert-Hoffmann, Piirainen, Dobrovol'ski/Piirainen) Möglichkeiten der Gegenüberstellung von Besonderheiten der Phraseologie im Dialekt mit denen der Standardsprache diskutiert. Dieses Kapitel könnte

isoliert betrachtet als wertvoll bewertet werden, leider ermöglicht es aber in diesem Rahmen nicht, eindeutig fest zu stellen, ob Földes eine grundsätzlich neue Methode der Kontrastierung herausarbeitet oder sich auf bereits vorhandene stützt.

Im nächsten Kapitel (Kap. 4) werden die phraseologischen Wendungen des österreichischen Deutsch (als einer Nationalvarietät des Deutschen) mit denen des Binnendeutschen (als der Standardvarietät der Bundesrepublik Deutschland) kontrastiert. Dabei werden jeweils den Phraseologismen des österreichischen Deutsch als Ausgangspunkt Entsprechungen aus dem Binnendeutschen zugeordnet. Die wichtigsten Züge der österreichisch markierten Phraseologie werden unter systemlinguistischen Aspekt, auf der Basis der Phonetik, Wortbildung, Morphosyntax, Lexik und Orthographie erschlossen. Die Differenzen, die sich auf diesen Ebenen ergaben, machen deutlich, daß die österreichischen Besonderheiten in zwei Gruppen zu teilen sind. Erstens sind es Sonderphraseologismen, die aus struktureller Sicht als Varianten der binnendeutschen Phraseologie aufzufassen sind, z.B. öst. *ein grüner Bube* vs. binnendt. *ein grüner Junge*. Andererseits geht es um eigenständige österreichspezifische Phraseologismen — von Földes „phraseologische Austriazismen" (S.57) genannt —, die keine Pendants im Binnendeutschen aufweisen. Diese Gruppe ist durch eine Reihe inter-, intralingualer und auch soziokultureller Faktoren bedingt. Die Phraseologismen entspringen der spezifisch österreichischen Sprachentwicklung, bei der z.B. lexikalisches Material aus dem Bairischen eindringt (z.B. *jdem das Goderl kratzen* d.h. 'jdem schöntun' aus bair. Goderl=Doppelkinn). In ihnen treten infolge der Sprach- und Kulturkontakte mit Nachbarvölkern tschechische, ungarische, slowenische Fremdwörter auf (z.B. *keinen Rosumi haben* d.h. 'keinen Verstand haben' aus tschech. Rosumi=Verstand), oder sie spiegeln österreichische Konventionen, kultur- und landesspezifische Begebenheiten (z.B. *Wiener Schmäh* d.h. 'Trick, Kniff') wider.

Als zweiter Schritt im Rahmen der intralingualen Dimension erfolgt im Kapitel 5 der systematische Vergleich der Phraseologie des Deutschen als Minderheitensprache (am Beispiel des Ungarndeutschen) mit der binnendeutschen Phraseologie. Aufgrund der Kontrastierung des ungarndeutschen phraseologischen Beispielmaterials (ungarndeutschen Periodika entnommen) mit binnendeutschen Phraseologismen, die nach denselben Vergleichsmethoden und -parametern erfolgte, wie im Falle des Österreichischen Deutsch-Binnendeutsch-Paares, stellt sich heraus, daß für die Abweichung ungarndeutscher Phraseologismen von ihren binnendeutschen Pendants, unterschiedliche mit dem diglossischen Bilingualismus des Ungarndeutschen zusammenhängende Faktoren verantwortlich sind. Das sind: 1. der Einfluß des archaischen Sprachgebrauchs, was mit der Sprachinsellage zusammenhängt. 2. der Einfluß von Dialekten und Austriazismen, was der ausgeprägten Dialektalität und der jahrhundertelangen einseitigen österreichischen Orientierung des Ungarndeutschen zu verdanken ist, 3. in sehr hohem Maße die Interferenzphänomene, die als Ergebnis der vielfältigen Lehnprozesse aus der Mehrheitssprache zu betrachten sind (z.B. ungarndt. *sich die Mühe nehmen* statt binnendt. *sich die Mühe geben* aus dem ung. *veszi magának a* fáradságot). (Schade, daß in der Bibliographie zu diesem Thema nur die Namen zweier ungarischer (ungarndeutscher) Linguisten zu lesen sind. Außer Wild und Földes gibt es in Ungarn noch andere wichtige Forscher der Sprache der Ungarndeutschen, z.B. Manherz, Knipf). Insgesamt wird aufgrund dieser Analysen für den Leser deutlich, daß kontrastive phraseologische Untersuchungen in der intralingualen Dimension ohne die Einbeziehung soziokultureller Faktoren nicht adäquat durchgeführt werden können. Dies zugleich markiert die soziolinguistische Orientiertheit des Autors, die im weitern auch betont wird.

Das Kapitel 6 und das Kapitel 7 behandeln die interlinguale Dimension der Untersuchung, wo das Sprachenpaar Deutsch-Ungarisch das empirische Demonstrationsmaterial liefert.

Das ganze Kapitel 6 wird den sozio- bzw. interkulturellen Aspekten der zwischensprachlichen Kontrastierung gewidmet. Dabei wird hervorgehoben, daß die Phraseologie als kollektives Gedächtnis, als Spiegel der Kultur der betreffenden Sprachgemeinschaft betrachtet werden kann. Selbst im Falle unseres Sprachpaares gibt es im phraseologischen Bereich trotz der Zugehörigkeit zum gleichen Kulturkreis und des Mit- und Nebeneinanderlebens im Laufe der Geschichte eine Reihe von kulturspezifischen Unterschieden.

Diese Tatsache wird im 7. Kap. durch die zwischensprachliche Kontrastierung bekräftigt, wobei hier vieles aus dem vorangehenden Kapitel wiederholt wird. Dem Verf. geht es primär um die Ermittlung der Äquivalenzbeziehungen (Äquivalenztypen und -stufen) aufgrund eines hierarchisch aufgebauten Katalogs der Äquivalenzkriterien wie Lexik, Semantik, Bildspenderbereich usw. Diese Untersuchung hat ergeben, daß (aus erwähnten Gründen) in deutsch-ungarischer Relation nicht die Eins-zu-Eins-Entsprechungen überwiegen. Selbst im Falle von phraseologischen Lehnbildungen gibt es entweder formale oder semantische Abweichungen vom Prototyp z.B. *zöld ágra vergődik* vs. *auf (k)einen grünen Zweig kommen*, wobei die deutsche Konstruktion eher in negierter Form auftritt.

Auf der Basis obiger Erkentnisse wird in Kapitel 8 ein besonderer struktureller Typ, das System der onymischen Phraseologismen, d.h. Phraseologismen mit Eigennamen (EN), in deutsch-ungarischer Relation einer umfassenden Analyse auf der System- und Textebene unterworfen. Die Wahl dieses Typs der Phraseologismen erweist sich deshalb als sehr günstig, weil mit Hilfe der Eigennamen die Kulturspezifik sehr prägnant und zugleich repräsentativ illustriert werden kann.

Auf der Systemebene erfolgt neben der Erschließung der Genese und Herkunft der onymischen Phraseologismen die Analyse der relevantesten semantischen Umwandlungsprozesse, die ja ihre Entstehung bedingen. Hinsichtlich der Relevanz und Produktivität wird vom Verf. das Wortspiel hervorgehoben, dessen zahlreiche Äußerungsmöglichkeiten aufgezählt werden, z.B. Namenscherz: die *schnelle Kath(e)rin(e) haben* d.h. 'einen Durchfall haben', Scherzname: *nach Bettlach gehen* d.h. 'ins Bett gehen', oder die Abkürzung: *Winston Churchill besuchen* d.h. 'aufs WC gehen'. An den Beispielen wird zugleich deutlich, daß die EN in den onymischen Phraseologismen meistens deonymisiert werden, d.h. ihren Eigennamecharakter aufgeben, was als Folge einen Funktionswechsel hat. Ihre ursprüngliche individualisierende, konkretisierende Funktion geht verloren, sie übernehmen eine Reihe anderer Funktionen, wie charakterisierende, stilistische usw.

Auf der Textebene werden spezifische Aspekte der textuellen Einbettung onymischer Phraseologismen mit EN behandelt. Der Autor arbeitet hier mit dem Begriff der textbildenden Potenz, die auf der Semantik und der potentiellen Variabilität des Konstituentenbestandes beruhe. Es handele sich dabei um intentionale Abwandlungen einzelner oder mehrerer Konstituenten, wodurch die Phraseologismen in einer der normalen widersprechenden syntaktischen Form und lexikalischen Umgebung erschienen.

Durch die Aufzählung von einigen solchen konkreten Techniken, z.B. Erweiterung durch ein Genitivattribut, *die Augiasställe der Regierung* als Beispiel für eine syntagmainterne Abwandlung oder Literalisierung, d.h. bewußte Remotivation und dadurch bewußte Aktualisierung beider Bedeutungsebenen des Phraseologismus, *der flotte Otto* über Otto Schily als Beispiel für eine syntagmaexterne Technik, wird gezeigt, wie man besondere stilistische Effekte erzielen bzw. die aktuelle kommunikative Situation kreativ bewältigen kann.

In Kap. 9 wird das Fazit gezogen, wobei betont wird, daß die inter- und intralingualen Momente des Vergleiches eng miteinander zusammenhängen. Andererseits wird hervorgehoben, daß beim Vergleich in beiden Dimensionen sozio- bzw. interkulturelle und sprachliche Fakten eng verknüpft sind.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß sich das Buch durch seine leichte Lesbarkeit und die spannende Interpretation einer erstaunlichen Menge empirischer Daten auf dem Hintergrund einer umfassenden Berücksichtigung der Fachliteratur auszeichnet. Durch die zahlreichen (vielleicht zu vielen) Klassifizierungen aufgrund teils ähnlicher Kriterien ist aber das konkrete Ziel der Analyse an manchen Stellen schwer nachvollziehbar, der Leser kann sich „im Garten der Klassifikationen" leicht verirren. Auch weiterführende Gedanken fehlen oft, die die Orientierung unterstützen und weitere Ansätze im Rahmen des vorhandenen Modells markieren könnten. Leider ist im Buch auch kein einziges Wort darüber gefallen, welcher Leserkreis damit angesprochen wird, und eine Zielgruppe läßt sich m.E. schwer feststellen. Vielleicht liegt es daran, daß diese Arbeit ursprünglich als Habilitationsschrift eingereicht worden ist.

Die Bedeutung des Buches liegt aber zweifelsohne in der Fundierung und Erprobung eines innovativen Mehrebenenmodells der kontrastiven Phraseologie.

Roberta V. Rada
(Budapest)

Hessky, Regina — Ettinger, Stefan: *Deutsche Redewendungen: ein Wörter- und Übungsbuch für Fortgeschrittene.* — Tübingen: Gunter Narr Verlag 1997. 327 S.

Dieses Werk ist — im Unterschied zu den meisten phraseologischen Sammlungen — kein Nachschlagewerk im traditionellen Sinne, sondern ein Lernwörterbuch, d.h. — wie auch sein Titel bereits verrät — ein Wörter- und Übungsbuch in einem. Schon aus diesem Grunde soll das Erscheinen des Werkes besonders begrüßt werden. Das Buch basiert auf dem bekannten phraseologischen Lernwörterbuch von Regina Hessky: *Virágnyelven. Durch die Blume. Arbeitsbuch zur deutschen Phraseologie für Fortgeschrittene.* — Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó 1993. Schon das als Grundlage dienende Werk stellt in mehrerer Hinsicht etwas Neues dar: einerseits versucht es, durch seine Übungen dem sog. „phraseologischen Dreischritt", d.h. der Dreiheit von Erkennen, Verstehen und Verwendung zu entsprechen, andererseits werden im Buch die Redensarten nicht — wie gewöhnlich — alphabetisch angeordnet, sondern nach inhaltlich zusammengehörenden Gruppen, nach Leitbegriffen.

Ein eindeutig sehr positiv zu bewertender Schwerpunkt der Neubearbeitung sind die Hinweise für den Benutzer, in denen die Verfasser auch einen kurzen Überblick über die bisher erschienenen phraseologischen Sammlungen, Übungsbücher und Wörterbücher geben. In der Aufzählung wird jeweils auf ihre Vorteile bzw. Nachteile hingewiesen. Darauf folgt eine ebenfalls knappe Aufzählung der wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten zur Phraseologie seit 1982. Dieser Teil des Buches ist als Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit der Phraseologie gedacht, enthält die Titel der phraseologischen Werke, ohne deren Kenntnis eine wissenschaftlich fundierte Beschäftigung mit der Phraseologie heute als unmöglich erscheint. Ebenfalls sehr positiv einzuschätzen ist, daß dem Lernenden an einem Beispiel vorgezeigt wird, mit welchen Verfahren sogar eine eigene Phraseologie-Sammlung zusammengestellt werden kann.

Wie ist aber nun diese neue Bearbeitung entstanden?

Mit einem sorgfältigen Auswahlverfahren haben die Verfasser erreicht, die am häufigsten verwendeten Phraseologismen in ihr Buch aufzunehmen. Im ersten Schritt haben sie die ca. 1500 Redensarten von *Virágnyelven* mit dem Band 11 der Duden-Serie *Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten* (1992) verglichen und diejenigen Belege, die dort nicht vorzufinden waren, ausgelassen. Im zweiten und dritten Schritt wurde dieses Belegmaterial mit *Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache* (1993) und dem *Deutschen Universalwörterbuch* von Duden (1989) verglichen. Diejenigen Redewendungen, die in den genannten Quellen nicht belegt waren, blieben auch weg, dafür wurden aber etliche aufgenommen. So enthält das vorliegende Werk ca. 1400 Redewendungen. Diese sind nicht die frequentesten, aber auf jeden Fall solche, „die von Sprechern des heutigen Deutsch ... als allgemein bekannt akzeptiert werden" und welche deshalb „auch den Deutsch lernenden Ausländern eine wichtige Grundlage für den Erwerb idiomatischer Kompetenz sein können" (S. XXIIf.). Die ausgewählten Phraseologismen gehören also auf jeden Fall zum Zentrum des Sprachgebrauchs und nicht zu dessen Peripherie (vgl. S. XV). Das Auswahlverfahren der Redewendungen wird mehrfach erklärt, so zuerst im Vorwort auf S. XII, dann zum zweiten Mal unter Punkt 1.1 auf S. XV und zum dritten Mal unter 2.2 auf S. XXII. Es wird ebenfalls mehrfach erklärt, was mit den Belegen passierte, die nur in einem der beiden noch verwendeten Wörterbüchern zu finden waren (S. XII und XXIII).

Ausgehend von der Zielsetzung des vorliegenden Werkes lehnen die Verfasser die am häufigsten praktizierte alphabetische Anordnung der Belege ab, zumal dieses Prinzip eher für „passive Wörterbücher", nicht aber für Lernwörterbücher geeignet ist. Da die Gliederung nach Sachgruppen sich vielfach als ungeeignet und schwerfällig erwiesen hat, wählen die Autoren die neuerlich immer mehr bewährte Gliederung nach Schlüssel-, Leit- bzw. Oberbegriffen. Durch dieses onomasiologische/ideographische Ordnungsprinzip wird dieses Werk zu einem „aktiven Wörterbuch", kann jedoch zugleich mit der Hilfe des alphabetischen Indexes auch als „passives Wörterbuch" verwendet werden. (Es sei nur in Klammern bemerkt, daß die Verwendbarkeit des aktiven Wörterbuches auch als passives Wörterbuch mehrmals thematisiert wird: auf S. XXIV, XXVIII und XXXIII; genauso das Wesen und die Vorteile der onomasiologischen, genauer ideographischen Gliederung — Abgrenzung von synonymen und antonymen Phraseologismen — S. XI, XV, XXIV, XXVIII und XXXIV. Diese Wiederholungen hätten vermieden werden können, zumal von jedem Leser zu erwarten ist, vor der Arbeit mit dem Lernwörterbuch sowohl das Vorwort als auch die Hinweise für den Benutzer gründlich durchzulesen.)

Die onomasiologische/ideographische Anordnung hat natürlich sehr viele Vorteile: der Lernende kann zugleich synonyme Redensarten erfassen. Aber die Verfasser sind sich auch der Schwierigkeiten einer solchen Darstellung bewußt. Es gibt nämlich Redensarten, die zugleich mehreren Schlüsselbegriffen zugeordnet werden könnten. Deshalb praktizieren Hessky und Ettinger das sog. Deskriptoren-Clustering, d.h. durch die Aneinanderreihung von Schlüsselbegriffen bilden sie ein größeres Bedeutungsspektrum mit graduellen Übergängen (vgl. z.B. *Ärger verursachen — Streiten — Spannung*; *Gewißheit — Gewohnheit — Vertrautheit — Routine*; *Gute Laune — Lachen — Freude — Wohlbefinden — in Stimmung sein*). Wo der Schlüsselbegriff mit einem Wort nicht ausgedrückt werden kann, wird er mit einem erläuternden Satz umschrieben (z.B. *Ablehnung — von Problemen nicht betroffen sein (wollen) — Resignation*; *Zuviel von etwas ist unnötig/überflüssig und bewirkt Überdruß*).

Die Zahl der großen Wortfelder ist überschaubar: 1/ *Aussehen des Menschen*; 2/ *Zustand des Menschen*; 3/ *Eigenschaften des Menschen*; 4/ *Einstellung, Beziehung zu den Mitmenschen, zur Umwelt*; 5/ *Menschliches Handeln*; 6/ *Einschätzung einer Lage, eines Sachverhalts*; 7/*Umwelt — Außenwelt* und 8/ *Situations-*

gebundene Phraseologismen. Innerhalb dieser Felder werden die Phraseologismen weiter nach Schlüsselbegriffen, d.h. nach Schlüsselbegriff-Clustern angeordnet, die miteinander in synonymischer oder antonymischer Relation stehen. So z.B. innerhalb des Feldes *Einschätzung einer Lage, eines Sachverhalts* werden u.a. die folgenden Schlüsselbegriffe aufgeführt: *Glück — zufrieden oder erleichtert sein über den erfolgreichen Abschluß einer Sache*; *Erfolg haben — erfolgreich handeln*; *wenig erfolgreich sein — Mißerfolg haben — unfähig sein — versagen — das Nachsehen haben* usw. Innerhalb der Schlüsselbegriff-Cluster sind die einzelnen Redewendungen nach ihren Schlüsselwörtern alphabetisch angeordnet.

Die Schlüsselbegriffe einer Sprache sind nicht eindeutig und allgemeingültig festzulegen, da aber ihre Zahl im Wörterbuch erfaßbar ist, braucht der Lernende nicht lange nach dem gewünschten Schlüsselbegriff zu suchen. Das Inhaltsverzeichnis gibt eine gute Übersicht über die 8 Felder und über die zugehörigen Leitbegriffe. Auf Querverweise im Index haben die Verfasser verzichtet, zumal „gerade ein nicht sofort erfolgreiches Suchen paradoxerweise zu einem Lernerfolg führen kann" (S. XXXIII).

Die Struktur der Wörterbuch-Einträge soll nun an einem Beispiel veranschaulicht werden (s. S. 164):

> aus dem **Stegreif** <**Reden, Übersetzen, Antworten**>
>
> *spontan und ohne Vorbereitung, ohne (Text)vorlage*
>
> Die Präsidentin wird eine Rede aus dem Stegreif halten. Aus dem Stegreif übersetzte er, wenn auch langsam und mit Pausen, die Rede Odysseus' an Nausikaa (Bieler, Mädchenkrieg 52). ... das sind Fragen, die wir aus dem Stegreif nicht beantworten können (Frankenberg, Fahren 75).
>
> — »Stegreif« ist ein altes Wort für Steigbügel. Die Wendung meinte also ursprünglich »ohne vom Pferd herunterzusteigen, sofort«.

Die Redensart wird also durch eine andere Schriftart hervorgehoben, das Schlüsselwort (meist das erste Substantiv), nach dem die alphabetische Gliederung erfolgt, wird fettgedruckt. Der Stilwert (nur falls vom neutralen Sprachgebrauch abweichend) wird in runden Klammern angegeben. In spitzen Klammern werden Informationen zu den grammatischen, syntaktischen, semantischen und klassematischen Restriktionen gegeben. Darauf folgen (kursiv gedruckt) mehrfache Umschreibungen, d.h. die Paraphrasen der Redewendung und zum Schluß die konstruierten und authentischen Beispielsätze, entnommen aus Duden Bd. 11. Es werden allerdings bei den Redewendungen, deren Verwendung höchstwahrscheinlich keine besonderen Schwierigkeiten bereitet, keine Textbelege angegeben (so z.B. bei *wie eine Vogelscheuche aussehen/herumlaufen*; *den Kinderschuhen entwachsen* oder *(nur noch) ein Strich in der Landschaft sein*). Bei einigen Redewendungen, die ebenfalls als „problemlos" erscheinen, finden wir dennoch die Einbettung im Kontext (z.B. bei *nichts auf den Rippen haben*; *noch die Eierschalen hinter den Ohren haben*; *wie auf Eiern gehen*; *fix und fertig sein* usw.) Die etymologischen Erklärungen sind sehr kurz, es kann und soll allerdings nicht die Aufgabe eines Lernwörterbuches sein, die Entstehungsgeschichte der Phraseologismen ausführlich darzustellen. Dafür sind andere Nachschlagewerke da. Deshalb ist es ebenfalls nicht störend, daß bei den „überschaubaren" Wendungen die etymologischen Angaben fehlen.

Während das Arbeitsbuch *Virágnyelven* für ungarische Germanistikstudenten konzipiert ist, und dementsprechend z.B. auch ungarische Äquivalente enthält, fehlen im neuen Wörterbuch jegliche Äquivalente in der Muttersprache der Lernenden, da das Wörterbuch sich nicht an Gruppen mit einer bestimmten Muttersprache wendet.

Der Übungsteil mit dem dazu gehörenden Schlüssel, der individuelles Lernen und Selbstkontrolle ermöglicht, wurde praktisch unverändert gelassen. Zur Lösung der Aufgaben kann auch der Wörterbuchteil zu Rate gezogen werden. Der Übungsteil enthält vier Arten von Aufgaben und Übungen: erstens zur Form, zweitens zur Bedeutung, drittens zum Erkennen und Verstehen und viertens zur Verwendung phraseologischer Einheiten. Die Aufgaben sind sehr vielfältig: neben Ersatz- und Austauschübungen finden wir Ergänzungsübungen, Korrektur-Übungen, Kombinationsaufgaben usw. Die Wendungen kommen in mehreren unterschiedlichen Aufgaben vor und werden dadurch verfestigt. Das Erkennen und Verstehen phraseologischer Einheiten wird durch verschiedenartige Texte geübt: Kurznachrichten, Textausschnitte aus Trivialromanen, Kriminalromanen, Schlagzeilen, Modezeitungen, durch Werbeslogans, Witze und literarische Texte.

Als Fazit läßt sich feststellen, daß das vorgestellte Buch allen Anforderungen weitgehend entspricht, die an ein phraseologisches Lernwörterbuch gestellt werden können, indem es als seine grundlegende Aufgabe betrachtet, „eine ausgewählte, von der Frequenz her nicht unwichtige Teilmenge der Redewendungen lernfördernd zu präsentieren, ihre Gebrauchsbedingungen präziser als traditionelle Wörterbücher anzugeben und mit Hilfe von Übungen ihr Erlernen zu erleichtern" (S. XVI). Sowohl die Gliederung des Wörterbuchteils als auch die verschiedenartigen Aufgaben und Übungen lassen das ausgezeichnete Werk dafür geeignet erscheinen, dieses Lernwörterbuch als aktives und zugleich auch als passives Wörterbuch im Phraseologie-Studium vielseitig einzusetzen. Regina Hessky und Stefan Ettinger haben bewiesen, daß es doch nicht als unmöglich erscheint, die „phraseologische eierlegende Wollmilchsau" (S. XIV), d.h. ein nahezu ideales phraseologisches Lernwörterbuch zu konzipieren.

Erzsébet Forgács
(Szeged)

Konopka, Marek: *Strittige Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert.* — Tübingen: Niemeyer 1996. (= Reihe Germanistische Linguistik. Bd. 173.) 253 S.

Das Buch, das auf der 1995 in Heidelberg eingereichten Dissertation des Autors basiert, gliedert sich in fünf Kapitel (I. Einleitung, II. Untersuchung der Sprachreflexion, III. Untersuchung des Sprachgebrauchs, IV. Sprachreflexion und Sprachgebrauch, V. Rückblick). Das umfangreich ausgefallene — fünf Seiten umfassende — Inhaltsverzeichnis hat sich im Gebrauch schlecht bewährt. Seine Struktur ist kompliziert, es ermöglicht keine schnelle Orientierung und kein rasches Nachschlagen des gesuchten Kapitels. Der Leser hätte sich lieber ein knapperes aber dafür übersichtlicheres Inhaltsverzeichnis gewünscht.

Dem Textteil folgt ein reichhaltiges Literaturverzeichnis von zehn Seiten, daran schließt sich der Anhang an, der nützliche Informationen über Autoren sprachreflexiver Werke aus dem 18. Jahrhundert und über ihre Werke bietet. Es sei dabei nur auf ein kleines Detail hingewiesen: Gerade bei Gottsched, einer bestimmenden Kraft der Grammatikschreibung des 18. Jahrhunderts, enthält die Darstellung einige Mängel in der Biographie.

Im einzelnen gliedert sich der Inhalt des ersten Kapitels wie folgt: In der Vorbemerkung bestimmt der Verfasser den Gegenstand seiner Untersuchungen sowie das Ziel der Arbeit. Das Interesse des Autors gilt ausgewählten *strittigen Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert*, wobei sich Konopka auf die Anordnung der Elemente im Satz konzentriert. Sein Ziel formuliert er folgendermaßen:

> Die vorliegende Arbeit will Erkenntnisse zur Entwicklung der Sprache und der Sprachreflexion im 18. Jahrhundert liefern. Insbesondere soll sie dabei ermöglichen, die Faktoren zu bestimmen, welche die Entwicklung in den beiden Bereichen beeinflußten. In diesem Zusammenhang soll sie auch Aufschluß geben über die wechselseitige Bedingtheit zwischen Sprachreflexion und Sprachgebrauch und insbesondere über die Möglichkeit des Einflusses einzelner Sprachtheoretiker auf die Sprachentwicklung. (S.1.)

Betrachten wir einmal näher, wie der Verf. dieses Ziel verfolgt!

Im ersten Schritt werden die für die Arbeit relevanten grammatischen Begriffe erklärt bzw. präzisiert, danach gibt der Verf. einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Forschungen auf dem Gebiet der Syntax und Sprachreflexion im 18. Jahrhundert.

Dem folgt eine eingehende Diskussion der Sprachreflexion im 18. Jahrhundert, dann werden die sprachphilosophischen Grundlagen der Wortstellungstheorien sowie der Stand der Forschung über die Wechselwirkungen zwischen der Sprachreflexion und dem Sprachgebrauch dargestellt.

An die „Einleitung" schließt sich das zweite Kapitel an, das anhand 17 sprachreflexiver Werke die Sprachreflexion untersuchen soll. Der Autor bietet an dieser Stelle Einblicke in die Grundlinien und Grundbegriffe der Sprachreflexion.

In einem breit angelegten Abschnitt wird der Satzrahmen — einer der drei Streitpunkte, die sich am Ende des vorangegangenen Kapitels anbahnten — problematisiert. Die Schlußfolgerung des Autors ist, daß alle dargestellten strittigen syntaktischen Erscheinungen eng mit der Satzrahmenproblematik zusammenhängen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß das zweite Kapitel dem Leser eine solide, umfassende Darstellung der Sprachreflexion im 18. Jahrhundert bietet, in der die für das Thema relevanten Fragestellungen gründlich und instruktiv abgehandelt werden. Darüber hinaus ist es dem Autor auch gelungen, die wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung der Sprachreflexion darzustellen.

Den Gegenstand des dritten Kapitels bildet die Untersuchung des Sprachgebrauchs anhand von 37 Werken. Dabei finden die Klassen der einfachen Folgeelemente, der *zu*+Infinitivphrasen und der Nebensätze Berücksichtigung. Der Verf. geht mit großer Konsequenz der Frage nach, welche Faktoren die Wortstellung der genannten Klassen beeinflußten. Danach kommt er auf die Verbalkomplexe und afiniten Nebensätze zu sprechen.

Im letzten Abschnitt wird u.a. die Funktion des Satzrahmens als Mittel der Äußerungsgestaltung hervorgehoben.

Die Behandlung des Sprachgebrauchs im 18. Jahrhundert scheint dem Rezensenten genauso gut und anspruchsvoll ausgefallen zu sein wie die Untersuchung der Sprachreflexion. Ein Vorzug des Kapitels zeigt sich besonders in den Erörterungen des Autors über die Regeln, denen die Handhabung des Satzrahmens unterlag und in Verbindung damit über die Funktion des Satzrahmens in den einzelnen Textsorten und Sprachräumen.

Das vierte Kapitel unter dem Titel „Sprachreflexion und Sprachgebrauch" liefert eine zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse der beiden vorangegangenen Kapitel. Unter dem Aspekt der Deskriptivität und Präskriptivität der sprachreflexiven Werke werden hier die Gründe für die Unterschiede in den dargestellten Syntaxtheorien und deren Konsequenzen geschildert. Danach stellt sich die zentrale Frage des Kapitels, nämlich, welche Wirkung die sprachtheoretischen Werke auf den Sprachgebrauch ausgeübt hatten. In der Forschungsliteratur wird die Wirkungsfrage äußerst problematisch beurteilt, deshalb ist es von Belang, wie Konopka die normierende Wirkung der einzelnen Sprachtheoretiker auf den Sprachgebrauch belegt. Es muß leider gesagt werden, daß er der Wirkungsfrage auch

nicht viel näher kommt. Er kann keine eindeutigen Zusammenhänge zwischen den Forderungen der Sprachtheoretiker und der Entwicklung des Sprachgebrauchs feststellen. Er beschränkt sich hauptsächlich auf Annahmen, aufgrund einer — besonders im oberdeutschen Raum festgestellten — räumlichen und zeitlichen Parallelität zwischen Sprachreflexion und Sprachgebrauch. Der Rezensent hat den Eindruck, daß der Verf. in diesem Kapitel im Sinne der Zielsetzung der Arbeit aus dem reich erhobenen und im Detail mit großem Geschick interpretierten Forschungsmaterial zu wenig gemacht hat.

Im abschließenden Kapitel (Rückblick) faßt der Verfasser die Ergebnisse seiner Arbeit zusammen.

Der Erfolg einer Studie hängt weitgehend davon ab, in welchem Maße der Autor seine Ziele verwirklichen kann. Marek Konopka setzte sich — stichpunktartig dargestellt — folgende Ziele:

- Erkenntnisse zur Entwicklung der Sprache und der Sprachreflexion liefern
- die Faktoren bestimmen, welche die Entwicklung in den beiden Bereichen beeinflußten
- Aufschluß geben über die wechselseitige Bedingtheit zwischen Sprachreflexion und Sprachgebrauch und insbesondere über die Möglichkeit des Einflusses einzelner Sprachtheoretiker auf die Sprachentwicklung (vgl. S. 1.)

Wir sind der Meinung, daß es dem Verfasser gelungen ist, die ersten zwei Ziele zu verwirklichen, die Behandlung der letzten Frage erfüllt dagegen nicht unsere Erwartungen.

Es sei im weiteren noch auf einige Spezifika des Buches hingewiesen. Das ganze Buch zeugt vom großen Blickwinkel des Autors und von seiner Distanz im Urteil. Er erweist sich als gründlicher Kenner der einschlägigen Fachliteratur. Er rezipiert alle für das vorliegende Thema relevanten Autoren und Konzepte, mit denen er sich scharfsinnig und kritisch auseinandersetzt. Der Autor erhebt nicht den Anspruch, in seinem Werk neue theoretische Ansätze vorstellen zu wollen, er bezieht sich vielmehr auf Darstellungen anderer Autoren. Dabei werden nicht nur ältere Forschungsmeinungen diskutiert und problematisiert, sondern auch der neueste Forschungsstand findet Berücksichtigung. Konopka ist außerdem bemüht, Leistungen und Grenzen der Grammatiker des 18. Jahrhunderts aufzuzeigen, wobei er die einzelnen Konzepte deutlich genug voneinander abgrenzt. Den wissenschaftlichen Wert der Arbeit erhöht, daß gerade in diesem Bereich der Forschung Defizite bestehen.

Die Beispielsätze, die immer im konkreten Kontext diskutiert werden, sind sehr sorgfältig ausgewählt, so daß sie zur Demonstration der Wortstellungsregularitäten im 18. Jahrhundert bestens geeignet sind.

Positiv ist auch, daß die Darstellung einige instruktive Tabellen und Graphiken enthält, die das Verständnis des konkreten sprachlichen Phänomens sowie der statistischen Daten erleichtern.

Der Aufbau der Kapitel ist durchdacht, ihre Ausgestaltung ist trotz gewisser quantitativer Unterschiede sehr homogen, was zur inhaltlichen Ausgewogenheit der ganzen Studie führt. Rezeptionsfördernd ist ferner auch, daß der Autor die Teilergebnisse seiner Untersuchung von Zeit zu Zeit zusammenfaßt.

Die sprachliche Darstellung ist klar auch dort, wo sich die Aussagen auf einem höheren Abstraktionsgrad bewegen (wie z.B. im Abschnitt über sprachphilosophische Grundlagen der Wortstellungstheorien). Der Verf. formuliert in geläufigem, flüssigem Stil, das Werk liest sich daher ausgesprochen gut.

Ein weiteres Spezifikum des Bandes sind die überzeugenden logischen Schlüsse des Autors. Er liefert beweiskräftige Argumente zur Untermauerung seiner Behauptungen.

Der anvisierte Adressatenkreis der vorliegenden Arbeit wird in der Studie leider nirgendwo erwähnt. Wir können aber das Buch in erster Linie Grammatikern, darüber hinaus Linguisten überhaupt und — wenigstens einen Teil des Werkes — an Sprachphilosophie Interessierten guten Gewissens empfehlen.

Zusammenfassend läßt sich über die Relevanz des Werkes für die Sprachwissenschaft folgendes sagen: Der Rezensent ist beeindruckt von den überzeugenden Fakten und der Gründlichkeit der Aufbereitung des Materials. Neben vielen Beobachtungen im Detail liefert die Arbeit von Marek Konopka auch Anlaß, tradierte sprachgermanistische Theorien über die Sprachreflexion im 18. Jahrhundert, ihre wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung und den Sprachgebrauch im Bereich des Satzrahmens zu präzisieren. Es ist nicht zu übersehen, wie gewissenhaft und genau der Verf. an die Untersuchung dieser Phänomene herangeht, wie er sie terminologisch und methodisch exakt präsentiert und logisch erklärt. Seine Arbeit bereichert unser Wissen um die deutsche Syntax des 18. Jahrhunderts und wird in der Syntaxdiskussion sicherlich ein breites Echo finden. Außerdem enthält das Werk eine verläßliche Basis und ein beachtliches Anregungspotential für die Weiterführung der Forschung.

Mihály Harsányi
(Eger)

Korhonen, Jarmo: *Studien zur Phraseologie des Deutschen und des Finnischen I.* (= Studien zur Phraseologie und Parömiologie 7) — Bochum: Brockmeyer 1995. 410 S.

Korhonen, Jarmo (Hg.): *Studien zur Phraseologie des Deutschen und des Finnischen II.* (= Studien zur Phraseologie und Parömiologie 10) — Bochum: Brockmeyer 1996. 532 S.

1. 1994 ist der erste Band der Reihe „Studien zur Phraseologie und Parömiologie" beim Universitätsverlag Brockmeyer in Bochum erschienen. Seither ist die eindrucksvolle Zahl von insgesamt 12 Bänden gefolgt bzw. angekündigt worden. Einen glücklicheren Anfang hätte man sich vor drei Jahren kaum vorstellen können, handelte es sich doch bei Band I um das Material der 1992 in Saarbrücken durchgeführten „Europhras"-Tagung unter dem Titel „Tendenzen der Phraseologieforschung". Aus diesem ersten Band konnte sich der Leser — nicht zuletzt dank des einleitenden Berichts der Herausgeberin B. Sandig — ein umfassendes Bild über den (damals) aktuellen Stand der Phraseologieforschung verschaffen.

Die Reihenherausgeber, W. Eismann (Graz), P. Grzybek (Graz) und W. Mieder (Burlington VT, USA), vertreten eine Konzeption, die weitgehend offen ist sowohl hinsichtlich der untersuchten „sprachlichen Formen" (im Sinne von diversen festgeprägten Einheiten/Konfigurationen oberhalb der Wortgrenze) als auch der einbezogenen Einzelsprachen, der Beschreibungsperspektiven und nicht zuletzt der jeweiligen theoretischen Konzeption. In dieses Konzept passen außer der Phraseologie und den Sprichwörtern auch sog. „kleine Formen", wie z.B. Rätsel und Stereotype; außer der synchronischen auch die diachronische Perspektive; außer dem innereinzelsprachlichen auch der kontrastiv-interkulturelle Ansatz, wobei als jüngste Tendenz in einschlägigen Arbeiten versucht wird, auf Methoden und Erkenntnisse der Varietäten- bzw. Soziolinguistik zurückzugreifen. Der wohldurchdachten konzeptionellen Offenheit ist es zu verdanken, daß die bisher veröffentlichten bzw. angekündigten Bände eine bunte thematische Vielfalt zeigen und von der Fülle einschlägiger, z.T. auch interdisziplinärer Fragestellungen einen Eindruck vermitteln — ohne dabei eklektisch zu wirken.

Die Reihe „Studien zur Phraseologie und Parömiologie" ist auch deshalb zu begrüßen, weil es die erste Publikationsreihe mit den in ihrem Titel genannten Schwerpunkten ist. Aus diesem Grund, aber auch auf der Basis der skizzierten Konzeption und der fachlichen Qualität der ersten Bände hat die Reihe in kürzester Zeit internationales Ansehen erworben, trotz der sonst häufig beklagten Flut von Fachpublikationen. Man kann den Reihenherausgebern nur wünschen, daß sie ihre Absicht, die auf dem Rückendeckel der Bände zu lesen ist, verwirklichen können: „Mit der Reihe soll auf internationaler Ebene ein Forum für das zunehmende Interesse an den aufgewiesenen Fragestellungen geschaffen werden. Durch die Konzentration an einem Ort wird eine bessere Zugänglichkeit für alle Interessierten gewährleistet."

2. Band 7 und 10 der vorgestellten Reihe zeichnet als Verfasser bzw. als Herausgeber Jarmo Korhonen. Korhonen hat in der Auslandsgermanistik, vor allem in der (kontrastiven) Phraseologieforschung Bedeutendes geleistet. 1986 hatte er an der Universität Oulu eines der ersten internationalen Symposien zur Phraseologie, mit germanistischem Schwerpunkt, veranstaltet. Dieses kann gewissermaßen als Auftakt für die späteren, unter dem Namen „Europhras" bekanntgewordenen Tagungen angesehen werden. Die Tagung bzw. deren Zeitpunkt nennt Korhonen zugleich den Beginn des großangelegten Forschungsprojekts „Kontrastive Verbidiomatik Deutsch-Finnisch", das sich über etwa zehn Jahre erstreckt hat und dessen imponierender Ertrag nun in den beiden Bänden vorliegt. Die Einleitung zu Band 7 informiert in aller Ausführlichkeit über die (organisatorischen, personellen und finanziellen) Rahmenbedingungen sowie die inhaltlichen Schwerpunkte und wichtigsten Arbeitsphasen des Projekts.

In diesem Band sind die Ergebnisse der Forschungstätigkeit des Projektleiters zusammengefaßt. Es handelt sich dabei um insgesamt 17 Aufsätze, die bereits in verschiedenen Zeitschriften bzw. Sammelbänden veröffentlicht worden waren. Entsprechende Verweise findet der Leser jeweils in der ersten Fußnote der Beiträge.

Der chronologischen Anordnung hat der Autor hier die thematische vorgezogen. Dazu liest man in der Einleitung: „Am Anfang stehen Beiträge, die sich auf die deutsche Sprache allein beziehen, dann kommen Berichte bzw. Beiträge allgemeinerer Art zur kontrastiven Phraseologie, und ihnen folgen spezifischere Ausführungen zur deutsch-finnischen Verbidiomatik." (S. 8). Daraus erfährt der Leser allerdings nur wenig über die thematische Vielfalt der Beiträge, d.h. zugleich über die Konzeption des deutsch-finnischen kontrastiven Projekts und die Bandbreite der untersuchten Fragen.

Aufgrund der Lektüre wäre m.E. eine Gruppierung um folgende (thematische) Schwerpunkte angemessener und für den Leser informativer:

(1) allgemeine Fragen, Probleme der Phraseologieforschung, dargestellt am Beispiel der deutschen Phraseologie — diese werden erörtert in den Beiträgen I.-III., IX., XV. Insbesondere der erste Beitrag: „Idiome als Lexikoneinheiten. Eine Auswahl von Beschreibungsproblemen" kann durchaus den Anspruch erheben, übereinzelsprachlich relevant zu sein, selbst wenn die Probleme (zentraler und peripherer Bereich; Subklassifizierung; Fragen der Idiom-Semantik) an der deutschen Phraseologie exemplifiziert werden.

(2) Untersuchungen zu morphosyntaktischen Aspekten mit der Valenzproblematik im Mittelpunkt — präsentiert in den Beiträgen IV., V. und VIII.

(3) (deutsch-finnische) kontrastive Untersuchungen unter ausgewählten Aspekten — wie z.B. Fragen der zwischensprachlichen Konvergenz und Divergenz, Phraseologie in literarischen Übersetzungen u.a. — behandelt in den Beiträgen X.-XIII., XVI. und XVII.

Im Rahmen einer kurzen Rezension ist es natürlich nicht möglich, sich eingehender mit einzelnen Beiträgen zu befassen oder zu bestimmten Ansichten des Autors Stellung zu nehmen. Hervorzuheben sind sicherlich die Beiträge „Morphosyntaktische Variabilität von Verbidiomen", „Zur historischen Entwicklung von Verbidiomen im 19. und 20. Jahrhundert" sowie „Besonderheiten der Verbidiomatik in der gesprochenen Sprache. Dargestellt am Beispiel südwestdeutscher Mundarten". In der erstgenannten Arbeit wird das Wechselspiel von Stabilität und Variabilität an einem umfangreichen Korpus dargestellt und recht differenziert erörtert. Die beiden anderen Beiträge (1994 bzw. 1992 erstmals erschienen) zeichnen sich vor allem durch die Neuartigkeit ihrer Themenwahl, aber auch durch die gewonnenen Erkenntnisse aus.

Als zusammenfassende Bewertung ist folgendes unbedingt hervorzuheben:

(a) das umfangreiche Korpus, das als Arbeitsgrundlage diente - seine Quellen und detaillierte Beschreibung finden sich in der Einleitung zum Band: ein kontrastives Grundkorpus Deutsch-Finnisch mit ca. 2700 Verbidiomen (Idiompaare) sowie zwei weitere Spezialkorpora (deutsch-englisch-finnische Idiomliste bzw. eine Zusammenstellung von Verbidiomen des Deutschen, Französischen, Italienischen, Englischen, Schwedischen, Russischen, Ungarischen, Estnischen und Finnischen). Dazu kommen Belegkorpora mit insgesamt 13 000 Belegen;

(b) der Aspektreichtum der Untersuchung von Verbidiomen;

(c) das Aufgreifen von in der Forschung bis dahin eher vernachlässigten Fragen;

(d) nicht zuletzt der vielfältig anwendbare Erkenntnisgewinn für die deutsche und finnische Phraseologie.

Kontrastive Arbeiten mit empirischer Materialbasis laufen zwar häufig Gefahr, nur für einen beschränkten Leserkreis voll verständlich und von Interesse zu sein. Andererseits kann der hier verwendeten Arbeitsweise Modellcharakter zugesprochen werden, und die Konklusionen bereichern unser Wissen auch über einzelsprachunabhängig relevante Merkmale der Phraseologie bzw. deren interkulturelle Relevanz.

3. Band 10 der Reihe, zugleich Band II. der „Studien zur Phraseologie des Deutschen und des Finnischen" wurde vom Projektleiter als Herausgeber betreut. Den zentralen Untersuchungsgegenstand bilden auch hier die Verbidiome, verbale Phraseologismen kontrastiv (mehrheitlich unter morphosyntaktischen Aspekten) betrachtet, jedoch ergänzt durch einige weitere Fragen, die sich thematisch weniger klar zuordnen lassen. Als Rahmen wird auch für diesen Band das Forschungsprojekt „Kontrastive Verbidiomatik Deutsch-Finnisch" angegeben, wenn auch die einbezogenen Sprachen bzw. die eingeladenen Beiträger und ihre Themenwahl ein geringeres Maß an bewußter Planung erkennen lassen. So scheint es weniger „immanent" begründbar zu sein, bespielsweise Verbidiome mit Wortpaaren in ihrem Bestand (Typ: *jmdm./einander Auge in Auge gegenüberstehen,* aber auch: *Äpfel mit Birnen addieren* oder *jmdm. Steine statt Brot geben*) oder Verbidiome mit Eigennamen (Typ: *Fortuna lächelt jmdm., jmdn. nach Buxtehude wünschen, wie eine Leipziger Lerche singen*) als besondere (Sub-)Kategorie zu untersuchen.

Durch die insgesamt 21, umfangsmäßig recht unterschiedlichen Beiträge der insgesamt 11 Autoren ist von den in der Phraseologieforschung diskutierten Themen ein breites Feld abgedeckt, ungeachtet der Verbidiome als zentraler Bereich:

- Unter kontrastivem Aspekt (deutsch-finnisch) werden Verbidiome mit Wortpaaren (*J. Parad*) bzw. vergleichende Verbidiome (*L. Knobloch*), Modifikationen bei Verbidiomen (*M.-L. Piitulainen*), die (äußere) Valenz der (deutschen und finnischen) Verbidiome (*M.-L. Piitulainen*), Eigennamen in der Verbidiomatik (*D. Wilske*), Idiomreihen, lexikalische Variabilität (*J. Parad*), lexikalische Modifikationen bei Verbidiomen (*L. Knobloch*) und die Semantik von deutschen und finnischen Verbidiomen (*I. Hyvärinen*) behandelt.
- Paarweise innereinzelsprachlich thematisiert ist die Passivfähigkeit und die Negation (deutscher) verbaler Phraseologismen (beide von *J. Möhring*), die Passivierbarkeit bzw. (syntaktische) Negierbarkeit finnischer Verbidiome (beide: *I. Hyvärinen*), die Nominalisierung verbaler Phraseologismen im Deutschen (*I. Barz*) bzw. im Finnischen (*M.-L. Piitulainen*).
- Weniger eng mit dem Hauptanliegen verbunden sind die Beiträge zu deutschen Verbidiomen mit Eigennamen in ihrem Bestand (*Cs. Földes*), zu finnischen Verbidiomen mit Eigennamen (*D. Wilske*), zum Verhältnis von Wortbildung und Phraseologie (*W. Fleischer*), zu Verbidiomen im österreichischen Deutsch (*Cs. Földes*) und zur Phraseologie im Schweizerhochdeutschen (*H. Burger*).

Abschließend findet man im Band ein Register mit sämtlichen phraseologischen Einheiten, die in den Beiträgen in dieser oder jener Hinsicht analysiert worden sind. Auch die Angabe der Seitenzahlen fehlt nicht, wo sie der Leser nachschlagen kann. Die Liste umfaßt etwa 1800 deutsche, rund 60 österreichische, 180 schweizerhochdeutsche und 1000 finnische phraseologische Einheiten. Der Vollständigkeit halber sind ferner die zwei französischen, sowie die je eine englische, norwegische und ungarische phraseologische Einheit zu nennen. Jedenfalls ist dies ein weiteres Zeichen für die Materialfülle, mit welcher hier, wie im ganzen Projekt, gearbeitet worden ist. Vom Umfang, von der Bearbeitung des empirischen Materials und den gewonnenen Erkenntnissen sind vor allem die Beiträge „Zur (äußeren) Valenz der deutschen und finnischen Verbidiome" sowie „Zur Semantik von deutschen und finnischen Verbidiomen" hervorzuheben.

Obwohl es, wie oben bereits erwähnt, hier um thematisch eher lose zusammenhängende Arbeiten geht, ist ein unbedingt erforderliches Minimum an prinzipieller und methodologischer Einheitlichkeit bzw. Disziplin durchaus erkennbar — zumal in den kontrastiv angelegten Arbeiten des Bandes. Man vermißt allerdings in Band 10 eine Art Bilanz, einen abschließenden Beitrag des Initiators und Koordinators des Projekts über die Ergebnisse, deren Anwendbarkeit und Anwendungsmöglichkeiten sowie die Arbeitserfahrungen und Perspektiven ähnlicher Vorhaben.

4. Die vorliegenden beiden Bände könnte man im Hinblick auf die kontrastive Phraseologieforschung, die von Anfang an als ein inhaltlich wie thematisch wesentlicher Schwerpunkt an der Entfaltung der Phraseologieforschung überhaupt mit beteiligt war, als eine erfolgreiche Pilotstudie bewerten. Sie beweist die Legitimität von bilingualkontrastiv konzipierten Forschungsvorhaben und dürfte für andere Sprachenpaare modellhaft wirken. Die Ergebnisse solcher umfassender kontrastiver Projekte — dies hat Korhonens Projekt deutlich gezeigt — sind nicht nur für die klassischen Anwendungsbereiche FU und (zweisprachige) Lexikographie von Bedeutung, sondern dienen zugleich als wichtige Grundlagen (Vorarbeiten) und Quellen für (sprachübergreifende) theoretische Forschungen.

Regina Hessky
(Budapest)

Korn, Robert: *Das System der Vokalphoneme der schwäbischen Mundart in Kazachstan*. — Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1995. (= ZDL Beihefte 89). 101 S.

Die hier zu besprechende Arbeit ist die deutschsprachige Version einer 1986 an der Moskauer Maurice Thorez-Hochschule für Fremdsprachen vom Verf. verteidigten Dissertation, deren dialektologische Kapitel von Hugo Jedig(†), dem bekannten Germanisten und Erforscher rußlanddeutscher Sprachinseln, betreut wurden.

Im Mittelpunkt der Arbeit stehen Phonetik und Phonologie der schwäbischen Mundart der Dörfer *Michajlovka* und *Novokuz'minka* (sowie einiger kleinerer Streusiedlungen in deren Nachbarschaft) im Oblast' (Verwaltungsbezirk) Pavlodar an der Nordgrenze Kazachstans. Die älteren Sprecher der Mundart stammen aus dem Dorf *Rosenberg* in der georgischen Provinz Imeretien (im Südwesten von Tiflis gelegen) und wurden im Jahre 1941 von dort nach Kazachstan deportiert. Ihre Vorfahren waren sogenannte *Württemberger Separatisten*, die in den Jahren 1817-1819 aus Altwürttemberg den Weg nach Transkaukasien fanden. Mitte bis Ende der siebziger Jahre lebten in den genannten Dörfern in Kazachstan noch über 1000 schwäbischsprachige Nachkommen dieser Einwanderer, eine Zahl, die sich gerade in den letzten Jahren durch Rücksiedlung nach Deutschland dramatisch reduziert haben dürfte.

Die zur Analyse herangezogenen Sprachdaten stammen aus Feldforschungskampagnen des Verf.s in den Jahren 1979 bis 1982; die dabei aufgenommenen 18 Informanten der älteren Generation waren zur Zeit der Untersuchung zwischen 56 und 86 Jahre alt (also noch allesamt aus *Rosenberg* gebürtig), die 7 der jüngeren Generation waren in *Michajlovka* und *Novokuz'minka* aufgewachsene Kinder bzw. junge Erwachsene zwischen 10 und 24 Jahren; das auffällige Fehlen von Sprachdaten einer dazwischenliegenden mittleren Generation bleibt unkommentiert.

Bei der Mundart von *Rosenberg-Michajlovka* handelt es sich um einen Dialekt, dessen wesentliche Merkmale noch heute mit den im Neckartal zwischen Marbach und Reutlingen gesprochenen schwäbischen Mundarten übereinstimmen. Dies ist umso bemerkenswerter, als bereits Anfang dieses Jahrhunderts für die in der Südukraine und auf der Krim gesprochenen schwäbischen Dialekte die Aufgabe „prototypisch schwäbischer" Dialektmerkmale und die Hinentwicklung zu einem dialektal weniger stark gefärbten „Neuschwäbisch" zu konstatieren waren; verantwortlich dafür waren (interner und externer) Dialektausgleich in den von einer gewissen (wenn auch minoritären) Zahl fränkischer Dialektsprecher durchsetzten und von zahlreichen rein fränkischen Schwesterkolonien umgebenen schwäbischen Kolonien der Ukraine, sowie zusätzlich eine Beeinflussung durch die deutsche Schriftsprache (deutsche Presse, deutsches Theater, deutsche Schulen in Odessa). Dagegen war es in den georgischen und azerbeidjanischen Schwabenkolonien -von Anfang an dialektal homogen und nur mit anderen schwäbischen Kolonien in Kontakt stehend- *ausschließlich* die Schriftsprache (hier über die deutschen kulturellen Institutionen in Tiflis vermittelt), die einen Abbau primärer Dialektmerkmale bewirken konnte. *Rosenberg* (wie auch seine noch näher bei Tiflis gelegene Mutterkolonie *Elisabethtal*) war dabei interessanterweise viel weniger solchen schriftsprachlichen Überformungen ausgesetzt als beispielsweise das zwar geographisch abseits (in der Gegend von Jelisabetpol/Kirovabad) gelegene, durch seinen Weinhandel zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer allerdings kaukasusweit bedeutende *Helenendorf* in Azerbeidjan. Eine nennenswerte „dialektale Auseinandersetzung" mit den Merkmalen anderer deutscher, vorwiegend fränkischer Dialekte erfolgte paradoxerweise erst unter dem von Sprechern beider Dialektgruppen geteilten Leid der Deportation und des Exils in Kazachstan.

So kam es erst in jüngerer Zeit zur Aufgabe so markanter schwäbischer Dialektmerkmale wie der nasalen (Lang-)Vokale (die ursprünglich auch in russischen Lehnwörtern auftraten: ...*čemodan* [ʧemo'dã:] 'Koffer' (< russ. чемодан)); zur Kürzung der typisch schwäbischen Langvokale vor [çt] und [rt] ([ne:çt] *Nächte*); zur Verdrängung (noch *ohne* gänzliche Aufgabe) des Diphthongs [ui] in [fliəkst] aus früherem [fluikst] (in [sui] *sie*, [dui] *die*, [fuir] *Feuer*, [knui] *Knie* bleibt er erhalten); zur Monophthongierung des ursprünglich „westschwäbischen" Sproßdiphthongs [oar] > [aʳ] in *Horn* [hoarn] > [haʳn]. In der Aussprache der jüngeren Generation ist darüber hinaus die Tendenz zu beobachten, fallende Diphthonge des Typs [əu], [əi] (letzterer seinerseits aus [ui] entstanden) sowie steigende Diphthonge des Typs [uə] durch [ou], [oi], [uo] zu ersetzen: *Maul* [məul] > [moul], *weiß* [vəis] > [vois], *Blut* [bluət] > [bluot], wobei offenkundig kontaktierende oberfränkische Mundarten das Modell dazu lieferten.

Den Hauptteil der Arbeit bildet eine instrumentalphonetische (sonagraphische) Analyse der Mundart-Vokale und deren phonologische Interpretation; aus mündlichen Erzählungen wurden 106 passende Wortformen ermittelt, die von älteren und jüngeren Sprechern mehrfach wiederholt auf Band gesprochen wurden; sie wurden anschließend von ohrenphonetisch geschulten Fachleuten transkribiert und danach einer sonagraphischen Analyse unterzogen. Die nach klassisch-strukturalistischen Analyseprinzipien durchgeführte Phonemanalyse (Minimalpaarnachweis, Feststellung kontextbedingter Variation, Ermittlung distributioneller Beschränkungen) ergibt für die gegenwärtige Mundart ein Vokalsystem von 15 Monophthongen und 13 Diphthongen.

Wenn auch die technische Seite der Untersuchung nicht mehr wegweisend genannt werden kann (ersetzen doch seit geraumer Zeit computerisierte Schallanalyseverfahren mehr und mehr das traditionelle Sonagramm), so muß doch die systematische Gründlichkeit, mit der feine auditive Unterschiede und Nuancen auf die ihnen zugrundeliegenden akustischen Parameter hin untersucht werden, ausdrücklich gewürdigt werden: das Variationsspektrum der einzelnen Vokale wird systematisch auf nicht weniger als 25 qualitätsbestimmende Lautkontexte (wobei natürlich nicht *jeder* dieser Kontexte für *jeden* Vokal relevant zu sein braucht) überprüft. Unter den zahlreichen interessanten Detailbefunden sei erwähnt, daß etwa /i/ und /i:/ in betonter Silbe sich so wie in den schwäbischen Mutterdialekten tatsächlich ausschließlich durch das phonetische Merkmal der Länge unterscheiden, daß daneben aber das kurze /i/ durchaus eine ungespannte/offene kontextuelle Variante [ɪ] kennt (so z.B. in den unbetonten geschlossenen Silben in ['frɔidɪç] *Freitag*, ['moinɪŋ] *Meinung*, ['ʃvo:bɪʃ] *schwäbisch* etc.), was auch für andere schwäbische Dialekte gilt, allerdings in der einschlägigen Fachliteratur kaum erwähnt wird. Generell belegen die hier veröffentlichten akustischen Meßwerte einmal mehr sehr deutlich, daß Kurzvokale zu größerer (quantitativer *und* qualitativer) Variation neigen als Langvokale. Dies dürfte letztlich mit der geringeren zur Artikulation zur Verfügung stehenden Zeit sowie der für den Nebenton *reduzierten* psychophysischen Aufmerksamkeit zusammenhängen.

Was man in diesem Zusammenhang allerdings vermißt ist ein Vergleich mit entsprechenden Formantmessungen zum Vokalismus der deutschen Standardlautung bzw. anderer regionaler Varianten des Deutschen. Die — zudem noch relativ vage gehaltenen — Verweise auf ein schwer zugängliches und angesichts seines Erscheinungsjahres wohl kaum mehr als auf dem letzten wissenschaftlichen Stand einzustufendes Werk von Nikonova (1948) können nicht wirklich befriedigen. Eine Berücksichtigung der erwähnten Arbeiten hätte immerhin einen Blick dafür eröffnen können, wie der auditive Kontrast zwischen 'schwäbischem' und Hochlautungs-'Akzent' in der Akustik der Vokale seine Grundlagen findet. Andererseits hätte auf die Reproduktion von Diapositiven der im Zuge der Untersuchung entstandenen Vokal-Sonagramme (S. 88-91) leicht verzichtet werden können, ja verzichtet werden *müssen*; kein mit akustischer Phonetik befaßter Fachmann wird mit diesen *nicht*-kalibrierten Kleinbildformaten wirklich etwas anfangen können.

Die vorliegende Monographie beschäftigt sich jedoch nicht nur -wie es der Titel zunächst vielleicht vermuten läßt- mit der Phonologie der Vokale (und deren phonetischen Realisierungen); vielmehr werden auch eine Reihe von morphophonologischen Erscheinungen wie Ablaut, Brechung, Umlaut (bzw. *verhinderter* Umlaut) behandelt, die sich als für die dialektale Standortbestimmung der Mundart wichtig erweisen. Der an Phänomenen des Sprachkontakts Interessierte kann darüber hinaus zahlreiche bemerkenswerte, ja bisweilen kuriose Entlehnungen aus diversen Kontaktsprachen kennenlernen; unter letzteren hat es mir das (wohl auch volksetymologisch *-zischen-*motivierte) Dissimilationsprodukt *Tsischlik* 'Schaschlik' für türk. *Šišlik* besonders angetan. Einige Angaben zur Herkunft der *nicht*-russischen Lehnwörter sind allerdings zu korrigieren, umso mehr als der Verf. diese Angaben in identischer Form schon an nicht unprominenter Stelle anderweitig (ZDL LX:40-47) publiziert hat. Richtig erkannt (S. 72) ist die türkische Herkunft der Wörter *dolma* 'Roulade', *lavaš* 'Brotfladen', *blof* 'Pilav', *gadiç (<katik)* 'Zukost, (Speisen-) Beilage' (letzteres allerdings nicht, wie Verf. andeutungsweise unterstellt, mit *kati* 'hart', sondern vielmehr mit *katmak* 'hinzufügen, als Begleiter schicken' etymologisch verwandt), wobei zu präzisieren wäre, daß es sich dabei kaum um Entlehnungen aus dem *Osmanisch*-Türkischen (bzw. *Türkei*-Türkischen), sondern aus anderen im Umkreis des Kaukasus beheimateten Turksprachen (Azeri, Kumyx, Karatschajisch ...) handeln dürfte. Zu dieser Gruppe wäre wohl noch das zwar im Text (S. 94) enthaltene, aber vom Verf. nicht weiter kommentierte *duxan* 'Schenke' (türkei-türkisch dagegen *dükkân 'Laden, Geschäft'*) zu zählen. Falsch bzw. irreführend sind aber die Charakterisierungen von *jug* 'Gepäck', *bur'djug* 'Weinschlauch', und *dili'šan* 'Postkutsche' als „Entlehnungen aus dem Georgischen" (ibid.): *jug* (türkeitürkisch *yük* 'Fracht, Last, Belastung') kann schon seiner lautlichen Struktur wegen (anlautender Halbvokal [j]!) nicht georgisch sein und ist wie *bur'djuk* (osmanisch *bur(u)cuk* 'id.', eigentlich: 'Röhrchen') ebenfalls turksprachiger Herkunft. Im Gegensatz dazu ist *dili'šan* 'Postkutsche' zwar tatsächlich als დილიჟანი, (diližani) in georgischen Wörterbüchern verzeichnet, aber natürlich kein genuin georgisches Wort, da es — wie seine Nebenform დილიჟანს (diližans) '*id.*' noch deutlicher zeigt — auf ein seit 1803 belegtes russisches дилижанс zurückgeht, das seinerseits wiederum ein Lehnwort aus dem Französischen *(voiture de) diligence* '(Eil-) Postkutsche' ist, welches ja auch ins Deutsche entlehnt wurde und möglicherweise schon den Württemberger Auswanderern und Vorfahren der heutigen Mundartsprecher bekannt war.

In einem Satz zusammengefaßt: Korns Arbeit liefert dem „Schwabologen" (im engeren und weiteren Sinne) eine Vielzahl wertvoller Informationen und dem an einer instrumentalphonetischen Fundierung seiner ohrenphonetischen Analyse interessierten Dialektologen ein präzises Orientierungsraster für den systematischen Aufbau einschlägiger eigenener Untersuchungen.

Thomas Herok
(Budapest)

Palm, Christine: *Phraseologie. Eine Einführung.* — Tübingen: Gunter Narr Verlag 1995. 130 S.

Der vorliegende Band ist in der Reihe „Narr Studienbücher" erschienen. Die Bände dieser Reihe haben durch die überschaubare Behandlung von Grundfragen der Linguistik ihre Brauchbarkeit im Hochschulstudium bewiesen. Diese Einführungen oder

Arbeitsbücher zu verschiedenen Disziplinen (u.a. Semantik, Dependenzgrammatik, Übersetzungstheorie) wollen die Studierenden auf der Grundlage der neuesten Forschungsergebnisse mit dem jeweiligen Wissenschaftsgebiet bekanntmachen. Die Arbeit von Palm „will in das zentrale und dynamische Gebiet der Phraseologie, der Wissenschaft von den — mehr oder weniger — festen Wortgruppen mit einer besonderen Bedeutungsstruktur, einführen" (Hinweis auf der Rückseite des Buchdeckels). Seit dem Erscheinen der zwei Grundwerke zur Phraseologie (Wolfgang Fleischer: Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig 1982; Harald Burger / Annelies Buhofer / Ambros Sialm: Handbuch der Phraseologie. Berlin/New York 1982) ist keine zusammenfassende Monographie zur Phraseologie mehr erschienen. Die seither vergangenen Jahre und die in dieser Zeit erzielten Ergebnisse der Phraseologieforschung erforderten die Veröffentlichung eines neuen Buches. Deshalb muß die Arbeit von Christine Palm auf jeden Fall begrüßt werden.

Das Buch gliedert sich in fünf Kapitel (Gegenstand und Terminologie; Phraseologismen im System; Phraseologismen im Text; Psycholinguistische Aspekte; Die Phraseologieforschung). Die Behandlung der Phraseologismen wird durch die Unterscheidung zwischen „langue" und „parole" geprägt. Dieses Ordnungsprinzip kommt in der germanistischen Phraseologieforschung häufig vor, so z.B. auch in der Arbeit von Barbara Wotjak (Verbale Phraseolexeme in System und Text. Tübingen 1992). Die Kapitel 2 und 3, die dieser Aufteilung folgen, machen einen wesentlichen Teil des vorliegenden Buches aus.

Im ersten Kapitel (Gegenstand und Terminologie) erläutert die Autorin, was im engeren und im weiteren Sinne zur Phraseologie gehört. Zur Phraseologie im engeren Sinne werden nur die Phraseme, d.h. „nicht satzwertige Wortgruppen mit unterschiedlicher syntaktischer Struktur und mehr oder weniger ausgeprägter Umdeutung der Komponenten" (S. 1f.), gezählt (z. B. *auf den Busch klopfen*). Als Phraseologismen im weiteren Sinne behandelt Palm (1) Sprichwörter (*Wer A sagt, muß auch B sagen*) und Antisprichwörter (*Wer A sagt, muß auch die weiteren Raten zahlen*), (2) Sagwörter oder Wellerismen (*Geld stinkt nicht, sagte der Umweltschützer, nachdem er seinen Geruchssinn für 20.000 Mark verkauft hatte*), (3) Lehnsprichwörter (*Steter Tropfen höhlt den Stein — Gutta cavat lapidem*) und (4) Geflügelte Worte (*Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben* — Gorbatschow zu Honecker). Obwohl die Autorin diese Einteilung nicht explizit als Klassifizierung bezeichnet (sie betrachtet sie eher als eine einfache Aufzählung), sollten die Lehnsprichwörter doch eher unter den Sprichwörtern und nicht als eine eigene Gruppe aufgeführt werden.

Das zweite Kapitel (Phraseologismen im System) bestimmen semantische Aspekte, wie das auch der Subgruppe 2.1. zu entnehmen ist. Da dem Teil 2.1. keine weiteren Teile wie 2.2., 2.3. usw. folgen, kann dies eher als ein Untertitel aufgefaßt werden. Zunächst werden die traditionellen Kriterien der Idiomatizität, der Stabilität und der Reproduzierbarkeit erläutert, wodurch sich entsprechende sprachliche Wendungen von freien Wortverbindungen abgrenzen lassen. Bei der Idiomatizität, wenn die Autorin die Beachtung der Perspektive des Fremdsprachlers betont, bringt sie u.a. das ungarische Beispiel *lapátra tesz* (der ungarische Wortlaut wird im Buch nicht genannt), das trotz der formalen Identität mit dem deutschen *jn auf die Schippe nehmen* eine andere Bedeutung hat (‚jn feuern') als das deutsche Pseudoäquivalent (‚sich über jn lustig machen, jn veralbern'). Ähnlich verhält es sich z. B. bei *sich an die Brust schlagen* (‚etw bereuen') — *veri a mellét* (‚stolz sein'). Solchen „Falschen Freunden" sollte im Fremdsprachenunterricht viel Aufmerksamkeit geschenkt werden. In bezug auf das erste Kriterium werden im weiteren Grade (vollidiomatische Phraseme: *mit jm noch ein Hühnchen zu rupfen haben*; teilidiomatische Phraseme: *sich ins Fäustchen lachen*) und Arten der Idiomatizität (durchsichtige Metaphorisierungen: *jm den Kopf waschen*; undurch-

sichtige Metaphorisierungen: *einen Narren an jm gefressen haben*; Spezialisierungen (Phraseme, die nur oder vorzugsweise aus Synsemantika bestehen): *bei jm unten durch sein*) sowie Metapher oder Metonymie im Phraseologismus (*in die Röhre gucken*) und das Problem der Konnotation der Phraseologismen (Emotionalität, Stilebenen, Historizität, Regionalität) erläutert. Bei der Stabilität hebt Palm die Relativität dieses Merkmals hervor. Sie verweist auf die Varianten (*von der Pike auf dienen / lernen*), die territorialen Dubletten (*den Rahm abschöpfen*; nicht die Sahne), die unikalen Komponenten (*jm Fersengeld geben*) und die syntaktischen und morphologischen Anomalien (*mit jm ist nicht gut Kirschen essen*; *Gut Ding will Weile haben*). Bezüglich ihrer Reproduzierbarkeit betrachtet die Autorin die Phraseologismen in der Rede „als bereits fixierte Mini-Texte" (S. 36), wobei der Textbegriff bei ihr ziemlich weit gefaßt werden muß. Als Mini-Texte werden Phraseologismen als solche im allgemeinen nicht angesehen, sondern nur die Sprichwörter. Die Reproduzierbarkeit läßt sich allerdings für alle Phraseologismen anwenden, obwohl bei Sprichwörtern statt dessen eher von Zitierbarkeit gesprochen wird. Nach der Abgrenzung behandelt Palm die nicht unwichtige historische und kulturelle Dimension der Phraseologie, wobei u. a. auf den Einfluß der Antike (*eine Sisyphus-Arbeit sein*) und der Bibel (*Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande*) aufmerksam gemacht wird. Hier werden auch die produktivsten Lexeme im Komponentenbestand von Phraseologismen aufgeführt. Das Ergebnis untermauert die alte Erkenntnis, daß die Lexeme für Körperteile des Menschen und damit die somatischen Phraseologismen die größte Gruppe ausmachen. Im weiteren wird die innere Struktur von Phraseologismen anhand von besonderen Gruppen von obligatorischen Komponenten (pronominale Komponenten: *seine Haut zu Markte tragen*; Numeralia: *nicht bis drei zählen können*; Negate: *nicht alle Tassen im Schrank haben*; Eigennamen: *Eulen nach Athen tragen*) und besonderen syntaktischen Strukturen (phraseologische Teilsätze: *wissen, wo der Schuh drückt*; komparative Phraseologismen: *weiß wie Schnee*; phraseologische Wortpaare: *klipp und klar*) veranschaulicht. Dieser Teil könnte m.E. in einer (hier fehlenden) eigenen, syntaktische Aspekte erörternden Rubrik behandelt werden (z.B. unter 2.2.). Zuletzt werden in diesem Kapitel paradigmatische Relationen im Phraseolexikon behandelt. Hier werden phraseologische Synonyme (*sich bei jm lieb Kind machen — jm Honig ums Maul schmieren*), Antonyme (*kein Wort über etw verlieren — etw an die große Glocke hängen*), Polyseme (*ein Faß aufmachen* = feiern; viel Aufhebens machen) und Homonyme (*an der Strippe hängen* = von jm abhängig sein; oft und lange telefonieren) diskutiert sowie phraseologische Reihen, d.h. Wortfamilien der Mehrwortlexeme. Beim letzten Phänomen wird wieder auf die phraseologische Bindungsfreudigkeit von bestimmten Lexemen (für Körperteile und Kleidungsstücke) hingewiesen.

Das dritte Kapitel (Phraseologismen im Text) behandelt den kreativen Umgang mit Phraseologismen. Die Autorin bringt u.a. aus ihren wertvollen phraseologischen Arbeiten viele Beispiele, an denen vor allem die hohe konnotative und kreative Potenz von Phraseologismen demonstriert wird. Die zwei bearbeiteten Bereiche (textbildende Potenzen bzw. Modifikationen und Variationen) werden oft durch Code-switching („doppelter Code der freien und idiomatischen Bedeutung" (S. 62)) beeinflußt (z.B. Wir haben unseren Urlaub *in vollen Zügen* genossen.). Die Varianten als usuelle Veränderungsmöglichkeiten lassen sich von den okkasionellen Modifikationen unterscheiden. Vier Arten der Modifikationen werden vorgestellt: Kontamination (Mischung zweier oder mehrerer Phraseologismen), Substitution (Austausch von Komponenten), Remotivation (Aktualisierung der wörtlichen Bedeutung) und lexikalische Füllung moderner Strukturmodelle (von Buch- oder Filmtiteln usw.). An einer Reihe von literarischen Texten, Anekdoten, Grotesken und Werbeslogans werden die phraseologischen Prozesse veranschaulicht; dabei wird nach der Beschreibung der Prozesse immer auch ihre Leistung im Kontext in bezug auf die Effekte erläutert. Die zitierten und behandelten Belege können dadurch nicht nur zur sprachlichen, sondern gelegentlich auch zur literarischen Analyse der Gedichte beitragen und dementsprechend im Unterricht eingesetzt werden.

Im vierten Kapitel werden psycholinguistische Konzepte diskutiert, wobei man von der Reproduzierbarkeit der Phraseologismen ausgehen kann. Nach der kurzen Darstellung der Produktion, des Verstehens und des Erwerbs von Phraseologismen beschreibt Palm den gegenwärtigen Stand der Forschung. Sie stellt fest, daß „die Komponenten wieder stärker in den Blickpunkt gerückt sind" (S. 95). Davon zeugen tatsächlich die neueren Forschungen zur Metapher und zur Metonymie bzw. der kognitive Ansatz in der Phraseologie. Aus diesem Kapitel ist eine schwedische Untersuchung zur phraseologischen Kompetenz hervorzuheben, wobei Schüler der Deutschen Schule in Stockholm nach ihren phraseologischen Kenntnissen befragt wurden. Gemäß dieser Untersuchung ist die phraseologische Kompetenz von zwei- und mehrsprachigen Kindern relativ gut. Ins Buch wurde auch ein Fragebogen aufgenommen, der zu ähnlichen Studien anregen kann.

Die Phraseologieforschung ist der Gegenstand des fünften Kapitels, das sowohl die Anfänge der Forschung als auch die neuesten Tendenzen in Betracht zieht. Dabei wird zunächst auf die terminologische Verwirrung in der Phraseologie verwiesen, wobei es erwähnenswert ist, daß die Vielfalt der Termini im vorliegenden Buch erfreulicherweise nicht zu einer Verwirrung führt. Es wurde schon früher auf die verschiedenen Bezeichnungen von bestimmten Phänomenen hingewiesen, wie z. B. Figuriertheit / Idiomatizität / Metaphorizität oder Stabilität / Fixiertheit / Festigkeit. Auch solche Basistermini wie Syntagmatik, Paradigmatik, Synsemantikon, Autosemantikon, Code-switching werden klar erklärt und entsprechend muß der Leser komplizierte Definitionen nicht „enträtseln". Ein Glossar von Fachtermini hätte allerdings ins Buch eingefügt werden können. Hierbei ist noch anzumerken, daß die vielen und meistens neuen, modernen Beispiele und Belege das Material für den Leser sehr anschaulich, lebendig und überzeugend machen. In dieser Rubrik deutet die Autorin zwei große Phraseologieprojekte („Thesaurus deutscher Idiome" und „Kontrastive Phraseologie Deutsch-Französisch") an, die die Mittel der kognitiven Linguistik bzw. der Fachtextanalyse in der Forschung anwenden. Zuletzt ist auch die Anführung der Europhras-Tagungen und der entsprechenden Sammelbände sehr nützlich.

Mit der Arbeit von Palm steht den Studierenden der Phraseologie zweifelsohne ein nützliches neues Buch über die Phraseologie zur Verfügung. Der Band mit seinem leserfreundlichen Layout und den leichtverständlichen Erklärungen kann zu Recht als Einführung im Unterricht verwendet werden. Zur Anregung zum Selbststudium können die Literaturhinweise am Ende der einzelnen Kapitel beitragen, wo auch die neuere Literatur und die neuen phraseologischen Wörterbücher berücksichtigt werden.

Tamás Kispál
(Szeged)

Sommerfeldt, Karl-Ernst – Schreiber, Herbert: *Wörterbuch der Valenz etymologisch verwandter Wörter: Verben, Adjektive, Substantive*. — Tübingen: Niemeyer 1996. 298 S.

Mit diesem begrüßenswerten Nachschlagewerk stehen die beiden Verfasser in der Tradition derjenigen Autoren, die neue, sehr brauchbare Valenzwörterbücher herausbringen. Dabei gehen sie von wesentlichen Positionen früherer Publikationen aus, berücksichtigen aber auch die Weiterentwicklung der Valenztheorie. Die Valenz läßt sich heute auf mehreren Ebenen anwenden, kommunikativ-pragmatische Aspekte sollten jedoch stärker zu ihrem Recht kommen. Lexikonelemente können nicht nur in alphabetischer Reihenfolge, sondern auch nach semantischen Beziehungen zwischen ihnen beschrieben werden. Nicht nur Felder jeweils einer Wortart, sondern auch etymologisch verwandte und semantisch ähnliche Wörter mehrerer Wortarten können valenzmäßig beschrieben werden. Zu Feldern zusammengefaßt wurden daher etymologisch zusammengehörende Verben, Adjektive und Substantive. Ausgewählt wurden Felder unterschiedlicher Sachbereiche mit mehrwertigen Valenzträgern, wobei auch ihre vielfältige Wortbildung verdeutlicht wird.

In dem ersten Teil *Theoretische Vorüberlegungen* (S. 1-19) werden zunächst die Entwicklung der Valenztheorie und die Auswirkung der Semantik und Valenz der Autosemantika (Verb, Adjektiv und Substantiv) auf die Struktur von Satz und Wortgruppe kurz dargestellt.

Für die Relevanz der Beschäftigung mit sprachlichen Feldern haben sich neben den beiden Autoren viele Linguisten wie z.B. W. Bondzio, P. R. Lutzeier u.a. ausgesprochen. Ihre grundlegenden Überlegungen zum Feldbegriff werden in dieser Ausgabe erfreulicherweise nicht außer acht gelassen. Ich möchte beispielsweise auf Lutzeiers Definition des Wortfeldes hinweisen, die ich für plausibel halte: „Wortfelder sind zunächst bestimmte Klassen von Wörtern, also Teilklassen des Wortschatzes einer Sprache. Die Elemente eines Wortfeldes sind, was ihre Bedeutung angeht, einander ähnlich, aber auch, falls es sich nicht um strikte Synonyme handelt, gleichzeitig voneinander verschieden. Das Ausmaß an *Ähnlichkeit* überwiegt dabei das Ausmaß an *Verschiedenheit*“ (S.7). Man kann nicht abstreiten, daß Felder eine Struktur haben. Sommerfeldt und Schreiber zitieren aus gutem Grunde Lutzeiers Wortfeldbegriff: „Bezüglich dieser Struktur erhält jedes Element seine Position. Diese Position ist über die Namen der Zerlegungsmengen, denen das Element angehört und den semantischen Relationen des Elements zu anderen Elementen definiert. Insofern ist die Position jedes Elements von den Positionen der übrigen Elemente des Wortfeldes abhängig“ (S. 8). Gerade diese semantische Struktur beschreiben Sommerfeldt und Schreiber.

Ein weiteres Verdienst der Autoren ist die kurze Diskussion über die Anforderungen an Wörterbücher neuen Typs. Der interessierte Leser wird dadurch angeregt, sich mit den lexikographischen Problemen der Bedeutungsbeschreibung in diversen einsprachigen Wörterbüchern auch eingehender zu befassen.

In dem letzten Abschnitt des ersten Teiles erfährt der Leser, wie die linguistische Beschreibung der Semantik und Syntax lexikalischer Einheiten in Feldern erfolgt. Jedes Wortfeld wird in drei Abschnitten dargeboten:

1) einer kurzen Beschreibung des jeweiligen Feldes (Angabe der semantischen Invarianten / Kennzeichnung der Distribution / Angabe der Wertigkeit bzw. Stelligkeit),
2) einer gegliederten Übersicht über das Wortfeld (Gruppen und Untergruppen nach differenzierenden Semen) und
3) der detaillierten Beschreibung der einzelnen Verben, Adjektive und Substantive in alphabetischer Reihenfolge.

Der erste Teil des Buches wird danach durch ein Literatur- und Abkürzungsverzeichnis abgerundet.

Im zweiten Teil der Arbeit (S. 21-288) werden folgende Felder analysiert: *Feld der Fortbewegung, des Transportes, des Besitzwechsels, des Produzierens, der Nahrungsaufnahme, der Reinigung, der Mitteilung (Sprachproduktion), der Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Menschen, des emotionalen Bewegens, der rationalen Einwirkung auf den Menschen, der Erlaubnis, der Gefühle und des Existierens.*

Die Methode der Bedeutungsbeschreibung der einzelnen Lexeme in Feldern wird in der vorliegenden Rezension anhand des *Feldes der Fortbewegung* (S. 23-46) exemplifiziert.

1. Abschnitt: die Glieder des *Feldes der Fortbewegung* bezeichnen, „daß sich ein Lebewesen oder ein Ding von einem Ausgangspunkt über weitere Punkte zu einem Zielpunkt bewegt — ggfs. unter Einbeziehung eines Instruments“ (S. 23). In dem Beispielfall sind die Kriterien *Benutzung* bzw. *Nichtbenutzung von Instrumenten, lokale Argumente, Bezeichnung der Richtung, Bezeichnung des Ausgangspunktes* und die *der Übergangspunkte* für die Klassifizierung der meist zweiwertigen Feldelemente besonders wichtig.

Im zweiten Abschnitt, der besonders übersichtlich gestaltet ist, werden unterschiedliche Gruppen nach bedeutungsdifferenzierenden Merkmalen gebildet:

1. ‘allgemeine Fortbewegung auf ein Ziel’
   (z.B.: *fliehen / entfliehen / flüchten — flüchtig — Flucht; gelangen / hinaufgelangen / hinuntergelangen* usw.)
2. ‘Fortbewegung zu Lande’
2.1. ‘im wesentlichen ohne Hilfsmittel’
2.1.1. ‘(relativ) langsam’
   (z.B.: *bummeln / umherumbummeln — Bummeln; gehen / zugehen / zurückgehen — Gang* usw.)
2.1.2. ‘(relativ) schnell’
   (z.B.: *eilen / forteilen / weitereilen — Eilen; hasten / vorwärtshasten* usw.)
2.2. ‘mit Hilfsmitteln’
   (z.B.: *kutschieren / umherkutschieren — Kutschieren / Herumkutschieren; rasen / davonrasen / weiterrasen — Rasen* usw.)
3. ‘Fortbewegung im Wasser’
   (z.B.: *rudern / hinüberrudern / zurückrudern — Rudern; schwimmen / wegschwimmen / zurückschwimmen — Schwimmen* usw.)
4. ‘Fortbewegung in der Luft’
   (z. B.: *fliegen / abfliegen — Fliegerei / Flug / Abflug / Hinflug / Rückflug / Weiterflug; schweben / niederschweben* usw.)

Im dritten Abschnitt erfolgt die ausführliche linguistische Beschreibung der zum *Feld der Fortbewegung* gehörigen Lexeme wie folgt:

1) zunächst werden etymologisch und semantisch zusammengehörende Wörter genannt:
   krabbeln — Krabbelei / Gekrabbel
2) für jedes angegebene Wort steht ein Beispielsatz, in dem alle Valenzpartner realisiert werden:

Das Kleinkind (a) krabbelt unter den Tisch (b). Die Krabbelei der kleinen Kinder (a) in dem Zimmer (b) regte ihn auf. Das Gekrabbel der Ameisen (a) auf dem Balkon (b) störte die Kinder nicht.

3) gemeinsame Seme werden angeführt:
'Fortbewegung zu Lande', 'ohne Hilfsmittel', 'relativ langsam', 'nicht nur mit den Beinen'

4) die (möglichen) Aktanten werden ohne Kennzeichnung der Notwendigkeit bzw. der Weglaßbarkeit semantisch-funktionell und semantisch-denotativ charakterisiert:
a — Täter / Lebewesen /
V: Sn; S: Sg/Sp (von)
b — Richtung / Ding /
V: Sp (auf, zu, in ...); S: Sp (auf, zu, in ...)

5) für alle Wörter stehen adäquate Beispielsätze:
Das Kleinkind krabbelt zu seiner Mutter. Die Käfer krabbeln auf den Baumstamm. Eltern und Großeltern beobachten die Krabbelei der Kleinen im Garten. Bei diesem Gekrabbel der Babys muß die Mutter auf ihr Kind höllisch aufpassen.

6) schließlich stehen ergänzende Anmerkungen (z.B. oft Anmerkungen zu stilistischen Besonderheiten):
Im allgemeinen weisen *Krabbelei* und *Gekrabbel* ein pejoratives Sem auf, das aber in bestimmten Kontexten fehlen kann.

K.-E. Sommerfeldt und H. Schreiber haben mit der linguistischen Beschreibung unterschiedlich strukturierter Wortfelder ihre Zielsetzung erfüllt. Der Lernende kann die sprachlichen Nuancierungen und Differenzierungen leichter erfassen und seinen Wortschatz effektiv erweitern. Der praktische Nutzen bei der Beschäftigung mit Wortfeldern anhand dieses informativen und übersichtlichen Buches ist unbestritten. Abgesehen von der sehr abgekürzten Beschreibung des terminologischen Instrumentariums, die die selbständige Arbeit der Deutsch Lernenden sicherlich erschwert, ist den Autoren ein nützliches Hilfsmittel für Lehrer und Lerner gleichermaßen gelungen.

Es wäre wünschenswert, auch für die ungarische Sprache ein ähnliches Wörterbuch zu konzipieren. In einem solchen Werk könnten synchronische vergleichende Untersuchungen viel zur Bestimmung und Vermittlung der genauen Bedeutungen und des Gebrauchs einzelner Lexeme beitragen. Kontrastiv angelegte, bedeutungserschließende Einsichten vermittelnde Wortfeldanalysen haben nämlich den Vorteil, daß sie nicht nur Kenntnisse in der Fremdsprache, sondern auch in der Muttersprache verdeutlichen. Das ist leider ein Gebiet, das bisher noch wenig erforscht wurde.

József Tóth
(Szombathely)

Kohn, János - Wolff, Dieter (Hg.): *New Methodologies in Foreign Language Learning and Teaching / Neue Methoden im Fremdsprachenunterricht.* — Szombathely 1994. 272 S.

Schon die englisch-deutsche Titelformulierung spiegelt einen Charakterzug des vorliegenden Sammelbandes wieder: Im März 1993 fand an der Pädagogischen Hochschule Szombathely eine von und für Germanisten und Anglisten veranstaltete Tagung

weilige *langue* — „direkt auf die Integration des Beiwissens angelegt sind" (KLEIN 1984: 131).

Anmerkungen

1. Alle russischen Wörter, Beispiele und Namen sind transliteriert.
2. Einen ausführlichen Überblick über die Geschichte der germanistischen Ellipsenforschung gibt ORTNER 1987.
3. Parallelfälle in beiden Sprachsystemen sind somit Homonyme.
4. Ausführlich hierzu vgl. ORTNER (1987: 85ff).
5. Vgl. auch ÁGEL (1992: 2), FRIES (1983: 9), KOMAROV (1954: 12).
6. Ähnlich auch GROCHOWSKI (1985: 302), der ein Prinzip der „Nicht-Wiederholung der Bestandteile" formuliert.
7. Bzw. übereinstimmen **würden**, wenn man sie in beiden Konjunkten setzte. Im folgenden wird in entsprechenden Formulierungen der Indikativ gewählt.
8. Vgl. hierzu die Erläuterungen in HERMANN (1984: 10ff) und KLEIN (1993: 783f).
9. Vgl. z.B. KOHRT 1976. Weitere Lösungsansätze werden u.a. in HERMANN (1984: 15ff) und KLEIN (1993: 784ff) erörtert.
10. In den Beispielen werden jeweils die nichtexplizierten Elemente in kursive Klammern gesetzt; in Sätzen mit verschiedenen Ellipsenphänomenen wird das jeweils fokussierte unterstrichen.
11. Hier würden allerdings viele Muttersprachler eine Vorwärtsellipse bevorzugen.
12. Auf nominaler Ebene dagegen sind Rückwärtsellipsen im Russischen eher gebräuchlich.
13. Diese Bedeutungsnuance ist in der Forschung immer wieder als zentrales Charakteristikum der Konjunktion *a* hervorgehoben worden, vgl. z.B. HERMANN (1984: 51 und 1985: 121), ANTONOVA (1959: 11), ONUFRIJČUK (1976: 135).
14. Hierauf weist auch ÁGEL (1991: 45f) bei der Untersuchung lexikalischer Ellipsen hin.
15. Das heißt jedoch nicht, daß nicht auch im Russischen Akzentuierungen und Bedeutungsnuancen über die Wortstellung erreicht werden könnten.
16. Das Begriffspaar „beibehalten - neu" stammt von KLEIN (1985: 23).
17. Üblicherweise zeigt im Russischen in derartigen Sätzen ein Gedankenstrich zwischen Subjekt und Dativobjekt an, daß eine Verbellipse vorliegt.

Literaturverzeichnis

ÁGEL, VILMOS: *Lexikalische Ellipsen.* Fragen und Vorschläge. — In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 19 (1991), S. 24-48.

ÁGEL, VILMOS: *Statik und Dynamik in der Betrachtung des deutschen Wortschatzes.* Lexikalische Ellipse und Verbvalenz. — In: *Német Filológiai Tanulmányok* [=Arbeiten zur deutschen Philologie] XXI (1992), S. 1-9.

ANTONOVA, G. I.: *Nepolnye predloženija v sovremennom russkom jazyke (pis'mennaja reč').* — Dis. kand. filol. nauk, Magnitogorsk 1959.

BÜHLER, KARL: *Sprachtheorie.* Die Darstellungsfunktion der Sprache. — Jena 1934.

BUßMANN, HADUMOD: *Lexikon der Sprachwissenschaft.* 2. Aufl. — Stuttgart: Kröner 1990. (= Kröners Taschenausgabe Bd. 452).

DELBRÜCK, BERTHOLD: *Grundfragen der Sprachforschung.* Mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachpsychologie erörtert. — Straßburg: Verlag von Karl J. Trübner 1901.

Devkin, V. D.: *Nemeckaja razgovornaja reč': Sintaksis i leksika.* — Moskva 1979.

Devkin, V. D.: *Dialog: Nemeckaja razgovornaja reč' v sopostavlenii s russkoj.* — Moskva 1981.

Fries, Norbert: *Syntaktische und semantische Studien zum frei verwendeten Infinitiv und zu verwandten Erscheinungen im Deutschen.* — Tübingen: Narr 1983.

Grochowski, Maciej: *Das Problem der Ellipse vom Standpunkt der Satzgenerierungsregeln aus betrachtet.* — In: Meyer-Hermann, R.; Rieser,2 H. (Hg.), *Ellipsen und fragmentarische Ausdrücke.* Bd. 1. Tübingen 1985. S. 291-305.

Heringer, Hans Jürgen: Theorie der deutschen Syntax. 2. Aufl. — München: Max Hueber Verlag 1973 (= Linguistische Reihe 1).

Hermann, Elena: *Untersuchungen zu einem Typ der Verbellipse in symmetrischen Konstruktionen — GAPPING — im modernen Russischen.* Diss. — Leipzig 1984.

Hermann, Elena: *Zur Verbal(Phrasen)Ellipse im modernen Russischen.* — In: Meyer-Hermann, R.; Rieser, H. (Hg.), *Ellipsen und fragmentarische Ausdrücke.* Bd. 1. Tübingen 1985. S. 110-125.

Isačenko, A. V.: *Kontextbedingte Ellipse und Pronominalisierung im Deutschen.* — In: *Beiträge zur Sprachwissenschaft, Volkskunde und Literaturforschung.* Wolfgang Steinitz zum 60. Geburtstag am 28. Februar 1965 dargebracht. Berlin: Akademieverlag 1965. S. 163-174.

Jacobs-Söffker, Silke: *Zur Spezifik der Satzgliedrealisation in der russischen „razgovornaja reč'" — Die Erscheinung der Ø-Realisierung.* — Hagen 1986.

Klein, Wolfgang: *Ellipse, Fokusgliederung und thematischer Stand.* — In: Meyer-Hermann, R.; Rieser, H. (Hg.), *Ellipsen und fragmentarische Ausdrücke.* Bd. 1. Tübingen 1985. S. 1-24.

Klein, Wolfgang: *Ellipse.* — In: Jacobs et al (Hg.), *Syntax.* Ein Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbbd. Berlin; New York 1993. S. 763-799.

Koduchov, V. I.: *Vvedenie v jazykoznanie.* 2. Aufl. — Moskva 1987.

Kohrt, Manfred: *Koordinationsreduktion und Verbstellung in einer generativen Grammatik des Deutschen.* — Tübingen 1976. (=Linguistische Arbeiten 41).

Komarov, A. P.: *Nepolnye predloženija v sovremennom nemeckom jazyke.* Dis. kand. filol. nauk. — Moskva 1954.

Lekant, P. A.: *Ob elliptičeskich predloženijach v russkom jazyke.* — In: Uč. zap. MOPI im. N. K. Krupskoj, t. 148, russkij jazyk, vyp. 10 (1964), S. 111-123.

Lekant, P. A.: *Ellipsis kak problema sintaksisa i frazeologii.* — In: Uč. zap. MOPI im. N. K. Krupskoj, t. 160, russkij jazyk, vyp. 11 (1966), S. 210-225.

Onufrijčuk, E. A.: *Uslovija pojavlenija ellipsisa v tekste i trudnosti, svjazannye s ego vosstanovleniem.* — In: *Lingvističeskie problemy funkcional'nogo modelirovanija rečevoj dejatel'nosti*, vyp. 3 (1976), S. 131-139.

Ortner, Hanspeter: *Die Ellipse.* Ein Problem der Sprachtheorie und der Grammatikschreibung. — Tübingen 1987.

Padučeva, E. V.: *O semantike sintaksisa* (materialy k transformacionnoj grammatike russkogo jazyka). — Moskva 1974.

Shopen, Timothy: *A Generative Theory Of Ellipsis.* A Consideration Of The Linguistic Use Of Silence. — Reproduced by the Indiana University Linguistics Club 1972.

Skovorodnikov, A. P.: *O kriterii elliptičnosti v russkom sintaksise.* — In: *Voprosy jazykoznanija* 1973/3, S. 114-123.

Stegner, Juliane: *Ellipse als Mittel zum Ausdruck der Thema-Rhema-Struktur.* — In: Meyer-Hermann, R.; Rieser, H. (Hg.), *Ellipsen und fragmentarische Ausdrücke.* Bd. 1. Tübingen 1985. S. 25-54.

Zelenskaja, V. V.; Remizova, N. I.: *Semantičeskaja kompressija glagol'nych slovosočetanij vo francuzskom i russkom jazykach.* — In: *Semantika i urovni ee realizacii.* Sbornik naučnych trudov. Krasnodar 1994. S. 47-52.

Zemskaja, E. A.; Kitajgorodskaja, M. V.; Širjaev, E. N.: *Russkaja razgovornaja reč'.* 2. Aufl. — Moskva 1987.

Beispiel von grammatisch(-didaktisch)en Problemen wie dem der Abgrenzung von prädikativem und adverbialem Gebrauch von Adjektiven und dem der „Abtönungspartikel" möchte Kohn zeigen, daß literarische Texte geeignet seien, „einleuchtender und glaubwürdiger als in einer rein grammatischen Beschreibung" (71) die infrage stehenden Phänomene darzustellen. Seine beiden Textbeispiele sind so glücklich gewählt — ein Trakl-Gedicht für das Adjektivproblem und Borcherts *Ratten* für die Partikeln —, daß Weinrich sie vielleicht in seine „Textgrammatik" aufgenommen hätte. In einem Detail jedoch muß ich Kohn widersprechen: Kohn spricht von zwei Möglichkeiten, die Partikel *doch* in *Nachts schlafen die Ratten doch* zu akzentuieren und folglich zu interpretieren (77f): mit einer unbetonten und einer betonten Lesart von *doch*. Dabei führt er — ohne näher auf die unbetonte Variante einzugehen — als Argument für die betonte Variante an, daß durch das betonte *doch* der Mann auf die „Ausgangsvorstellung" des Jungen reagiert, nämlich „Nachts schlafen die Ratten nicht (Hat der Lehrer gesagt)" (ebd). Aber diese Lesart ist bei genauer Lektüre des Textes nicht haltbar, denn nirgends im Vortext kann man lesen, daß der Lehrer gesagt hätte, daß die Ratten nachts nicht schlafen. Im Borcher-Text ist dagegen davon die Rede, daß der Lehrer nicht gesagt hätte, daß die Ratten nachts schlafen. Kohn verwechselt hier m.E. die Fälle [1] *A sagt nicht, daß p* und [2] *A sagt, daß nicht p*. Wenn aber keine ursprüngliche „Ausgangsvorstellung" beim Jungen vorliegt, dann macht die betonte Variante keinen Sinn. Sinn macht dagegen ausschließlich die unbetonte Variante mit dem Äußerungsakzent auf *schlafen*.

Auch wenn diese Rezension ca. 5 Jahre nach der ursprünglichen Szombathelyer Tagung erscheint, wünsche ich diesem Sammelband doch seine — kritischen — Leser, denn die oben hervorgehobenen didaktischen Konzepte haben, soweit ich sehen kann, für die ungarische Germanistik und Fremdsprachendidaktik noch kaum etwas von ihrem Neuigkeitswert eingebüßt.

Gunther Dietz
(Debrecen)

BÜCHERSCHAU

Tőkei, Éva: *Naturdarstellung und poetische Existenz bei Nikolaus Lenau.* — Budapest: ELTE 1993. (= Studia Philologica Moderna Bd. 7.) 144 S.

Die Verfasserin macht es sich zur Aufgabe, die Naturdarstellung in Lenaus Dichtungen unabhängig von den auf die Weltschmerzthematik visierten Deutungsmustern zu untersuchen. Sie wendet sich zunächst der frühen Lyrik des Dichters zu, um hier ein panteistisches Denkmodell auszumachen, aber Züge des Rokoko und der Idyllik aufzuweisen. Ihr Interesse gilt, wie sie ausführt, „dem Weltbild nicht im Hintergrund, sondern im Gewebe des Naturbildes" (S. 19). Um dem zu entsprechen, werden von der Verfasserin zahlreiche Textbelege im Zitat herangezogen, wobei die als besonders relevant angesehenen Passagen fettgedruckt erscheinen. Zur eingehenden Interpretation ganzer Gedichte kommt es dabei nicht, die kursorische Musterung für kennzeichnend angesehener Gedichtteile bestimmt die Ausführungen.

Das bleibt auch im folgenden, das „Spätwerk" Lenaus behandelnden Kapitel so. (Das „Spätwerk" scheint 1832/33 zu beginnen.) Dabei gelingen zuweilen treffende Einsichten. Auf der anderen Seite hat der Rezensent nicht selten den Eindruck vorschneller Etikettierung und „Einordnung„ des Beobachteten. Nicht jede Berufung auf „eitel nichts" entspricht dem barocken Vanitas-Gedanken (denn der postuliert zugleich stets die Herrlichkeit und Ewigkeit Gottes), und nicht jeder Naturenthusiasmus läuft auf dem Pantheismus hinaus. Der folgende Teil der Arbeit ist betitelt „Poetische Existenz und politische Dichtung: Der österreichische Byron„ (S. 51 ff). Er erörtert, jetzt unter ausgiebiger Nutzung auch von Lenaus Selbstaussagen in Briefen und Gesprächen, die — im weiten Sinne — zeitgeschichtliche Position des Dichters, wobei die Gegenüberstellung mit Byron, u.a. gestützt auf die Vorarbeit, die Richard Dove in „Orbis Litterarum" 39/1984 geleistet hat, sich als sehr hilfreich erweist. Die Pose Byrons in albanischer Volkstracht und Lenaus Rollenspiel als der adlige Ungar„ werden als jeweiliger Gestus einer „poetischen Existenzweise" in Parallele gesetzt.

Ein folgender Exkurs zur Begriffbestimmung von „Romantik" und „Weltschmerz" versucht im Hinblick auf die deutschsprachige ebenso wie auf die englische, französische und italienische Literatur und Geistesgeschichte eine Abgrenzung und Klärung, mit durchaus diskutablen Argumenten, um dann Überzulenken zu einem betrachtenden Vergleich Lenaus mit zwei Repräsentanten der europäischen Romantik, mit Leopardi und Vörösmarty. Hier fallen unter komparatistischer Perspektive viele erhellende Beobachtungen an, — nicht zuletzt die, daß, im Gegensatz zu fast allen zeitgenössischen europäischen Schriftstellern, Nation und Nationalität bei Lenau keinerlei Rolle spielen (S. 93-95), — ein Befund, der nachdenklich macht.

Ein letztes Kapitel, betitelt „Ausblick: Brücke zwischen Romantik und Moderne", versucht Lenaus Gestalt gegenüber der europäischen Literatur auch der zweiten Hälfte des 19.Jahrhunderts zu situieren, mit Ausblicken auf Baudelaire und Nietzsche.

Insgesamt eine anspruchsvoll ausgreifende Untersuchung mit vielen anregenden Gedanken und Beobachtungen, die zeigt, daß die ungarische Germanistik wach und lebendig ist. Das Buch endet mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis, einem Namenregister und einem Seitennachweis für die in der Arbeit jeweils herangezogenen Texte Lenaus.

Wolfgang Martens
(München)

Kim, Jeong-Yong: *Das Groteske in den Stücken Ödön von Horváths.* — Frankfurt/M. u.a.: Lang 1995. (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur. Bd. 1529.) Zugl.: Bonn, Univ. Diss., 1995. 218 S.

Haag, Ingrid: *Ödön von Horváth. Fassaden-Dramaturgie: Beschreibung einer theatralischen Form.* — Frankfurt/M. u.a.: Lang 1995. (= Literaturhistorische Untersuchungen. Bd. 26.) 227 S.

Der Peter-Lang-Verlag legt zwei Studien vor, die beide das Bühnenwerk Ödön von Horváths zum Gegenstand haben. Beide behandeln die „Fräulein-Tragödien" und die „Volksstücke", beide gehen auf den „Bildungsjargon" und die „Stillen" ein. Auch die Auswahl der untersuchten Stücke deckt sich zum Teil — nichtsdestoweniger empfindet man keines der Werke als eine Wiederholung des jeweils anderen, da sich die Autoren dem Thema mit unterschiedlichen Fragestellungen und Gewichtungen nähern und demgemäß, neue Facetten erschließend, auch zu verschiedenen Ergebnissen kommen, welche sich aber nicht unbedingt widersprechen, sondern eher ergänzen. Beide Werke zeichnen sich durch ihre ansprechend-übersichtliche äußere Form aus, und ihnen ist Klarheit in Aufbau und Ausführung gemeinsam.

Daß Horváthsche Stücke der Schublade „Grotesk" zugeteilt werden, ist nicht neu, aber in der Regel wurde darauf verzichtet, dieses Schlagwort zu definieren und die Dramen daraufhin zu analysieren. Diese Lücke mit seiner Dissertation zu füllen war der Koreaner Jeong-Yong Kim, der sein Studium in Seoul und Bochum absolvierte, bestrebt.

Die Frage nach der Grotesken als Gattungsbezeichnung läßt der Autor — bewußt — offen; er konzentriert seine Arbeit auf **das** Groteske, welches nicht gattungsgebunden ist und sich als Stilelement Ausdruck verschafft. Der Kernteil, die konkrete Analyse ausgewählter Stücke aus der Zeit bis 1932, wird gut vorbereitet durch die vorangehenden Ausführungen.

Zunächst werden Theorien des Grotesken erläutert, und der Autor steckt, in Ermangelung eindeutiger Definitionen, für sich selbst den Rahmen ab, sich dabei stützend auf die „pragmatische" Theorie Arnold Heidsiecks, ergänzt durch Carl Pietzckers Erklärungsansatz. Der Autor grenzt das Absurde, das Tragikomische und die Karikatur aus; letztere paßte partiell noch in seine Definition, jedoch fehlt ihr das — im Grotesken enthaltene — Grauenhafte. Auch die Satire klammert er aus, ist diese doch, trotz der Kritik, die sie ausübt, optimistisch; beim Grotesken hingegen ist eine skeptisch-pessimistische Einstellung des Verfassers gegeben.

Dies im Falle Horváths nachzuweisen ist der nächste Schritt, in welchem dessen Realitätsbezug untersucht wird, dabei eingehend auf den historischen wie persönlichen Hintergrund. Dies gelingt unter Zuhilfenahme von autobiographischen Notizen und Briefen. Seine Weltsicht und auch seine Einstellung der Weimarer Republik gegenüber wird damit analysierbar, und es folgt die anschauliche Untersuchung, wie sich das konkret in seiner Schaffenshaltung widerspiegelt. Horváths Zugehörigkeit zur Neuen Sachlichkeit wird kritisch überprüft, und seine von der herkömmlichen abweichende Volksstück-Konzeption wird dargelegt.

Im Brennpunkt des dritten Kapitels stehen Horváths eigene theoretische Aussagen über das Groteske, Tragische und Komische. Hiermit schließt der einleitende theoretische Teil, und der Autor veranschaulicht im Folgenden „das Groteske als ein realistisches Gestaltungsprinzip mit gesellschaftskritischem Anspruch" anhand

folgender Stücke: *Mord in der Mohrengasse; Revolte auf der Cote 3018; Zur schönen Aussicht; Sladek oder Die schwarze Armee; Rund um den Kongreß; Italienische Nacht; Geschichten aus dem Wienerwald; Kasimir und Karoline; Glaube, Liebe, Hoffnung.*

Das Groteske bei Horváth dient der Sichtbarmachung des Deformierten, der entstellten gesellschaftlichen Phänomene sowie des perversen, inhumanen Bewußtseins und Verhaltens. Hierzu wurde auch die Rezeptionshaltung der Zuschauer untersucht. Im abschließenden Teil werden die einzelnen wirkungsästhetischen Aspekte des Grotesken dargelegt, unter anderem die verstärkende Wirkung von Musik und Bühnenbild. Besonderes Augenmerk wird auf die Dramenschlüsse gelenkt, und im Zusammenhang mit Verfremdungseffekten und epischer Struktur wird auch ein Vergleich mit Bertolt Brechts und Friedrich Dürrenmatts Stücken vorgenommen.

Ingrid Haag ist Professorin für Neuere deutsche Literatur in Aix-en-Provence/Frankreich. Sie untersucht und analysiert in ihrem vorliegenden Werk Horváths Dramaturgie in seinen Volksstücken bis zur Zeit seines Exils; im Mittelpunkt stehen die Stücke *Geschichten aus dem Wienerwald; Glaube, Liebe, Hoffnung; Die Unbekannte aus der Seine* als Schwellenstück zu einer neuen Form; schließlich *Kasimir und Karoline.*

Da außer dem Bereich Theater auch die psychoanalytische Textanalyse ihr Schwerpunkt ist, zieht die Autorin Parallelen zur Freudschen Traumdeutung und geht intensiv auf die Symbolik einzelner Elemente — wie auch des Ganzen — ein. Ingrid Haag sieht Horváths Dramaturgie als „Fassaden-Dramaturgie", die er systematisch einsetzt und weiterentwickelt. So ergibt sich eine Analyse der Schauplatzkompositionen. Es zeigen sich Regelmäßigkeiten und Analogien in den untersuchten Stücken. Die Kulissen (=Fassaden) zeigen nicht nur, sondern sie verbergen, verstecken auch — das gilt nicht nur konkret, sondern auch für die Sprach-Fassaden; die Formeln, Floskeln und Stereotypen. Die Sinne einmal geschärft für dieses Spiel vom Zeigen und Verbergen, Ablenken und Hinweisen, Betonen des aus dem Blickfeld hinter die Kulissen Geschobenen, vermögen wir der Autorin in ihren Ausführungen leicht zu folgen, wenngleich sich auch zuweilen die Frage stellen mag, ob sich Horváth des hier zur Sprache Gebrachten stets so bewußt war. Aber eben dafür spricht die Kontinuität, mit der die verschiedenen Mittel seinerseits eingesetzt werden. In einem Versuch der dramaturgischen Standortbestimmung geht die Autorin nicht nur intensiv auf die Bedeutung der Sprache (des Dialekts und Jargons) ein, sondern es erfolgt auch eine Gegenüberstellung mit Brechts epischem Modell und dem Werk von Franz Xaver Kroetz. Das Schlußkapitel faßt Bruch und Kontinuität im Werk Horváths zusammen, besonders auch auf sein Schaffen im Exil eingehend, welches von dem bisherigen abweicht und abweichen muß, da ihm das Beobachtungsfeld für seine Volksstücke, die Basis für sein dramaturgisches System, fehlt.

Die vorliegenden Arbeiten belegen, daß selbst der Hauptuntersuchungsgegenstand in der Horváth-Forschung, nämlich sein Bühnenwerk, noch nicht erschöpfend behandelt wurde; neue, künftige Fragestellungen tun sich auf, die einer Bearbeitung wert sind.

Isabella Kesselheim
(Budapest)

Der Sturm Elektra. Gertrud Eysoldt – Hugo von Hofmannsthal Briefe. Hg. und mit einem Nachwort von Leonhard M. Fiedler. — Salzburg: Residenz 1996. 134 S.

Die Korrespondenz des zum Dramatiker erweckten Dichters Hugo von Hofmannsthal (1874-1929) und der Berliner Schauspielerin Gertrud Eysoldt (1870-1955) umfaßt die Jahre 1903-1919. Daß die Briefe Hofmannsthals erhalten sind, ist seiner Tochter Christiane Zimmer zu verdanken, die die Briefe ihres Vaters im Hinblick auf eine Edition kopierte.

Dieser kurze, aber bedeutsame Briefwechsel, ergänzt durch szenische Vorschriften zu *Elektra* von Hofmannsthal, einer Rückbetrachtung der Schauspielerin und im Nachwort durch den Herausgeber Leonhard M. Fiedler ebenso sachkundig wie einfühlsam, Hintergründe aufzeigend und Zusammenhänge herstellend, kommentiert, gibt nicht nur ein Zeugnis ab über die äußeren Daten einer Schaffensepoche Hugo von Hofmannsthals, sondern vermittelt vielmehr auch einen Einblick in die vielschichtigen Verknüpfungen und die innige Verbindung zweier Menschen, die in ihren Wesen konträrer kaum sein könnten: der hochsensible, die Distanz wahrende und eher nach innen lebende Dichter und die impulsive Schauspielerin, die — temperamentvoll, warmherzig, besorgt, begeistert, aber auch verletzlich — ihr Herz auf der Zunge trägt.

Gegenseitige Inspiration, künstlerische Hochleistung sind die Folgen ihrer Begegnungen. Hofmannsthal versucht regelrecht in das Wesen der Schauspielerin einzutauchen, um für seine Nachdichtung des Sophokles-Stoffes *Elektra* inspiriert zu werden. In dieser, trotz häufiger und großer räumlicher Trennung zumindest in geistiger Hinsicht symbiotischen Beziehung dominiert nahezu wortloses Verstehen, und das Fühlen des Anderen scheint Begegnungen und Gespräche zuweilen überflüssig zu machen.

Eine dritte Person ist nicht hinwegzudenken, und dies ist Max Reinhardt (1873-1943), Regisseur zunächt des Neuen Theaters und später, ab 1905, Leiter des Deutschen Theaters in Berlin, der nicht nur auf der Bühne die Fäden in der Hand zu haben scheint. Die These ist nicht neu, wenn auch nicht vollständig belegt, daß Max Reinhardt zuweilen als Mitautor fungiert habe, so zum Beispiel auch in Hofmannsthals *Jedermann*-Bearbeitung. Ebenso kann man im Falle der *Elektra* durchaus von einer Koproduktion Hofmannsthal-Eysoldt-Reinhardt sprechen, wobei auch deutlich wird, daß der Dramatiker nicht nur Regiebegabung entwickelt, sondern diese auch zum Einsatz bringt.

Von Arbeitsbeziehungen ist hier die Rede — doch ist es weit mehr als das; da es sich um künstlerische, schöpferische Arbeit handelt, läßt sich die Seele nicht ausschließen, und sie spricht aus jedem dieser Briefe. Bei aller äußeren Distanz, die vor allem Hofmannsthal stets wahrt, drängt sich dennoch der Gedanke auf, daß Liebesbriefe nicht schöner, inniger, tiefer, anteilnehmender sein könnten. Und es handelte sich durchaus um eine Liebesbeziehung, wenngleich sie wohl platonisch blieb und vor allem die Schauspielerin auch versuchte, Hofmannsthals Ehefrau in ihre Briefe mit einzubeziehen und bei Besuchen deren Gesellschaft schätzte.

Die Briefe handeln nicht allein von den Rollen, die Hofmannsthal der Schauspielerin auf den Leib schreibt, sondern auch von gemeinsamen Freunden und Bekannten, so zum Beispiel Hermann Bahr und Beer-Hofmann und immer wieder Max Reinhardt, der letztlich das Bindeglied ist zwischen Autor und Schauspieler. Gertrud Eysoldt fungiert, Hofmannsthal die Zeitungen ersetzend, auch als Berichterstatterin, was die Ereignisse an den Berliner Bühnen betrifft. Und der heutige Leser bekommt nicht nur ein Bild des Reinhardtschen Theaterbetriebes vermittelt, sondern lernt zugleich den Schauspieler, Regisseur und Theaterleiter mit den Augen zweier Menschen zu sehen, die ihn kannten, schätzten und bei der Arbeit wie auch im privateren Kreis erlebten. Der Band ist illustriert durch 18 Abbildungen, Skizzen, Eintragungen in Hofmannsthals Gästebuch, Widmungen und diverse Handschriften.

Leonhard M. Fiedler, Professor für Deutsche und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Goethe-Universität in Frankfurt/M., leistet mit dieser kommentierten Herausgabe der teils bislang unveröffentlichten Briefe einen wichtigen Beitrag zur Erschließung der deutschen Theatergeschichte zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Isabella Kesselheim
(Budapest)

Forschungsthema Regionalliteraturen

Scholdt, Günter: *Grenze und Region. Literatur und Literaturgeschichte im Grenzraum Saarland-Lothringen-Luxemburg-Elsaß seit 1871.* — Blieskastel: Gollenstein Verlag 1996. 318 S.

Motzan, Peter – Sienerth, Stefan (Hg.): *Deutsche Regionalliteraturen in Rumänien 1918-1944. Positionsbestimmungen, Forschungswege, Fallstudien.* — München: Südostdeutsches Kulturwerk 1997. 281 S.

Grunewald, Eckhard – Sienerth, Stefan (Hg.): *Deutsche Literatur im östlichen und südöstlichen Europa, Konzepte und Methoden der Geschichtsschreibung und Lexikographie* — München: Südostdeutsches Kulturwerk 1997. 196 S.

Die germanistische Literaturwissenschaft ringt seit Jahrzehnten mit dem schwierigen Themenkomplex der Regionalliteraturen: die an ihnen heftenden zahlreichen Vorurteile, die Unbekanntheit der Regionalautoren und ihrer Werke, nicht zuletzt die Ferne von den tonangebenden Medien sowie die gravierenden Forschungslücken machen die Arbeit der Wissenschaftler schwer. Nun liegen aber wieder drei bedeutende Bücher vor, die wichtige Forschungsergebnisse veröffentlichen; sie zeigen aber gleichzeitig, daß trotz der gemeinsamen Absicht der Verfasser, den unbeliebten Gegenstand zu einem anspruchsvollen und anerkannten Forschungsthema zu machen bzw. zu neuen Ergebnissen zu kommen, die Annäherungsmethoden und die Auffassungen über die Existenzweise dieser Literaturen dermaßen divergierend sind, daß die Wissenschaftler in vielen Fällen aneinander vorbei reden.

Günter Scholdt, der Verfasser des ersten besprochenen Werkes geht von einer „binnendeutschen" Perspektive aus: in seinem Buch (**Grenze und Region. Literatur und Literaturgeschichte im Grenzraum Saarland-Lothringen-Luxemburg-Elsaß seit 1871.**) möchte er die Vorurteile, die an den Regionalliteraturen heften, abbauen. Zur Verwirklichung dieses Ziels wird der Weg der Abstraktion gewählt: der Verfasser geht von zahlreichen Einzelfällen aus, er untersucht also bekannte und unbekannte, vergessene und berühmte, bedeutende und vernachlässigte Autoren der letzten hundert Jahre sowie ihre Themen, Motive, Schreibweisen und den Literaturbetrieb des Saarlandes, um dann das Buch mit mehreren theoretischen und zusammenfassenden Essays abzuschließen. Es wird sogar eine kleine Anthologie zeit-

genössischer Autoren der Region abgedruckt, damit sich der unkundige Leser von der Richtigkeit der abstrakten Schlußfolgerungen überzeugen kann. Die ein- bis zweiseitigen Darstellungen geben nur ein skizzenhaftes Bild von den Autoren, die dann von Textproben glücklich ergänzt werden. Eine besondere Bedeutung kommt dem letzten — theoretischen — Teil des Buches zu, der die Einzeluntersuchungen in einem Gesamtbild zusammenfaßt. Die Essays dieses letzten Teils bringen die schon erwähnten Schlußfolgerungen. Von diesen seien hier einige erwähnt: die Regionalliteraturen werden als einheitliches Gebilde der deutschen Literatur aufgefaßt (wobei vergessen wird, die Minderheitenliteraturen zu definieren und auf ihre besonderen Probleme zu rekurieren, denn heutzutage werden die deutschen Minderheitenliteraturen unter diesem Begriff abgehandelt); der literarische Wert eines Werkes ist unabhängig vom Entstehungsort und auch vom aufgegriffenem Thema, man soll also den literarischen „Randszenen" Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem man sie ernsthaft untersucht und in die wissenschaftliche Diskussion aufnimmt; zuletzt fällt Scholdt ein ästhetisches Urteil: die Saar-Lor-Lux-Elsaß Region war und ist keine Hochburg der Literatur, dennoch sind hier interessante Werke entstanden.

Letztendlich ist dieses Buch eine Streitschrift gegen das Desinteresse; Scholdt nennt die Gründe dafür, listet die Vorurteile auf, die dann einem kritischen Urteil unterzogen werden. So sieht Scholdt als Ursache der Entstehung dieses negativen Bildes das Nicht-Vertrautsein der Forscher mit dem Thema; die Überkompensation der Literaturkritiker gegenüber der Nazi-Vergangenheit, als die Regionalliteraturen politisch instrumentalisiert wurden; besonders schwerwiegend und ungerecht ist der (Nazi-)Ideologieverdacht. Dieses negative Bild wird von Klischees getragen, die von Scholdt ebenfalls aufgelistet werden: Demnach sind die Regionalliteraturen rückschrittlich und trivial, verbergen die Blut-und-Boden-Theorie, und als literaturwissenschaftliche Kategorie wäre der Begriff Regionalliteratur und Heimatliteratur ebenfalls unbrauchbar. Scholdt versucht dann sehr geschickt, diese Begriffe differenziert zu beleuchten und kommt zur Erkenntnis, daß die Regionalliteraturen bzw. ihre Untersuchung als Ergänzung zur Nationalliteratur bzw. zur Nationalphilologie verstanden werden sollten.

Nimmt man die letzten zwei Buchpublikationen des Südostdeutschen Kulturwerks zum Thema Regionalliteratur als Vergleichsbasis, so wird die Problemstellung von Scholdt in einem völlig anderen Licht erscheinen. Das von **Peter Motzan und Stefan Sienerth** redigierte Buch (**Deutsche Regionalliteraturen in Rumänien 1918-1944. Positionsbestimmungen, Forschungswege, Fallstudien.**) weist nämlich die Klage zurück, es zeige sich wenig Forschungsinteresse für die Regionalliteraturen. Viele „bundesrepublikanische Germanisten" (Ausdruck von Scholdt) widmen sich hier dem ohnehin unter den Regionalliteraturen am besten erforschten Thema (gemeint ist hier die rumäniendeutsche Literatur) und versuchen der Forschung tatsächlich neue Impulse zu geben. Die Klage ist vielleicht so zu ändern, daß von binnendeutscher Seite nur theoretische Beiträge kommen, die zwar vieles klären, aber in Unkenntnis der historischen und mentalitätsmäßigen Tatsachen und wegen der ausbleibenden Einzeluntersuchungen auch grobe Fehler begehen. Dies ist der Fall bei dem Beitrag von Klaus Hermsdorf, der übrigens den ernsthaft zu überlegenden Vorschlag macht, diese Literaturen als „außendeutsch" zu bezeichnen: Hermsdorf definiert die außendeutschen Literaturen unter anderem auch mit juristischen Begriffen wie Staatsbürgerschaft, wonach die deutsche Literatur Siebenbürgens und des Banats im 19. Jahrhundert nicht als außendeutsch eingeordnet werden, weil ihre Vertreter Staatsbürger der österreich-ungarischen Monarchie waren und somit im Wirkungskreis der deutschen Staatssprache und der deutschen Kultur lebten (S. 17) — in der Tat waren diese Literaturen und ihre Vertreter dem ungarischen Staat oder dem Ungarntum (und der Magyarisierung) ausgeliefert und sie befanden sich in einer kristallklaren Minderheitensituation, wogegen sie ihre Schriftstücke richteten.

Die rumäniendeutschen Germanisten (die mittlerweile alle in Deutschland leben) lassen die Forschungsliteratur Revue passieren; Peter Motzan zeichnet sich mit einem scharfen Stil und einer gelehrten Sehweise aus, die Perspektiven öffnet; aber ausnahmslos sind alle Beiträge grundlegende Zusammenfassungen der bisherigen Forschungsergebnisse und bilden einen Ausgangpunkt für zukünftige Arbeiten. Zu kritisieren wäre vielleicht nur der Schriftsteller Gerhardt Csejka, der über die Sprachwächterrolle der Literatur einen zu langen und deshalb oberflächlichen Bogen von Joseph II. bis zum österreichisch-ungarischen Ausgleich spannt.

Das Südostdeutsche Kulturwerk, der Herausgeber auch des nächsten besprochenen Bandes, hat als Arbeitsfeld alle deutschsprachige Regionalliteratur aus Südosteuropa: diesem weiten Arbeitsgebiet wird der Band **Deutsche Literatur im östlichen und südöstlichen Europa, Konzepte und Methoden der Geschichtsschreibung und Lexikographie (Hg. Eckhard Grunewald und Stefan Sienerth.)** gewidmet. Es wird hier die Dokumentation eines hochaktuellen Ziels abgedruckt, das Südostdeutsche Kulturwerk plant nämlich die Erstellung eines Lexikons deutscher — nach der genauen Themenangabe der Planer: deutschsprachiger — Autoren aus Ostmittel- und Südosteuropa im 20. Jahrhundert. Ferner soll auch eine Geschichte der deutschen Literatur dieses Raumes entstehen, zunächst einmal wird man sich freuen, wenn das Lexikon zustandekommt, denn die Sicherung und Erschließung der Daten ist noch nicht organisiert, und die Konzeption des Werkes ist erst in Grundzügen vorhanden. Um einen wesentlichen Schritt zur Klärung der wissenschaftlichen Ansätze zu machen, hat das Kulturwerk 1995 in Marbach eine internationale Konferenz zusammengerufen. Der Tagungsband spiegelt die gut konzipierte Organisation wider, denn nicht nur Literaturwissenschaftler mit Forschungsinteressen im Südosten waren dabei, sondern auch die Leiter oder die Vertreter der großen „binnendeutschen" Lexikaprojekte, um Anknüpfungspunkte zu finden: es sei dahingestellt, wie die konkreten Ergebnisse in Zukunft ausfallen werden, denn der Tagungsband spiegelt trotz allen freundlichen Entgegenkommens und trotz der Suche nach gemeinsamen Arbeitsmethoden, Themen und Kooperationsmöglichkeiten von allen beteiligten Teilnehmer die unterschiedlichsten Auffassungen über die „ost- und südostdeutsche" „Minderheiten-" und „Regionalliteratur" wider. Es läßt sich wieder die theoretisierende Tendenz beobachten, die Definitionen und allgemeine Beschreibungen in bewußter Wahrnehmung der Gefahr erstellt, zu allgemein (und deshalb kaum brauchbar) oder zu speziell zu sein. Auf diese Gefahr weist Peter Motzan in seiner Fallstudie hin, indem er die spezielle Bedeutungen der allgemein verwendeten Begriffe wie Sprache und Sprachbewußtsein, Multilingualismus, Randsituation, Diktatur und Zensur am Beispiel der rumäniendeutschen Literatur in einer historisch-politischen Einbettung anführt.

Durch die Referate der Vertreter der Lexikaprojekte sollten Berührungpunkte zum Konzept des südostdeutschen Schriftstellerlexikons entstehen. Der Band dokumentiert dagegen eher unterschiedliche Akzente: das Verfasserlexikon des Mittelalters hat z.B. nur 6 Schlagworte aus diesem historischen Raum in seinen Bestand aufgenommen, was sehr dürftig erscheinen vermag, aber angesichts der fehlenden Textausgaben, Fachleute und Fachbücher ist diese Anzahl doch verständlich. Auf dem Gebiet der Mediävistik, eigentlich in der Literatur bis hinein ins 19. Jahrhundert wird wenig gearbeitet, so daß sich die Wissenschaftler besser dem 20. Jahrhundert widmen können, wo dann sogar Parallelarbeit geleistet wird, denn in Oldenburg entsteht eine Literaturdatenbank der Autoren aus Ost- und Südosteuropa.

Der Konsens unter den Beitragenden herrscht eigentlich in der Einbettung der deutschen Literatur dieser Region in die europäische Geschichte, man geht davon aus,

daß diese Region über eine „verdoppelte Kultur" verfügte und noch heute verfügt. Um dieses Erbe aufzuarbeiten, bedarf es eines übergroßen Engagements — worüber sich die Organisatoren im Klaren sind.

András Balogh
(Budapest)

Berichte, Informationen

Konferenzbericht über das Forum zur Phraseologie und Parömiologie vom 06. 12. 1997 am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Veszprém

Schon seit mehreren Jahrzehnten sind in Ungarn auf dem Gebiet der Phraseologie bzw. der Parömiologie viele Forscher tätig, die sich im Rahmen verschiedener linguistischer Teildisziplinen mit Fragen der phraseologischen Redensarten und der Sprichwörter befassen. Die Zahl dieser Forscher ist in den letzten Jahren erfreulicherweise gestiegen. Phraseologische Forschungen werden in bezug auf die verschiedensten Sprachen betrieben, es bestehen allerdings zwischen den Phraseologieforschern keine oder zumindest keine engeren Beziehungen. Auf diesen Informationsmangel und die relative Anonymität ist auch zurückzuführen, daß eine fruchtbare Kooperation zwischen den Forschern nur sehr eingeschränkt möglich ist, und daß Arbeiten über Phraseologie und Parömiologie oft wegen sprachlicher Barrieren nicht allen ungarischen Forschern zur Verfügung stehen können. Um hier Abhilfe zu schaffen, wurde am 6. Dezember 1997 in Veszprém unter der Schirmherrschaft der Universität Veszprém und ihres Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur ein **Forum zur Phraseologie** veranstaltet, an dem etwa 35 ungarische bzw. in Ungarn lebende Phraseologieforscher teilnahmen. Die Veranstalter sahen sich verpflichtet, zwischen den Forschern in Ungarn — ungarischen und auch nichtungarischen — lebendige Kontakte zu ermöglichen und ihnen eine Gelegenheit zu bieten, sich miteinander zu treffen, einander kennenzulernen und über ihre Forschungen und Ergebnisse berichten zu können, damit dadurch in Zukunft ein interdisziplinärer Dialog zustande kommen kann.

Die Konferenz wurde von Herrn Univ.-Prof. Dr. Csaba Földes, Leiter des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Veszprém und Schirmherr des Forums, eröffnet. Anschließlich hielt Univ.-Prof. Dr. Jenő Bárdos, als Dekan der Universität Veszprém, eine Begrüßungsrede, wobei er den Konferenzteilnehmern Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Universität Veszprém kurz vorstellte. Im Laufe des eintägigen Forums wurden zwölf fachwissenschaftliche Vorträge zu verschiedenen Teilgebieten der Phraseologie und Parömiologie gehalten.

Die erste Referentin, Dr. Emma Rozgonyi-Molnár, Hochsch.-Prof. am Lehrstuhl für ungarische Sprache der Pädagogischen Hochschule „Juhász Gyula" Szeged, betonte in ihrem Vortrag „Idiome aus pragmatischem Aspekt", daß Phraseologismen wegen ihrer interdisziplinären Eigenschaften von mehreren Seiten her untersucht werden sollten. Sie seien Gegenstand der Semiotik, die drei sprachliche Komponenten anbiete: die Syntax, die Semantik und die Pragmatik. Von den pragmatischen Themen würden sich die Deixis, die Implikationen im Text, die Präsuppositionen und die Sprechakte an die Untersuchung von Phraseologismen im Text knüpfen. Die kontextuellen Eigenschaften der Phraseologismen seien auf besondere Weise anders als die der nichtphraseologischen Wortverbindungen, daher sei es von großer Bedeutung, sie im Kontext zu untersuchen. Es sei eine Aufgabe der Zukunft, auf diesem Gebiet folgerichtige Forschungen durchzuführen.

Dr. Tamás Forgács, Univ.-Dozent am Lehrstuhl für ungarische Sprachwissenschaft an der József-Attila-Universität Szeged untersuchte in seinem Vortrag „Phraseologische Einheiten aus der Sicht der Kasusgrammatik" verbale phraseologische Einheiten (Idiome und Funktionsverbgefüge) im Ungarischen. Er konzentrierte sich auf qualitative bzw. quantitative Veränderungen der verbalen Valenz im Prozeß der Phraseologisierung bzw. der Aktualisierung der wörtlichen Bedeutung von Phraseologismen. Aufgrund eines Vergleichs mit freien synonymen Wortverbindungen stellte er das Verhältnis von möglichen bzw. notwendigen Ergänzungen des Phraseologismus und von denen der synonymen Wortverbindung sowohl aus qualitativer als auch aus quantitativer Sicht fest.

Dr. Péter Barta, Univ.-Dozent am Lehrstuhl für französische Sprache und Literatur der Eötvös-Loránd-Universität Budapest berichtete in seinem Vortrag „Vergleichende Analyse ungarischer und französischer Sprichwörter" über seine parömiologischen Forschungen, wobei er das Ziel verfolgt habe, die möglichen Abgrenzungskriterien der Sprichwörter unter die Lupe zu nehmen, linguistische Methoden zu untersuchen, die bei einer kontrastiven Analyse französischer und ungarischer Sprichwörter anzuwenden sind sowie die Notwendigkeit verschiedener Annäherungsmöglichkeiten in Theorie und Praxis nachzuweisen. Der Vortragende stellte fest, daß es nicht möglich sei, Sprichwörter aufgrund phonetischer, morphosyntaktischer, semantischer und lexikalischer Marker eindeutig zu definieren.

Dr. Márta Horváth, Hochsch.-Dozentin am Lehrstuhl für französische Sprache und Literatur der Pädagogischen Hochschule „Bessenyei György" Nyíregyháza stellte in ihrem Vortrag „Semantische und syntaktische Analyse der Funktionsverbgefüge mit dem Verb *faire* im Französischen" fest, daß die französische Sprache sehr reich an Funktionsverbgefügen ist. Sie analysierte die häufigsten Funktionsverben, und versuchte die möglichen Gründe für ihre hohe Gebrauchsfrequenz festzustellen. Die Referentin wählte das dritthäufigste Verb als Grundlage ihrer Untersuchungen und analysierte die Stufen der Lexikalisiertheit von Funktionsverbgefügen.

Dr. Katalin Peténé-Csige, Hochsch.-Professorin am Lehrstuhl für ungarische Sprache der Pädagogischen Hochschule „Bessenyei György" Nyíregyháza, stellte in ihrem Vortrag „Phraseme in der ungarischen Pressesprache von Transkarpatien" fest, daß die Sprache der Presse besonders reich an Phraseologismen bzw. Sprichwörtern sei. In der letzten Zeit hätten auch die Verfasser von Werbetexten die Phraseologismen entdeckt, sie verwenden sie häufig in modifizierter Form, wobei die wortwörtliche Bedeutung der Wortverbindung aktualisiert werde. Die Referentin führt Untersuchungen auf dem Gebiet der kontrastiven Phraseologie (Russisch-Ungarisch) durch. Sie betonte, daß die verwirrende terminologische Vielfalt die Entwicklung der Phraseologie zurückwerfe und schlug den Teilnehmern des Forums vor, eine einheitliche phraseologische Terminologie auszuarbeiten.

Tamás Kispál, Doktorand am Lehrstuhl für deutsche Linguistik an der József-Attila-Universität in Szeged, sprach in seinem Vortrag „Lexikographische Erfassung von Sprichwörtern" über seine Untersuchungen zur Rolle der Sprichwörter vom Gesichtspunkt ungarischer DaF-Schüler als Wörterbuchbenutzer aus. Er analysiert am Beispiel bekannter deutscher Sprichwörter die Makro-, Mikro- und Mediostruktur von ein- und zweisprachigen Wörterbüchern. Eine größere Aufmerksamkeit würde dabei allgemeinen zweisprachigen Wörterbüchern, insbesondere der lexikographischen Erfassung von Teil- und Nulläquivalenz gewidmet. Im Falle der Sprichwörter sei die Gefahr der zweisprachigen Interferenz besonders groß, deswegen sollten stilistische, pragmatische sowie andere Unterschiede hervorgehoben werden.

Dr. Anna Tóthné-Litovkina, Hochsch.-Professorin am Lehrstuhl für Fremdsprachen der Pädagogischen Hochschule „Illyés Gyula" Szekszárd stellte in ihrem Vortrag „Über den Kurs *Amerikanische Sprichwörter* und über Sprichwörter im Englischunterricht" ihre praktischen Erkenntnisse während der Arbeit mit Sprichwörtern in ihren Englischstunden an mehreren Hochschulen vor. Die Studenten seien an den Sprichwortkursen besonders interessiert und es sei sogar Nachfrage für ein eigens dafür zu erarbeitendes Lehrbuch formuliert worden. So arbeitet Dr. Tóthné-Litovkina zur Zeit an einem Lehr- und Übungsbuch („An Apple a Day Keeps the Doctor Away, a Proverb a Day"), das mehr als 1.000 englisch-amerikanische Sprichwörter sowie Fabeln, Werbetexte und „Antisprichwörter" der Studenten enthalten werde.

Dr. Erzsébet Forgácsné-Drahota, Hochsch.-Oberassistentin am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur der Pädagogischen Hochschule „Juhász Gyula" Szeged, untersuchte in ihrem Vortrag „Modifizierte Phraseologismen und ihre Verwendung",

wie Sprichwörter im heutigen Sprachgebrauch z.B. in Werbetexten erscheinen, welchen Stilwert ihnen in der modifizierten Form zukommt, und worauf die Expressivität bzw. die Popularität der modifizierten Sprichwörter zurückzuführen ist.

Dr. Márta Murányiné-Zagyvai, Hochsch.-Oberassistentin am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur der Pädagogischen Hochschule „Eszterházy Károly" Eger versuchte in ihrem Vortrag „Die Stelle der kommunikativen Formeln in der Phraseologie", die kommunikativen Formeln von den satzgliedwertigen sowie von anderen satzwertigen phraseologischen Einheiten abzugrenzen und analysierte die wichtigsten Eigenschaften bzw. die Klassifizierungsmöglichkeiten der kommunikativen Formeln. Die Referentin hob die kommunikationssteuernde, textgliedernde Rolle der kommunikativen Formeln hervor und stellte eine mögliche Klassifizierung aufgrund ihrer pragmatischen Eigenschaften beziehungsweise nach den verschiedenen Sprechakten sowie nach dem Bühlerschen Organonmodell vor.

Anna Nagyné-Kavalecz, Leiterin des Fremdsprachenlektorats der Hochschulfakultät Gyöngyös der Agraruniversität Gödöllő, verfolgte in ihrem Vortrag „Über deutsch-ungarische Äquivalenzmöglichkeiten im Bereich der Funktionsverbgefüge" das Ziel, sprachliche Einheiten des Typs *eine Frage stellen* und *zum Ausdruck bringen* von anderen phraseologischen Einheiten bzw. von freien Wortverbindungen aufgrund strukturell-formaler, grammatischer und semantischer Eigenschaften abzugrenzen. Die Vortragende versuchte, die Stelle der Funktionsverbgefüge in den verschiedenen linguistischen Disziplinen zu finden und führte schließlich am Beispiel von konkreten Funktionsverben, die zueinander in komplementärem Verhältnis stehen, kontrastive Untersuchungen durch.

Dr. Oleg Fedosow, Univ.-Oberassistent am Lehrstuhl für slawische Philologie der Eötvös-Loránd-Universität Budapest, berichtete in seinem Vortrag „Verwendung eines tschechischen maschinellen Korpus in der Phraseologieforschung" über ein phraseologisches Wörterbuch, das in den 80er und 90er Jahren erschienen ist und das schon aufgrund eines maschinellen Korpus zusammengestellt wurde. Die Arbeit ist noch nicht abgeschlossen, aber das Korpus ist auch im gegenwärtigen Zustand gut geeignet, die Grundlage für synchrone linguistische Forschungen zu schaffen. Die Sammlung sei auch per Internet zu erreichen (URL:http://ucnk.ff.cuni.cz/cnc). Dr. Fedosow betonte, daß die Analyse der Informationsschichten, die durch Phraseologismen vermittelt würden, ohne Computertechnologie nicht mehr denkbar wäre.

Dr. Zoltán Györke, Hochsch.-Dozent am Lehrstuhl für russische Sprache und Literatur der Pädagogischen Hochschule „Juhász Gyula" Szeged, hielt den zusammenfassenden Schlußvortrag mit dem Titel „Ergebnisse und Aufgaben der ungarischen Phraseologieforschung". Er zog eine Bilanz über die phraseologischen und parömiologischen Forschungsaktivitäten in Ungarn in der Zeit nach Gábor O. Nagy.

Den Referaten folgte abschließend eine instruktive Diskussionsrunde. Wie aus den Wortmeldungen hervorging, wird immer häufiger über das Fehlen einer einheitlichen Terminologie der Phraseologieforschung geklagt, was den Dialog zwischen den Forschern erheblich erschwert. So wurde vorgeschlagen, zum Thema eines nächsten Forums die Problematik eines einheitlichen terminologischen Systems zu wählen. Am Ende der Konferenz verliehen die Teilnehmer ihrer Hoffnung Ausdruck, daß dieses erste Phraseologische Forum nicht das letzte war, sondern daß durch diesen Auftakt eine neue Tradition eingeleitet wird und die Zahl der Mitwirkenden weiter steigen möge. Alle Teilnehmer waren fest davon überzeugt, daß ein solches Forum eine ausgezeichnete Gelegenheit ist, nicht nur einander besser kennenzulernen, sondern auch wissenschaftliche Anregungen, neue Impulse und Ideen zu bekommen, und daß dadurch die Grundlage einer effektiveren Zusammenarbeit geschaffen werden kann.

Márta Murányiné-Zagyvai
(Eger)

Berichte der Institute 1997

Germanistisches Institut an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest

Vorträge eingeladener Gäste

März

Prof. Dr. Hartmut Freytag (Universität Hamburg)
Der Totentanz in der deutschen Literatur des Spätmittelalters; Stadtlobgedichte im 16. Jahrhundert

April

Prof. Dr. Stefan Matuschek (Friedrich-Schiller-Universität Jena)
Lessing und Diderot

14. April – 5. Mai

Prof. Dr. Stefan Sonderegger (Universität Zürich)
Kompaktvorlesung zur Sprachgeschichte

Mai

Prof. Dr. Anton Schwob (Karl-Franzens-Universität Graz)
Österreichische Dichter des Spätmittelalters

8. Mai

Prof. Dr. Hans-Jürgen Krumm (Universität Wien)
Die Rolle der angewandten Linguistik bei der Erforschung des Fremdsprachenunterrichts

September

Prof. Dr. K. J. Mattheier (Universität Heidelberg)
Kompaktvorlesung mit dem Titel „Einführung in die Soziolinguistik" bzw. Kompaktseminar mit dem Titel „Empirische Methoden der Soziolinguistik"

12. Dezember

Martina Mangasser-Wahl (Universität des Saarlandes)
Schreiben in den Wissenschaften

Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

26. – 28. Februar

Düsseldorf, Jahrestagung der DGfS
Vorträge:
Dr. Rita Brdar-Szabó: Prototypentheorie and Centrum-Peripherie-Modell: grammaticalisation and the lexikon

Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi: Prototypische Verfahren in der zweisprachigen Lexikographie

10. – 11. Mai

Dr. Rita Brdar-Szabó (Zagreb, Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Sprachwissenschaft)
Vortrag: Implizite Argumente, Kohäsion, Kohärenz

Juli

Dr. András Balogh (Blankenburg/Harz, Jahrestagung des Thalia Germanica)
Vortrag: Deutsche Dramentexte aus Ungarn vom Anfang des 19. Jahrhunderts

4. – 9. August

Amsterdam, XI. Internationale Deutschlehrertagung des IDV
Referate:
Prof. Dr. Regina Hessky: Durch die Brille des Wörterbuch-Machers: Lexikographie in der DaF-Lehrer-Ausbildung
Dr. Katalin Barna: Einwirkung des Sprachverhaltens ungarischer Deutschlehrer auf das Schülerverhalten
Dr. Ilona Feld-Knapp: Planung und Gestaltung eines offenen Unterrichtsprozesses
Dr. Katalin Petneki: Unterrichtskonzepte im Deutschunterricht in Ungarn
Dr. Anna Szablyár: Hilfe zur Bestimmung des geeigneten Lehrwerks

August

Dr. András Balogh (Sibiu/Hermannstadt, Symposium zum Thema Germanistik im Vergleich. Zur Reform des Faches in den mittelosteuropäischen Ländern.)
Vortrag: Die ungarische Germanistik. Stand und Perspektiven

September

Dr. András Balogh (Innsbruck, Internationale Konferenz Europäische Literatur- und Sprachwissenschaften)
Vortrag: Kulturmodelle im Karpathenbecken

24. – 29. September

Dr. habil. Vilmos Ágel (Greifswald, Konferenz „Grammatik und Empirie")

2. – 4. Oktober

Edit Király (Ludz, Konferenz „Nationale Identität")

8. – 12. Oktober

Dr. habil. Vilmos Ágel (Heidelberg, Konferenz „Sprachgeschichte als Kulturgeschichte")
Vortrag: Grammatik und Kulturgeschichte

18. Oktober

Prof. Dr. Dr. h.c. Antal Mádl (Bagnang, Jahrestagung des Vereins der Ungarndeutschen)
Vortrag: Gustav Heckenast als Vermittler zwischen Deutschland und Ungarn

23. Oktober

Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi (Innsbruck, Österreichische Linguistik-Tagung)
Vortrag: Besondere Aspekte des Codeswitching

November

Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi (Heidelberg, Tagung des Vereines Europäischer Soziolinguisten)
Koreferat: Konvergenz und Divergenz der Dialekte

18. - 19. Dezember

Methodik im Rahmen des Germanistikstudiums
Kolloquium im Rahmen der Institutspartnerschaften zwischen den Instituten für Germanistik der Universität Budapest und Wien im Bereich Deutsch als Fremdsprache
Vortragende: Dr. Katalin Árkossy, Dr. Katalin Boócz-Barna, Dr. Judit Bertalan, Dr. Ilona Feld-Knapp, Edit Morvai, Dr. Katalin Petneki, Prof. Dr. Karl Manherz, Erich W. Schaufler

Konferenzen im Land

17. - 19. Februar

Edit Király
Symposium „Topoi der Heimat und Identität" an der ELTE Budapest

3. - 5. April

VII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia Budapest
Maria Erb, Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi
Vortrag: Kommunikationsstrategien im Sprachgebrauch von Ungarndeutschen

Mai

1. Internationaler Kongreß zum Unterricht der deutschen Minderheit in Europa
Vorträge:
Dr. Katalin Árkossy
Dr. Elisabeth Knipf
Prof. Dr. Karl Manherz

10. Mai

Prof. Dr. Dr. h.c. Antal Mádl (Pécs, Gemeinsame Tagung der Gesellschaften der Österreichischen und der Ungarischen Germanisten)
Vortrag: Das Ungarnbild in der österreichischen Literatur im 19. Jahrhundert

23. - 25. Mai 1997

Edit Király (Szigliget, Symposion organisiert von der ELTE: „Die Erinnerung in der deutschsprachigen Literatur")

30. - 31. Mai

Prof. Dr. Regina Hessky (Budapest, Jubiläumstagung des ELTE ITK anläßlich des 30. Jahrestages der Gründung des ITK)
Vortrag: Das zweisprachige Wörterbuch

31. Mai

Dr. Péter Zalán (Budapest, Jahreskonferenz der Gemischten Komission für Literaturwissenschaft bei der Österreichischen und der Ungarischen Akademie der Wissensschaften)
Vortrag: Das hilflose Kakanien und keine Reise vom Hundertsten ins Tausendste. Zur Rezeption Hugo von Hofmannsthals, R. Musils und Th. Bernhards in Ungarn

1. November

Budapest, „In der Welt der Kultur — in der Kultur der Welt. Jubiläumskonferenz zum 200. Geburtstag Heinrich Heines"
Vorträge:
Prof. Dr. Dr. h.c. Antal Mádl: Drei Lyriker des europäischen Vormärz: Heine, Lenau, Petőfi
Dr. Péter Zalán: Karl Kraus und Heinrich Heine

Symposien

17. - 19. Februar

Internationales Symposion unter dem Titel *„[...] als hätte die Erde ein wenig die Lippen göffnet [...]" — Topoi der Heimat und Identität*
Die Veranstaltung wurde gefördert von der Aktion Österreich Ungarn, dem Außeninstitut der Universität Wien, dem österreichischen Bundesministerium für Auswärtige Angelegenheiten, dem österreichischen Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr, dem ungarischen Ministerium für kulturelle Angelegenheiten, der Philosophischen Fakultät der ELTE Budapest, dem Österreichischen Kulturinsitut Budapest, KulturKontakt und dem österreichischenn Ost- und Südosteuropa-Institut. Die Vorträge sind im Band 31 der Budapester Beiträge zur Germanistik bereits veröffentlicht, die Herausgeber waren die Leiter des Symposions, Peter Plener und Péter Zalán. Das Symposion wurde von begleitenden Co-Veranstaltungen ergänzt, unter anderem von Lesungen und Diskussionen mit Imre Kertész und Robert Schindel, einer „Heimat im Film"-Woche und einem Blockseminar im Anschluß an die Veranstaltung (Leitung: Karl Wagner, Markus Knöfler, Peter Plener und Péter Zalán).

23. - 25. Mai

Dr. Zsuzsa Breier, Edit Király, Angelika Thumm
Szigliget, „Die Erinnerung in der deutschsprachigen Literatur"
Symposionsband erscheint im April 1998, Herausgeberin Edit Király zusammen mit Zsuzsa Breier und Angelika Thumm

Sonstiges

1. - 4. Mai

Edit Király
Szigliget, Mitteleuropäisches Literaturseminar Wien - Budapest: „Geschlossene Welten"
Gemeinsames Unternehmen der Wiener und der Budapester Germanistik
Fördernde Institutionen: Universität Wien, ELTE, Soros-Stiftung

Oktober - November

Studentenaustausch
Bereich Sprachdidaktik/Studienseminare Dortmund
Dr. Anna Szablyár, Zsuzsanna Thurzó
Zweiwöchiger Studentenaustausch von 20 Referendaren bzw. Lehramtsanwärtern
Fördernde Institutionen: Kultusministerium des Landes Nordrhein-Westfalen, MKM

Ankündigung

April 1999

In Budapest organisiert das Germanistische Institut die Konferenz „Innovation und Variation im Schaffen von Goethe"

Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule der Eötvös-Loránd-Universität

Konferenzen im Land

3. – 5. April

Dr. Pál Uzonyi (Budapest, 7. Landeskonferenz für angewandte Linguistik an der Hochschule für Außenhandel)
Vortrag: Zur automatischen Synthese der indirekten Rede im Deutschen

29. – 31. Mai

Dr. Pál Uzonyi (Budapest, Jubiläumstagung des ELTE ITK anläßlich des 30. Jahrestages der Gründung des ITK)
Vortrag: Zustandsbezeichnungen im Deutschen und im Ungarischen

Institut für Germanistik an der Kossuth-Lajos-Universität Debrecen

Vorträge eigeladener Gäste

Februar 1997

Prof. Dr. Anita Steube (Universität Leipzig)
PhD-Seminar zur Kognitiven Semantik

24. – 30. März

Dr. Karel Bostoen (Rijksuniversiteit Leiden)
Ältere niederländische Literatur

27. April

Frederik Morton
Lesung aus seinen Werken

28. April

Gert van Istendael und Banno Bernhard (Belgien)
Lesungen aus ihren Werken

10. Mai

Rogier van de Wal (VU Amsterdam)
Beziehungen von Philosophie und Literatur

1. – 8. Juni

Prof. Dr. Herbert van Uffelen (Universität Wien)
Niederländische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts

8. August

Dr. Ulrich Dausendschön-Gay (Universität Bielefeld)
Gesprächsanalyse

15. September – 5. Oktober

Prof. Dr. Andreas Kotte (Universität Bern)
PhD-Seminar: Aus der Geschichte des deutschen Theaters; Der Begriff der Theatralität

22. – 28. September

Prof. Dr. Herbert van Uffelen (Universität Wien)
Niederländische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts

2. – 16. Oktober

Dr. Gerard Termorshuizen (KITLV Leiden)
Niederländische Kolonialliteratur

November

Dr. Maria Fürst (Universität Wien)
Jürgen Trinks (Universität Wien)
Österreichisches Theater

Germanisztikai Intézet Könyvtára ELTE

Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

20. - 30. August

Doz. Dr. Katalin Beke
Colloquium Nederlandicum Leiden

20. - 30. August

Gábor Pusztai
Colloquium Nederlandicum Leiden

25. - 30. August

Sofie Gielen
IVN-Konferenz in Leiden
Basisprinzipien in der niederländischen Wortfolge

22. - 26. September

Dr. Eszter Kiséry
„Europäische Literatur und Sprachwissenschaften" in Innsbruck
Jakob Bleyer und seine Wien-These

22. - 26. September

Doz. Dr. Tamás Lichtmann
Impulsreferat: „Europäische Literatur und Sprachwissenschaften" in Innsbruck
Einige Thesen zum Begriff „Weltliteratur" aufgrund der ungarischen Literaturgeschichtsschreibung

23. - 25. Oktober

Doz. Dr. Tamás Lichtmann
„Satire — Parodie — Pamphlet — Caricature. A l'epoque de Francois-Joseph (1848-1914)" Université de Rouen
„Die Geburt der Literaturkritik aus dem Geiste der Parodie". Eine einmalige Literaturgeschichte von Frigyes Karinthy

November/Dezember

Doz. Dr. Katalin Beke
Universität Leiden
Vortrag: Ungarische Studenten an der Universität zu Leiden

Konferenzen im Inland

Januar

Dr. Jirí Pilarský (Debrecener Slawistentage)
Der Westrand des eurasischen Sprachbundes

9. Mai

Doz. Dr. Tamás Lichtmann (JPTE Pécs Österreichische Germanistik im Ausland. Ideal und Wirklichkeit. Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik und der Gesellschaft Ungarischer Germanisten.)
Vortrag: „Ich fragte nur ..." — Das „dialogische Prinzip" in Kafkas Werk

23. - 25. Mai

Péter Eredics (Pécs, Neolatin irodalom Európában, Johannes Sambucus és Hadrianus Junius)

3. September

Doz. Dr. Tamás Lichtmann (MTA, Budapest, Theodor Herzl és Magyarország. Tudományos konferencia a bázeli cionista kongresszus 100. évfordulója alkalmából, a Magyarországi Cionista Szövetség rendezésében)
Vortrag: Herzl a szépíró

9. September

Doz. Dr. Tamás Lichtmann (Budapest, Az Országos Rabbiképző Intézet 120 éve. Tudományos konferencia az ORKI Yahalom Zsidó Művelődéstörténeti Kutatócsoportjának rendezésében)
Vortrag: Apák és fiúk. Pollák Miksa és Pap Károly

1. - 5. Oktober

Symposion: Aufbruch in die Moderne. Wechselbeziehungen und Kontroversen in der deutschsprachigen Literatur um die Jahrhundertwende im Donauraum. Symposion des Lehrstuhls für deutschsprachige Literatur der JPTE Pécs, des Südostdeutschen Kulturwerks München, des Instituts für Germanistik der Karl-Franzens-Universität Graz u. der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Pécs
Vorträge:
Doz. Dr. Magdolna Balkányi: Das lyrische Drama bei Hofmannsthal und Babits
Doz. Dr. Tamás Lichtmann: Stilpluralismus in der österreichischen und ungarischen Prosa um die Jahrhundertwende

13. - 17. Oktober

Methodik-Woche am Institut für Germanistik der KLTE Debrecen
Organisatorin: Dr. Zsófia Lieli

16. - 18. Oktober

Dr. Eszter Kiséry (Debrecen, II. Hankiss János Tudományos Ülésszak: Magyar irodalom fordításokban (Die ungarische Literatur in Übersetzungen)
Vortrag: Mészöly Miklós németül (Miklós Mészöly auf Deutsch)

1. - 2. November

„In der Welt der Kultur — in der Kultur der Welt. Jubiläumskonferenz zum 200. Geburtstag Heinrich Heines", Budapest
Vorträge:
Dr. Klaus Bonn: Heines Begegnungen
Doz. Dr. Tamás Lichtmann: Heines Judentum
Veranstalter:
Goethe-Institut Budapest
Österreichisches Kulturinstitut Budapest
Polnisches Kulturinstitut Budapest
Eötvös-Loránd-Universität Budapest; Institut für Philosophie, Institut für Germanistik
Kossuth-Lajos-Universität Debrecen; Lehrstuhl für deutsche Literatur
Yahalom Forschungsgruppe für jüdische Kulturgeschichte
Leitung: *Endre Kiss, Tamás Lichtmann*

3. - 4. November

Sarolta Baksay (Budapest, „Die Schweiz, Ungarn und der Zweite Weltkrieg" (Pro Helvetia)

Ankündigung für 1998

Kulturwissenschaften, Datenbanken und Europa, 29. September - 3. Oktober 1998 an der KLTE Debrecen

Sonstiges

1997

Doz. Dr. Kálmán Kovács
Humboldt-Stipendiat an der Universität Frankfurt/M.

Seit Januar 1997

Sofie Gielen
Projekt zusammen mit Dr. M. Kovács (Abteilung für Applied Linguistics der KLTE): multimediales Ausspracheprogramm „Mond open, mond dicht"

1. Hälfte 1997

Sofie Gielen
Unterricht an der KGRE Budapest

29. April

Doz. Dr. Tamás Lichtmann
Habilitationsvorlesungen: „Die Reise als Daseinsform der epischen Helden" und „Das Zeitalter der Geschichte. Erzähltheoretische Thesen zum historischen Roman", gehalten an der KLTE Debrecen

29. Mai - 1. Juni

Walter Fanta
Österreichischer Vertreter bei der Internationalen Deutschlehrertagung in Brasov

22. Juli 1997

Doz. Dr. Tamás Lichtmann
Die Entstehung des ungarischen Kabaretts im Vergleich mit Wien. Debrecen (Hochschulferienkurs Debrecen, Kossuth-Lajos-Universität, 13. Juli - 9. August 1997)

4. - 14. August

Sofie Gielen
Sommerkurs Niederländisch an der K. U. Leuven für StudentInnen der Coimbra-Universitäten in Europa

September 1997 - Februar 1998

Prof. Dr. András Kertész
Humboldt-Stipendiat an der Universität Tübingen

Personalia

Promotion (PhD):
Zsuzsa Iványi

Erlangung des PhD:
Magdolna Balkányi
Katalin Beke
Eszter Kiséry
Kálmán Kovács
Zsófia Lieli

Habilitation:
Dr. Tamás Lichtmann

Ernennung zum Dozenten, zur Dozentin:
Dr. Magdolna Balkányi
Dr. Katalin Beke

Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Eszterházy-Károly-Pädagogischen Hochschule Eger

Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

4. - 9. August

Dr. Márta Murányiné Zagyvai
Amsterdam, XI. Internationale Deutschlehrertagung
Referat: Kommunikative Formeln im Deutschunterricht

Konferenzen im Land

6. Dezember

Dr. Márta Murányiné Zagyvai
Veszprém, Phraseologisches Forum
Vortrag: Locus der kommunikativen Formeln in der Phraseologie

Institut für Germanistik an der József-Attila-Universität Szeged

Vorträge eingeladener Gäste

16. - 22. Februar

Mariann Zserdin (Übersetzer- und Dolmetscherinstitut der Karl-Franzens-Universität Graz)
Konsultationen zur Übersetzer- und Dolmetscherausbildung

16. - 26. Februar

Dr. Paul-Ludwig Völzing (Universität Gesamthochschule Siegen)
Satzgliedstellung, Syntax im Wörterbuch

15. April - 14. Mai

Prof. Dr. Alfred Doppler (Universität Innsbruck; Institut für Germanistik)
Österreichische Erzähler im 20. Jahrhundert

29. September - 25. Oktober

Doz. Dr. Achim Barsch (Universität Gesamthochschule Siegen)
Populäre Lesestoffe im sozialhistorischen Kontext des 18. bis 20. Jahrhunderts (Blockvorlesung)

10. - 14. November

Dr. Richard Rothenhagen (Masaryk-Universität Brno)
Deutsch als Fremdsprache in Tschechien

Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

1. Oktober 1996 - 30. Juni 1997

Dr. Anita Auckenthaler (Institut für Germanistik, Universität Wien)
Forschungsaufenthalt

1. November 1996 - 31. Januar 1997

Edit Gyáfrás (Universität Gesamthochschule Siegen)
Fördernde Institution: DAAD/MOE
Forschungsaufenthalt (Wirtschaftssprache Deutsch)

2. - 15. Januar

Dr. Éva Kocziszky (FU Berlin)
Fördernde Institution: Humboldt-Stiftung
Forschungsaufenthalt

2. - 26. Januar

Prof. Dr. Károly Csúri (Universität Gesamthochschule Siegen)
Fördernde Institution: DAAD/MOE
Forschungsaufenthalt

23. Januar
Prof. Dr. Károly Csúri (Universität Kassel)
Vortrag: Jugendstil als Konstruktionsprinzip

14. Januar – 15. Februar
Dr. Csilla Bernáth (Universität Gesamthochschule Siegen)
Fördernde Institution: DAAD/MOE
Forschungsaufenthalt

14. Januar – 15. Februar
Dr. Márta Gaál (Universität Gesamthochschule Siegen)
Fördernde Institution: DAAD/MOE
Forschungsaufenthalt

20. – 27. Januar
Prof. Dr. Árpád Bernáth (Universität Gesamthochschule Siegen)
Fördernde Institution: DAAD/MOE
Verlängerung der Partnerschaftsbeziehungen zwischen der UGHS Siegen und dem Institut für Germanistik der JATE

23. – 26. Januar
Prof. Dr. Péter Bassola (Goethe-Institut, Amsterdam)
Vorbereitung der XI. Internationalen Deutschlehrertagung an der Universität Amsterdam

25. Januar
Tamás Kispál
6. Tagung des Westfälischen Arbeitskreises Phraseologie/Parömiologie an der Universität Münster

10. – 21. Februar
Zsuzsanna Gaál
Internationale Tagung am Institut Vilem Mathesius
Fördernde Institution: Institut Vilem Mathesius

26. – 28. Februar
Tamás Kispál
19. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft an der Universität Düsseldorf

19. – 23. März
Prof. Dr. Árpád Bernáth (Böll-Archiv, Köln)
Fördernde Institution: Heinrich Böll-Stiftung
3. Herausgeber-Treffen der Kölner Ausgabe der Werke von Heinrich Böll

8. – 24. April
Prof. Dr. Árpád Bernáth (Universität Klausenburg)
Fördernde Institution: Universität Klausenburg
Blockvorlesung zum Thema „Die Theorie der möglichen Welten in der Poetik"

14. – 21. April
Prof. Dr. Károly Csúri (University of Riverside, USA)
Internationale Tagung zum Thema „Österreichische Literatur"
Fördernde Institution: Österreichisches Außenministerium
Thema: Zum Österreichbild in der ungarischen Literatur von 1940-1990

1. Mai – 31. Juli
Prof. Dr. Árpád Bernáth (Institut für deutsche Sprache und Literatur, Universität Köln)
Wiederaufnahme des Humboldt-Stipendiums bei Prof. Dr. Wilhelm Voßkamp
Thema: Die Theorie der möglichen Welten in der Poetik

30. – 31. Mai
Prof. Dr. Árpád Bernáth (Universität Wien)
Sitzung des Ausschusses der IVG

12. – 31. Mai
Prof. Dr. Péter Bassola (Universität Bonn)
Fördernde Institution: DFG
Thema: Kontrastive Aspekte bei der Vermittlung von Fremdsprachen und ihre fachdidaktischen Implikationen; Fremdsprachenunterricht und Fremdsprachenausbildung im Ungarn der 90er Jahre

12. – 31. Mai
Prof. Dr. Péter Bassola (Institut für deutsche Sprache, Mannheim)
Fördernde Institution: DFG
Thema: Deutsch-ungarische Substantivvalenz. Wörterbucharbeit

12. – 31. Mai
Prof. Dr. Péter Bassola (Universität Brüssel)
Fördernde Institution: DFG
Symposium „CONTACT+CONFLICT"
Thema: Deutsch in Ungarn in den 90er Jahren

17. Mai – 17. Juni
Prof. Dr. Károly Csúri (Universität Innsbruck)
Fördernde Institution: Aktion Österreich-Ungarn
Forschungsaufenthalt: Trakl im Brenner-Archiv
Vortrag: Über die Erkennbarkeit von Trakls Dichtung — Die Aufbauprinzipien seiner poetischen Welten

10. Juli – 10. August
Prof. Dr. Károly Csúri (Universität Gesamthochschule Siegen)
Fördernde Institution: DAAD/MOE
Forschungsaufenthalt

3. – 10. August
Prof. Dr. Péter Bassola (Goethe-Institut, Amsterdam)
XI. Internationale Deutschlehrertagung an der Universität Amsterdam
Fördernde Institution: DFG
Thema: Deutsch-ungarische Substantivvalenz. Wörterbucharbeit

8. August

Tamás Kispál
XI. Internationale Deutschlehrertagung an der Universität Amsterdam
Fördernde Institution: DFG
Thema: Zur Behandlung von Sprichwörtern im DaF-Unterricht: am Beispiel einer Umfrage zur Bekanntheit von deutschen Sprichwörtern unter ungarischen Schülern

25. Oktober

Tamás Kispál
Kolloquium „Phraseologie und Übersetzen" an der Universität Hildesheim
Thema: Sprichwörteräquivalenz im allgemeinen zweisprachigen Wörterbuch

29. Oktober - 1. November

Prof. Dr. Árpád Bernáth (Böll-Archiv, Köln)
4. Herausgeber-Treffen der Kölner Ausgabe der Werke von Heinrich Böll

Konferenzen im Land

1. - 4. Oktober

Prof. Dr. Károly Csúri (an der JPTE Pécs)
Tagung „Österreichische Germanistik im Ausland. Ideal und Wirklichkeit"

Sonstiges

19. - 26. Januar

Internationale Tagung in Siegen zum Thema „Umbruchzeiten — Jahrhundertwenden"
Fördernde Institution: DAAD/MOE (Partnerschaftsbeziehung zwischen der UGHS Siegen und dem Institut für Germanistik der JATE)

16. - 17. Oktober

Internationale Tagung in Szeged zum Thema „Ethnische und nationale Stereotypen in Belletristik und politischer Publizistik"

Personalia

Doz. Dr. Péter Bassola erhielt am 1. Juli den Ruf zum Professor.
Dr. Anita Auckenthaler und *Dr. Tünde Katona* wurden am 1. Juli zu Oberassistentinnen ernannt.

Fachbereich Germanistik an der Juhász-Gyula-Pädagogischen Hochschule Szeged

Vorträge eingeladener Gäste

21. - 27. Februar

Brigitte Gall, M.A. (Christian-Albrechts-Universität zu Kiel)
Kinder- und Jugendliteratur im Deutschunterricht

21. - 26. November

Prof. Dr. Winfried Ulrich (Christian-Albrechts-Universität zu Kiel)
Die Förderung des rezeptiven und des produktiven Wortschatzes im muttersprachlichen und fremdsprachlichen Deutschunterricht

Teilname an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

(Die Vortragstätigkeit des Lehrstuhlleiters, Herr Prof. Dr. Csaba Földes, wird bei der Universität Veszprém angeführt).

2. - 5. Juni

Dr. Ildikó Szoboszlai (Sinaia, IV. Kongreß der Germanisten Rumäniens)
Zur Synonymität von attributiven Syntagmen und Komposita im gegenwärtigen Deutsch

4. - 9. August

Dr. Erzsébet Forgács (Amsterdam, XI. Internationale Deutschlehrertagung)
Referat: Stilfiguren in der Fachsprache der Werbung
Förderung: SOROS

22. - 26. September

Innsbruck, Konferenz: „Europäische Literatur- und Sprachwissenschaften"
Vorträge:
Dr. Márta Harmat: Geschichtliche Aspekte einer Gattungstypologie (Anhand deutscher, ungarischer und russischer Oden der Aufklärungszeit)
Förderung: Institut zur Erforschung und Förderung österreichischer und internationaler Literaturprozesse Wien
Eszter Propszt: Ungarndeutsche Gegenwartsliteratur unter literatursoziologischem Aspekt

Konferenzen im Land

(Die Vortragstätigkeit des Lehrstuhlleiters, Herr Prof. Dr. Csaba Földes, wird bei der Universität Veszprém angeführt).

7. November

JGYTF Szeged, Akademietag
Vorträge:
Dr. Erzsébet Forgács: Sprichwörter im heutigen Sprachgebrauch
Dr. Márta Harmat: Odentypologie: Gattungs- und Kulturgeschichte
Dr. Ildikó Szoboszlai: Möglichkeiten der Beschreibung von syntaktischen Synonymen

6. Dezember
Dr. Erzsébet Forgács (Veszprém, Phraseologie-Forum)
Vortrag: Sprichwortgebrauch in der Werbesprache

Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur an der Janus-Pannonius-Universität Pécs

Vorträge eingeladener Gäste

16. September – 16. Oktober
Dr. Fritz Heuer (Heidelberg)
Blockvorlesung: Einführung in die Verslehre und in die Technik der wissenschaftlichen Arbeit
Blockseminar: Einführung in die Dramaturgie

16. September – 20. Dezember
Dr. Harald Meier (Heidelberg)
Blockvorlesung — Fortsetzung: Einführung in die Verslehre und in die Technik der wissenschaftlichen Arbeit
Blockseminar: Einführung in die Dramaturgie

6. – 10. Oktober, 27. – 31. Oktober
Sylvia Deltl
Vorlesungen zur österreichischen Filmkunst

22. September – 5. Oktober
Univ. Prof. Dr. Anton Schwob (Graz)
Blockvorlesung: Überblick über die deutsche Literatur des Mittelalters

Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

Januar
Dr. Zoltán Szendi (Studienaufenthalt, Institut für Deutsch als Fremdsprachenphilologie der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg)
Vorträge zu den Verfilmungen der Romane Thomas Manns „Der Zauberberg" und „Der Tod in Venedig"
Förderung durch den DAAD

1. April – 15. November
Veronika Barics (Forschungsaufenthalt in Wien)
Paradigmawechsel in der österreichischen und ungarischen Literatur
Stipendium der Aktion Österreich

15. September – 15. November
Anette Sramó-Klingenberg (Forschungsaufenthalt in Weimar)
Die Reisebeschreibungen der Sophie von La Roche
Stipendium der Stiftung Weimarer Klassik

15. Okotober – 14. November
Dr. Hilda Schauer
Institut für Deutsch als Fremdsprachenphilologie der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg

Blockseminar: Die Kurzformen der Epik in der deutschsprachigen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts
Förderung durch den DAAD

Teilnahme an Konferenzen im Land

10. April

Dr. József Czirják (Szegeder Lukács-Kreis)
Derrida Marx
Vortrag: Kisértés a kisértetek megragadásának kisérletére

22. - 24. Mai

Szigliget, Erinnerung — Konferenz der Nachwuchsgermanisten in Ungarn
Vorträge:
Lehel Sata: Erinnerung und Wahrheit. Ein Kampf und seine Folgen bei Franz Kafka.
Anette Sramó Klingenberg: Sie war nicht zu großen Aufsätzen geeignet, meine Feder. Aus den Lebenserinnerungen der Sophie La Roche

27. - 30. August

Pädagogische Hochschule Kaposvár, Moralphilosophie und Erziehung
Vorträge:
Dr. József Czirják: Kant oder Hegel
Dr. József Koch: Megjegyzések Immanuel Kant erkölcs és vallás felfogásához

18. September

Dr. József Czirják (Szekszárd, Gyula-Illyés-Pädagogische Hochschule)
Vortrag: Az erkölcsösség és az erkölcsiség kapcsolatának kérdéséhez

Konferenzen in Zusammenarbeit mit anderen Institutionen

8. - 11. Mai

Österreichische Germanistik im Ausland. Ideal und Wirklichkeit. Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik und der Gesellschaft Ungarischer Germanisten
Förderung: Österreichische Gesellschaft für Germanistik, Österreichisches Kulturinstitut Budapest, Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur der JPTE Pécs
Dr. Zoltán Szendi: Repräsentanz und Resonanz. Zur Frage der Bachmann-Rezeption in Ungarn

1.-5. Oktober

Aufbruch in die Moderne. Wechselbeziehungen und Kontroversen in der deutschsprachigen Literatur um die Jahrhundertwende
Förderung: Institut für Germanistik der Karl-Franzens-Universität Graz, Südostdeutsches Kulturwerk München, Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur der JPTE Pécs, Ungarische Akademie der Wissenschaften
Vorträge von Mitarbeitern des Instituts:
Dr. József Czirják: Aspekte des Menschenbildes um die Jahrhundertwende. Wege der Hoffnung in geisteswissenschaftlicher Hinsicht.
Dr. Zoltán Szendi: Weltverlust und Weltbeseelung als Grunderlebnis in der Lyrik der Jahrhundertwende

Sonstiges

15. März

*Dr. Zoltán Szendi*s Buch „Lélek és Kép. Világkép és kompozíció Thomas Mann kisepikájában" wird von der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der JPTE Pécs als „Beste Publikation des Jahres" ausgezeichnet

8. - 26. Mai

„Die dritte Generation. Österreichische Autorinnen und Autoren. Debuts der letzten 20 Jahre."
Ausstellung in der Aula der JPTE

9. Mai

Lesung von *Wolfgang Bauer* im Saal der Generalversammlung des Komitats Baranya

1. Oktober

Lesung von *Kurt Drawe* und *György Petri* am Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur der JPTE Pécs

2. Oktober

Verleihung des Nikolaus-Lenau-Preises der Künstlergilde Esslingen an *Kurt Drawert* im Haus der Künste, Pécs

Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft an der Janus-Pannonius Universität Pécs

Vorträge eingeladener Gäste

Dr. Horst Fassel (Institut für Donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen)
Deutschsprachige Literatur im Karpatenraum

Dr. Rudolf Post (Pfälzisches Wörterbuch — Arbeitsstelle der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz)
Die Mundarten im Fuldaer Land
Das Pfälzische Wörterbuch

Prof. Dr. Klaus J. Mattheier (Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg)
Arbeitsgespräch mit Kollegen des Lehrstuhls über die möglichen Forschungsschwerpunkte einer geplanten Institutspartnerschaft
Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

28. Mai

Dr. Canisius, Peter (Osijek, Pädagogische Fakultät der Universität J.J. Strossmayer)
Vortrag: Erzählperspektive und Textkonstruktion

Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Bessenyei-György-Pädagogische-Hochschule Nyíregyháza

Vorträge eingeladener Gäste

März

Erna Maria Trubel (Universität Wien)
Der Faden der Ariadna — Fachsprachenunterricht in Wien

1. - 6. Dezember

Winfried Forstmann (Universität Frankfurt)
Die Hauptstädte der Deutschen

Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

Februar

Kósáné Dr. Oláh Julianna (Sonnenberg, Internationales Haus)
Thema: Autonomes Lernen

20. - 25. Juli

Dr. Székely Gábor (Paris, XVI Congres International des Linguistes)
Particules et constructions augmentatives du hongrois de l'allemand

4. - 9. August

Amsterdam, XI. Internationale Deutschlehrertagung
Referate:
Dr. Székely Gábor: Der absolute Superlativ im Deutschen und im Ungarischen (Syntaktische Ausdruckformen)
Kósáné Dr. Oláh Julianna: Alternative Methoden im FSU

Konferenzen im Land

30. - 31. Januar

Dr. Székely Gábor (Debreceni Filológiai Napok)
Az abszolút szuperlativuszról. Az összehasonlítás problémái oroszos szemmel

3. - 5. April

Budapest, VII. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia
Vorträge:
Dr. Barabás László: Die Stadt als Objekt der Landeskunde
Dr. Barabás László: Methoden zur Entwicklung des Leseverstehens
Dr. Iványi Zsuzsanna: Lücken im mentalen Lexikon — Wortsuchprozesse in alltäglichen Gesprächen. Eine konversationsanalytische Untersuchung.

Kósáné Dr. Oláh Julianna: Szókincsfejlesztés az idegennyelvoktatásban
Papp László: Kiskacsa „für dich", avagy interferenciajelenségek óvodáskorú gyermekeknél
Dr. Székely Gábor: Fokozó értelmű szóösszetételekről interkulturális kapcsolatok tükrében

Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Berzsenyi-Dániel-Pädagogische-Hochschule Szombathely

Vorträge eingeladener Gäste

27. März

Dr. Kurt Bartsch (Karl-Franzens-Universität, Graz)
Unter Mördern und Irren. Eine Momentaufnahme österreichischer Literatur 1995

4. – 9. April

Univ. Prof. Dr Johann Holzner (Leopold-Franzens-Universität, Innsbruck)
Einblick in die zeitgenössische österreichische Literatur
Förderung: Aktion Österreich-Ungarn

Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

13. Juni

Barbara Kronsteiner (Universität Wien, Tage des österreichischen Instituts für Zeitgeschichte)
Französische Österreichpolitik in den 1930er Jahren

4. – 9. August

Dr. Mária Barota (Amsterdam, XI. IDT)
Begegnung der Kulturen

8. – 9. September

Dr. János Kohn (EUROCALL – Dublin)
CALL zwischen Forschung und Praxis am Beispiel eines Rilke-Gedichtes

24. – 26. September

Dr. János Kohn (GAL-Tagung Bielefeld)
Medium Sprache

6. November

Barbara Kronsteiner (Colloque sur le Plan Tartieu à l´Université Paris IV)
Le Plan Tartieu et l'Autriche

Teilnahme an Konferenzen im Land

6. Mai

(BDTF, Szombathely)
A Filológiai Intézet mint tudományos műhely (A Filológiai Intézet szakmai napja)
Csilla Mihály: A nagyvárosi kép konstrukciói a német expresszionista lírában

Petra Szatmári: A szenvedő értelmű *sich-lassen* szerkezetek szintaxisa és szemantikája
József Tóth: A modern szószemantikai elméletek hatása a szómezőfogalom továbbfejlődésére
Anikó Zsigmond: A nőiség megjelenése Marie von Ebner-Eschenbach novelláiban

14. Mai

Dr. habil. Vilmos Ágel (BDTF, Szombathely)
Reflexive Verben — mal anders

24. Juni

Barbara Kronsteiner (Pädagogisches Institut, Szombathely)
Österreichische Landeskunde: Eine Sensibilisierungsanleitung.

Sonstiges

Acta Germanistica Savariensis

Wissenschaftliche Beiträge des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur der Pädagogischen Hochschule Dániel Berzsenyi, Band III

Henrici, Gert - Kohn, János (Hg.): DaF-Unterricht im Spannungsfeld zwischen Forschung und Praxis. Szombathelyer Didaktik-Symposium 1995.

Sommer-/Wintersemester Studentenaustausch Stams (seit 1991)

Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Veszprém

Vortäge eingeladener Gäste

bis zum Sommer 1997

Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Bachofer (Universität Hamburg)
Gastprofessur
Arbeitsschwerpunkte: ältere Literatur und Sprachgeschichte

25. - 27. September

Prof. Dr. Anne Betten (Universität Salzburg)
Fachgespräche im Bereich der germanistischen Linguistik, Schwerpunkt: Sprachbiographien

4. November

Jakob Dinges, Präsident des Weltverbandes der Donauschwaben (Sindelfingen)
Einleitung zum Auftritt des Donauschwäbischen Chors

6. November

Doz. Dr. Peter Canisius (Bochum/Pécs)
Gastvortrag zum Thema Textgrammatik und Erzählperspektive

Dezember

Doz. Dr. Dagmar Kostálová (Comenius-Universität Preßburg/Bratislava)
Gastvortrag: Preßburg-Pozsony-Bratislava. Die deutschsprachige Kultur im multikulturellen Umfeld der Stadt.

Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

4. - 9. August

Universität Amsterdam, XI. Internationale Deutschlehrertagung. Deutsch in Europa und in der Welt. Chancen und Initiativen
Referate:
Dr. Ewa Drewnowska-Vargáné: Textlinguistik für Germanistikstudenten in Ungarn in einem besonderen Hinblick auf die Textrezeption und Textproduktion.
Prof. Dr. Csaba Földes: Deutsch im Schatten der Allerweltssprache Englisch? Zu Standort und Perspektiven von DaF in Mittel- und Osteuropa.

12. Februar

Prof. Dr. Csaba Földes (Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Sprachdidaktisches Kolloquium)
Sprach- und Kommunikationsdidaktik im Spannungsfeld zwischen zwei Sprachen und zwei Kulturen: am Beispiel von deutschen Minderheiten in Mittel- und Osteuropa.

13. Mai

Prof. Dr. Csaba Földes (Universität Oppeln/Opole, Institut für Germanistik)
Deutsche Minderheiten in Ostmitteleuropa: Historische und kulturelle Aspekte.

14. Mai

Prof. Dr. Csaba Földes (Universität Oppeln/Opole, Institut für Germanistik)
Deutsch als Minderheitensprache in Ostmitteleuropa.

15. Mai

Prof. Dr. Csaba Földes (Universität Oppeln/Opole, Institut für Germanistik)
Aspekte des Sprachen- und Kulturkontakts in der Sprache deutscher Minderheiten.

2. – 5. September

Prof. Dr. Csaba Földes (Liptovský Ján, Slovak Republic, EUROPHRAS 97. International Symposium Phraseology and Parömiology.)
Deutsche Phraseologie unter Mehrsprachigkeitsbedingungen.

6. – 8. Oktober

Prof. Dr. Csaba Földes zus. mit *Rupprecht S. Baur*. (Universität Koblenz-Landau in Koblenz, 17. Kongreß für Fremdsprachendidaktik)
Einführung in die Themenschwerpunkte der AG 11: Spracherhalt und zweisprachige Erziehung.

23. – 25. Oktober

Prof. Dr. Csaba Földes (Universität Innsbruck, 25. Österreichische Linguistiktagung)
Zur Terminologie der Kontaktlinguistik.

12. Dezember

Prof. Dr. Csaba Földes (Universität Helsinki, Germanistisches Institut)
Intra- und interlinguale Untersuchungsaspekte der kontrastiven Phraseologie

15. Dezember

Prof. Dr. Csaba Földes (Universität Helsinki, Germanistisches Institut)
Kontaktlinguistik des Deutschen.

Konferenzen im Land

3. – 5. April

Budapest, Hetedik Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia
Vorträge:
Doz. Dr. István Bogner: Nomina agentis in der Sprache der Technik.
Gunther Zahn: Rollenspezifisches Anredeverhalten und die Grenzen historischer Gesprächsanalyseüberlegungen zum Irzen und Duzen im Nibelungenlied

30. Mai

Dr. Mária Horváth (Budapest, Konferenz der ITK)
Schwierigkeiten in der Übersetzung einer Gebrauchsgrammatik

23. – 25. Mai

Szigliget, Symposium für Nachwuchsgermanisten „Erinnerung"

Vorträge:
László Klemm: Woran sollten wir uns erinnern? Beispiele an Kleistscher und Kafkascher Prosa".
Gabriella Rácz: Die Zeitstruktur der Erinnerung in Arnold Zweigs „Novellen um Claudia".

7. November

Doz. Dr. László Valaczkai (Szeged, Juhász Gyula Tanárképző Főiskola, Akadémiai nap)
A beszédatlaszok megalapozottsága, informativitása, gyakorlati értékei.

Am 6. Dezember 1997 wurde auf die Initiative von *Prof. Dr. Csaba Földes* am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Veszprém das I. Phraseologie-Forum veranstaltet. Hauptziel der Konferenz war, unter den in Ungarn tätigen Phraseologie- und/oder Parömiologieforscher, die sich in bezug auf verschiedene Sprachen mit Sprichwörtern und Redensarten sowie mit beliebigen Arten der festen Wortkomplexe beschäftigen, einen wissenschaftlichen Dialog anzuregen. Im Rahmen eines interdisziplinären Herangehens sollten Linguisten, Volkskundler und andere Wissenschaftler, die einen ihrer Schwerpunkte im Bereich der Redensarten- oder Sprichwortforschung haben, die Forschungsprojekte und -ergebnisse voneinander kennenlernen und Wege einer künftigen Kooperation, einer Koordinierung der Forschungsaktivitäten erschließen. Neben zahlreichen informativen Vorträgen und Referaten zur Phraseologie und Parömiologie des Ungarischen, Deutschen, Russischen, Englischen, Französischen und Tschechischen wurde dem Forum-Charakter entsprechend ein intensives Rundtischgespräch veranstaltet, bei dem u.a. in Zukunft für einen intensiveren wissenschaftlichen Austausch plädiert wurde. Die Teilnehmer bekundeten auch die Absicht, der Zusammenarbeit künftig einen organisierteren Rahmen zu verleihen. In diesem Sinn wurde Prof. Földes die Organisation des nächsten Forums im Herbst 1998 angetragen. Über weitere Ideen und Anregungen freut sich der Veranstalter.

Ankündigung für 1998

Im Herbst 1998:

II: Phraseologie-Forum am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Veszprém

Sonstiges

Am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur wurde unter der Leitung von László Klemm, wiss. Assistent, und Orsolya Lukács, Germanistikstudentin, eine deutschsprachige Theatergruppe gegründet. Am 25. März 1998, beim Deutschen Kulturball unseres Lehrstuhls, dem auch Erzherzog Georg von Habsburg und seine Gemahlin Eilika von Habsburg als Ehrengäste teilnehmen, wird das Stück von Max Frisch „Die große Wut des Philip Hotz" aufgeführt. Im Mai kommt es in Veszprém und in Nantes jeweils zu einem Austauschbesuch mit der Theatergruppe am Germanistischen Institut unserer Partneruniversität in Nantes (Frankreich).

In Verbindung mit dem Wiener Wissenschaftsverlag Edition Praesens wurde am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur eine neue wissenschaftliche Zeitschrift unter dem Titel **Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis** ins Leben gerufen.

Herausgeber ist *Csaba Földes*. Die Zeitschrift erscheint zweimal im Jahr und publiziert Studien, Rezensionen und Berichte aus dem Gesamtspektrum der Germanistik. Manuskripte ungarischer und ausländischer Kolleg(inn)en sind willkommen.

Veszprém, 20. Februar 1997: Im Rahmen des „Deutschen Kulturballs" Inszenierung der ungarischen Erstaufführung von Ch. D. Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und Tiefe Bedeutung" — in der Originalsprache aufgeführt von Studenten und Assistenten des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur in der Aula der Universität Veszprém.

Dreiwöchiges Unterrichtspraktikum Veszprémer Germanistik-Studenten an Schulen der Partnerstadt Bottrop. Finanziell gefördert durch den Lions-Club Hamburg Billetal.

Personalia

Herr Prof. Dr. Csaba Földes, Leiter des Lehrstuhls, wurde mit Wirkung vom 1. Juli 1997 vom Staatspräsidenten zum ordentlichen Universitätsprofessor berufen.

Am 26. September 1997 wurde auf den Vorschlag unseres Lehrstuhls *Herrn Dr. Otto von Habsburg*, Mitglied des Europäischen Parlaments, Vorsitzender der Paneuropäischen Union, im Bereich der Philologie der Ehrendoktor (Dr. h.c.) verliehen.

Im Jahre 1997 wurden am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Veszprém *Doz. Dr. István Bogner* und *Doz. Dr. László Valaczkai* zum hauptamtlichen Universitätsdozenten, *Dr. Koloman Brenner* zum hauptamtlichen wiss. Oberassistenten ernannt.

Im November 1997 wurde der Dr.univ.-Titel von *Dr. Ewa Drewnowska-Vargáné*, wiss. Oberassistentin, zum akademischen Grad eines PhD (germanistische Linguistik) umqualifiziert.

Karl Mollay

Das Lebenswerk von Karl Mollay umfaßte den Unterricht und die Forschung der deutschen und ungarischen Sprachwissenschaft, der deutschen Literaturgeschichte, der ungarnländisch-deutschen Dialektologie, der Paläographie und der deutschen Grammatik. Generationen von Deutschlehrern, Sprachhistorikern, Archivaren und Forschern der deutschen Kultur lernten von ihm, wie man die deutschsprachige Kultur untersucht, und wie wichtig die deutsch-ungarischen kulturellen und sprachlichen Kontakte sind.

Er wollte schon immer Lehrer werden, und obwohl ihn anfangs die Realien interessierten, landete er nach der Reifeprüfung auf dem Gebiet der Germanistik und der Romanistik. Seine Universitätsstudien absolvierte er an der Pázmány-Péter-Universität in den Fächern Französisch und Deutsch. Durch seine Abstammung aus dem zweisprachigen und bikulturellen westungarischen Ödenburg/Sopron war er von Anfang an an die zweisprachige Kultur und an die Zweisprachigkeit gewohnt. Dieser Hintergrund hinderte ihn jedoch nicht daran, bereits als Gymnasiast einer der besten Kenner des ungarischen Stils zu sein. Selbstverständlich waren außer dem Elternhaus auch die guten Schulen und die hervorragende Ausbildung die Triebkräfte, die Karl Mollay zu einem der besten Schüler des Eötvös Collegium machten, dessen Lehrer in dieser Zeit Albert Gyergyai, János Koszó, Gideon Petz, Elmar Schwarz, Jakob Bleyer, Theodor Thienemann, Béla Pukánszky und Sándor Eckhardt waren.

Seine Diplomarbeit und seine Dissertation untersuchten die mittelalterlichen Familiennamen Ödenburgs, auch in seiner Habilitationsschrift blieb er seiner engeren Umgebung treu, indem er die Ortsgeschichte der Stadt Ödenburg erarbeitete. In seiner späteren Kandidaturarbeit beschäftigte er sich mit der Geschichte des Komitates Raab-Ödenburg/Győr-Sopron, während seine akademische Dissertation die ungarisch-deutschen Lehnwörter und die ungarisch-deutschen Sprachkontakte untersuchte.

Als er Weihnachten 1948 nach 4 Jahren russischer Gefangenschaft heimkam, fand er die ungarische Germanistik in einem hoffnungslosen Zustand. Elmar Schwarz, der Zisterzienser, Professor der deutschen Sprachwissenschaft und Volkskunde, sah sich gezwungen, die Universität und später das Land zu verlassen. Sein Lehrstuhl wurde aufgelöst, die Bibliothek auseinandergetragen. Die Germanistik und die Sprachwissenschaft hatten für die damaligen Ideologien keine besondere Bedeutung, nur einen einzigen Vortrag über die deskriptive Grammatik duldete das damalige Regime. Karl Mollay war Hochschullehrer im Eötvös Collegium, das 1950 ebenfalls aufgelöst wurde. Ein Jahr lang unterrichtete er an einer Handelsmittelschule Stenografie und

Maschinenschreiben, dann, ab 1951, war er Dozent der deutschen Grammatik an der neugegründeten Hochschule für Fremdsprachen. Von Sprachgeschichte durfte in dieser Zeit nicht die Rede sein. Er fand jedoch geheim, ohne Erlaubnis einige Schüler, für die er gotische, althochdeutsche und mittelhochdeutsche Seminare abhielt. Vielleicht war es die Ironie des Schicksals, daß anläßlich der damals nach sowjetischem Vorbild gestarteten Aspiranten-Ausbildung Karl Mollay Leiter in der Aspirantur-Germanistik wurde und so verantwortungsvoll sich um den Nachwuchs dieser Disziplin kümmern konnte. Anfang der 50er Jahre wurde er an den Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur der Philologischen Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität berufen, wo er seine sprachwissenschaftlichen Vorträge halten durfte.

Die Situation eines Germanisten, der nicht Parteimitglied war, war in dieser Zeit nicht einfach. Er mußte 100% fachliche Leistung bringen und beweisen, daß Begriffe wie Hochdeutsch und Niederdeutsch nicht politisch geladen sind. 1956 war er Mitglied des Revolutionsausschusses der Universität, wofür er natürlich 1957 von dem Rektor eine Mahnung erhielt und einem Strafverfahren ausgesetzt war. Die Maßnahme wurde zwar 1962 außer Kraft gesetzt, seine tatsächliche Rehabilitation erfolgte jedoch erst am 30. Mai 1990. Diese bewegten Jahre hinderten den Wissenschaftler, den Forscher und Lehrer nie daran, seine intensive Arbeit fortzusetzen. Die Untersuchung der Orts- und Familiennamen führte ihn zu der Erforschung der Geschichte der ungarischen Städte und des ungarnländischen Deutschtums. Innerhalb der deutschen Sprachgeschichte beschäftigten ihn besonders die frühneuhochdeutsche Sprache, die Anfänge der deutschen Literatursprache und die deutsch-ungarischen Sprachkontakte. Er bearbeitete unzählige Handschriften und gab sie heraus. Diese Tätigkeit brachte ihn der Beschäftigung mit der Paläographie näher. Wichtige Meilensteine dieser Periode sind die *Ödenburger Urkunden und Quellen, das Ofner Stadtrecht, das Wörterbuch des Frühneuhochdeutschen in Ungarn* und noch viele bedeutende Forschungsergebnisse wie z. B.: *Das Ofner Stadtrecht, 1959; Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottanerin, 1971; Kriegstagebuch Karls von Lothringen über die Rückeroberung von Ofen 1686, 1986* usw. Jahrelang unterrichtete er auch die mittelalterliche deutsche Literatur.

Die Treue zu seiner Heimatstadt war in seiner wissenschaftlichen Laufbahn konsequent präsent, bot doch das reiche Urkundenmaterial, die Zweisprachigkeit und die Geschichte von Ödenburg vieles zum Forschen an. Über die Textveröffentlichung der Ödenburger Handschriften hinaus galt auch das Redigieren und die Herausgabe der Zeitschrift „Soproni Szemle" (Ödenburger Rundschau) als wichtiger Bestandsteil seines Lebenswerkes. Er war ab 1970 bis zu seinem Tode Chefredakteur der Zeitschrift. Er setzte seine wissenschaftliche Arbeit nach seiner Emeritierung mit großem Engagement fort, und verarbeitete in erster Linie die Dokumente des mittelalterlichen Lebens von Ödenburg. (*Erstes Grundbuch 1480-1553, 1993; Das Geschäftsbuch des Krämers Paul Moritz 1520-1529, 1994; Hausarznei- und Essigbüchlein von Hans Seyfridt 1609-1633, 1995*). Seine Geburtsstadt ehrte ihn 1987 mit dem Preis „Pro Urbe Sopron", zeichnete ihn 1971 mit der Kristóf-Lackner-Medaille aus, und weihte ihn zum Ehrenbürger der Stadt.

Professor Mollay betrachtete die Forschung nie eigennützig, er verwendete die gewonnenen Ergebnisse immer im Unterricht. Seine deskriptive Grammatik, die Literaturchresthomathien und die Sprachgeschichte, die in deutscher und ungarischer Sprache mehrmals herausgegeben wurden, stellten für Hunderte von Germanisten das Lehrmaterial dar. Als Betreuer und Aspirantur-Leiter vieler Doktoranden ließ er mittelalterliche, frühneuhochdeutsche Texte und ungarnländisch-deutsche Mundarten aufarbeiten. Das Wiederaufleben und die Entfaltung der heimischen Germanistik nach 1945 ist ihm zu verdanken. Seine Tätigkeit ist auch für die ungarische Sprachwissenschaft bedeutend: 1991 erhielt er den Miklós-Révai-Preis, 1995 den Dezső-Pajzs-Preis. Das ungarische wissenschaftliche Leben erkannte sein Wirken 1984 mit dem Akademischen Preis an, die Regierung zeichnete ihn 1993 mit dem Komturkreuz des Verdienstordens der Ungarischen Republik aus.

Er nahm am ungarnländischen wissenschaftlichen Leben als Mitglied vieler wissenschaftlichen Gremien und Ausschüsse teil, er war Mitglied der Kommission für Sprachwissenschaft, des Ausschusses für Wörterbuch- und Stadtgeschichtsschreibung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Mitglied und Generalsekretär der Ungarischen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, Mitglied der Ungarischen Gesellschaft für Geschichte und hatte einen aktiven Anteil in der Arbeit des Wissenschaftlichen Qualifizierungsausschusses. Auch das internationale wissenschaftliche Leben anerkannte seine germanistische Tätigkeit, er wurde zum korrespondierenden Mitglied des wissenschaftlichen Rates des Mannheimer Institut für deutsche Sprache gewählt.

Seine Schüler und Kollegen verehren Karl Mollay als einen Mann von Charakter, als einen hart arbeitenden Forscher, als einen Wissenschaftler, der sich sehr hohe Anforderungen stellte und als einen aufrichtigen Menschen, der sich niemals von seiner Lebensbestimmung abwandte.

Karl Manherz

Zsuzsa Széll

Die ungarische Germanistik hat im letzten Herbst einen schweren Verlust erlitten: Am 28. Oktober 1997 ist Zsuzsa Széll in Budapest nach schwerer Krankheit verstorben.

Als Tochter des Ingenieurs Desiderius Selinger und seiner Frau Rosa, geb. Rotholz, die Büroangestellte war, wurde sie am 17. März 1925 in Wien geboren. Ilse Selinger, denn so hieß sie damals, ging 1938 mit der Familie nach Jugoslawien, wo sie Kurierdienste für die Partisanen tat. Ihr Vater fiel 1941 in Novi Sad dem wütenden Terror zum Opfer. Sie gelangte nach Nagyvárad (Großwardein), wo sie mit fremden Papieren in einer Färberei arbeitete. Seit dieser Zeit trug sie den Vornamen Zsuzsa. 1944 wurde sie in das Ghetto der Stadt gebracht und kurz darauf nach Auschwitz transportiert, wo sie die Häftlingsnummer 56138 erhielt. Einige Tage später wurde sie in das KZ Kaiserwald bei Riga gebracht. Nachdem die deutschen Truppen aus Riga abziehen mußten, wurde sie nach abermaliger Verlagerung in ein Lager bei Danzig evakuiert. Dort herrschte Typhus. Sie floh, geriet gegen Ende April 1945 zwischen die Fronten und erlitt einen Schenkelschuß, der zuerst in einem polnischen Spital, dann in einem russischen Lazarett mehrere Operationen nach sich zog. Noch ungeheilt und an Krücken verließ sie das Spital auf eigene Verantwortung und kam im August 1945 wieder in Großwardein an. Erst im Februar 1946 war sie wieder arbeitsfähig. Zunächst war sie als Aktivistin für Massenorganisationen tätig.

In dieser Zeit wurde sie an der Bólyai Egyetem in Kolozsvár/Klausenburg zum Studium der Philosophie zugelassen. Bereits als Absolventin begann sie in der Redaktion der Wochenschrift *Utunk* zu arbeiten. Die Herausgeber waren Gábor Gaál, Ernő Gáll und Gyula Csehi, also die Professoren, von denen sie ausgebildet wurde und deren Handeln und Denken auf die ethischen Probleme der Schaffung von demokratischen Verhältnissen, der Umgestaltung der Gesellschaft und der Wahrung der Lebensbedingungen der Minderheiten ausgerichtet war.

Die Liste der Veröffentlichungen von Zsuzsa Széll zeigt, wie breit das Feld war, dem sie sich in den sieben Jahren widmete, als sie die Sparte Bildung der oben genannten Wochenschrift betreute. Sie schrieb u.a. über Kriterien der Klassifikation der Wissenschaften, über Probleme des Verhältnisses der Soziologie zur Kybernetik, über Arnold Zweig, über Biopoesie und ihre wissenschaftliche Grundlegung. Aus heutiger Sicht lassen allein diese Titel schon erkennen, daß sich eine Persönlichkeit mit diesen und anderen Fragen antidogmatisch auseinandersetzte, deren Autonomie unstrittig war. 1958 erhielt sie auch Berufsverbot. Nach zweijähriger Arbeitslosigkeit durfte sie als Lehrbeauftragte am Germanistischen Lehrstuhl in Klausenburg Kurse in deutscher Literatur des 19. Jahrhunderts leiten. Ihre Situation blieb dennoch unhaltbar, und im Februar 1964 übersiedelte sie nach Budapest. Ihre bei Freunden deponierten Notizen und Aufzeichnungen wurden vom rumänischen Staatssicherheitsdienst beschlagnahmt. Die ungarische Staatsbürgerschaft erhielt sie im Mai 1965.

Zunächst war sie beim Lektorat für Fremdsprachen an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest als Deutschlehrerin tätig. 1966 promovierte sie mit einer Arbeit über *Das Glasperlenspiel* von Hermann Hesse und wurde Dozentin des Lehrstuhls für Deutsche Sprache und Literatur. Die Spezialisierung auf die österreichische Literatur des 20. Jahrhunderts schien ihr die Möglichkeit zu bieten, der Aufreibung durch den Zwang zu im voraus schon feststehenden ideologisch bedingten Bekenntnissen entkommen zu können. Den ersten Versuch hierzu stellte die 1970 veröffentlichte Studie *Válság és regény* [Krise und Roman], der Versuch einer Deutung der Epik von Rilke, Kafka, Musil und Broch dar. 1976 erlangte sie den Titel „Kandidat der Literaturwissenschaften". In der 1979 auch in Buchform veröffentlichten Arbeit *Ichverlust und Scheingemeinschaft* untersucht sie vor allem das Gesellschaftsbild sowie die erkenntnistheoretische und poetische Eigenart des österreichischen Romans. Dieses Buch sowie Vorträge an internationalen Konferenzen machten sie als Expertin immer mehr bekannt. Sie arbeitete an einer Typologisierung der modernen österreichischen Kurzepik, wobei sie nachweisen wollte, wie die literarischen Texte, die auf einer Dekomposition und der Reflexion der Sprache aufbauten, sich allmählich in ihr Gegenteil verwandeln und zu traditionellen Strukturen sowie zu einer konventionellen Philosophie zurückkehren. Das Erschließen der philosophischen Hintergründe wollte sie um eine Analyse der Möglichkeiten der modernen Großepik ergänzen, wobei sie vornehmlich auf die Beziehungen zwischen Subjekt und Objekt, auf die Probleme des historischen Bewußtseins und auf die Relativität traditioneller und neuer Werte eingehen wollte.

Anfang der 80er Jahre wurde Zsuzsa Széll in ihren Hoffnungen zutiefst getäuscht, als die „Wissenschaftliche Qualifikationskommission der Ungarischen Akademie der Wissenschaften" ihr mitteilte, die philosophische und ästhetische Eigenart der österreichischen Großepik der Gegenwart sei „wissenschaftlich nicht zu behandeln, vor allem in Ungarn nicht".

Es bleibt ein unersetzbarer Verlust nicht nur der ungarischen, sondern auch der internationalen Germanistik, daß sie die über Robert Musil, Georg Saiko und die österreichische Kurzepik geplanten Monographien nach diesem unfaßbaren Bescheid nicht mehr schrieb. Was für eine schreckliche Angst müssen viele gehabt haben, vor ihrer Klugheit, vor der Luzidität ihrer Argumentation. Den aufgeworfenen Fragen ist sie später in Konferenzbeiträgen bzw.

in kürzeren Abhandlungen über Broch, Canetti, Handke, Ödön von Horváth, Kleist, Karl Kraus, Kafka, J. Roth, Saiko und Peter Weiss u.a. nachgegangen.

Zsuzsa Széll war aber nicht nur ein anspruchsvoller Denker aus ausgesprochener Leidenschaft am Denken, sondern auch eine begnadete Hochschulpädagogin, die ihre Studenten zu begeistern verstand und sie mit der Kraft des Denkens zur Freiheit und Autonomie erziehen wollte. Zu ihrem 70. Geburtstag widmeten ihr Freunde, Schüler und Kollegen eine Festschrift, die nicht von ungefähr ein Musil-Zitat zum Titel hat: „Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel".

In der letzten veröffentlichten Arbeit von Zsuzsa Széll stehen folgende Zeilen, die wohl auch dann als knappe Zusammenfassung dessen zu lesen sind, welchen Problemen ihr Interesse ein Leben lang vor allem galt, wenn man in ihrem Werk nicht unbedingt die allmähliche Entfaltung eines teleologischen Plans sehen will: „Warum diese ewige Suche nach einem äußerlichen Identifikationsobjekt, besser gesagt Idol, obwohl wir uns schon so oft dabei die Finger (und wahrlich nicht nur die Finger) verbrannt haben? Wahrscheinlich, weil bei dieser Identifikation uns ein metaphysisches *Obligo* für als *ab ovo* gültig erscheint, und wir gar nicht bemerken, daß dadurch unsere eigentliche Identität, unsere autonome Individualität flöten geht." Und gerade dagegen, gegen die Zerstörung der autonomen Identität, kämpfte Zsuzsa Széll stets an, und zwar so, daß ihr Leben und ihr Werk eine seltene Einheit bilden. Zugleich hat sie aber ihrer Denkungsart entsprechend alles unternommen, um zu verhindern, daß sie zu einer Legende stilisiert wird.

Sie hat verfügt, daß ihre Asche zerstreut wird.

Péter Zalán

Előd Halász

Am 28. Juni 1997 ist Előd Halász, einer der bestimmenden Germanisten des Nachkriegsungarn, nach schwerer Krankheit in Budapest gestorben. Er war 77 Jahre alt. Er war in der Stadt geboren worden und er hat in der Stadt studiert, wo er das Zeitliche gesegnet hat. Sein Wirkungsfeld als Germanist aber verbindet ihn geographisch mit einer anderen Universitätsstadt: mit Szeged. Hier, in Südungarn, verbrachte er knapp vierzig Jahre an der Philologischen Fakultät. In dieser Stadt wirkte er von 1946 bis 1984 — ab 1948 als ordentlicher Professor, von 1946 bis 1950 und von 1957 bis 1984 als Lehrstuhlinhaber für Germanistik. Unter seiner Leitung sind die Großwörterbücher Deutsch-Ungarisch und Ungarisch-Deutsch erstellt worden, hier in Szeged hat er die Geschichte der deutschen Literatur verfaßt, an dieser Universität hat er als Lehrender den geistigen Charakter einer Reihe von namhaften Literaturwissenschaftlern und Philosophen geprägt. Seine akademische Laufbahn zeigt nichtsdestoweniger in der „Spurenkammer" des politischen und wissenschaftlichen Nachkriegsungarn fast alle Kurven, Unterbrechungen und Verzerrungen, denen jemand ausgesetzt war, der sein Studium vor dem Ende des zweiten Weltkriegs abgeschlossen und seine aktive wissenschaftliche Tätigkeit noch vor dem Zusammenbruch des sowjetischen Systems beendet hatte.

Halász besuchte in Budapest das deutschsprachige Gymnasium, zu seinen Lieblingsautoren gehörte Thomas Mann, und er schrieb seine Doktorarbeit 1942 bei Thienemann. Nach dem zweiten Weltkrieg ging Thienemann nach Amerika, an seine Stelle kam der 57 Jahre alte Literaturredakteur des Pester Lloyd, József Turóczi-Trostler, der während der Räterepublik 1919 schon einmal Professor war. Dem 25 Jahre alten Halász wurde empfohlen, nach Szeged zu gehen, wo der Lehrstuhlinhaber Henrik Schmidt auf die 70 Jahre zuging und vor der Emeritierung stand. So wurde Halász, bestens vorbereitet, mit großem Überblick und mit nicht geringem Organisationstalent gesegnet, bald Lehrstuhlinhaber an der zweitgrößten Universität des Landes — und rechnet man den Klausenburger Ursprung der Szegeder Universität mit, auch Inhaber des zweitältesten Lehrstuhls für Germanistik in Ungarn. Der schwungvolle Aufbruch wurde jedoch bald gebremst: 1950 stellte die Regierung die Ausbildung in den fremdsprachigen Philologien mit Ausnahme der russischen in Szeged jäh ein. Halász wurde in ein neu gegründetes Institut für Weltliteratur versetzt, wo er vor Studenten des Lehramtfachs ungarische Literatur und Sprache las. Gleichzeitig bekam er von der Akademie der Wissenschaften den Auftrag, ein neues, „entnazifiziertes", zweisprachiges Wörterbuch zu redigieren. Diese Phase en-

dete im Oktober 1956, denn die revoltierenden Studenten, die bewegende Kraft der Aufständischen, forderten mit Erfolg die Wiederherstellung der Fremdsprachen-Institute. Halász war selbst in den „revolutionären" Rat der Universität Szeged gewählt worden und konnte die Reorganisation des Lehrstuhls beginnen. Zu den Widersprüchen dieser Zeit gehört, daß die Niederwerfung des Aufstandes durch die Sowjetarmee die reorganisierten Lehrstühle unberührt ließ. Auch Előd Halász wurde nicht von der Universität verjagt oder etwa ins Gefängnis gesteckt. Man durfte ihn sogar zum Dekan der Fakultät wählen — und zwar für zwei längere Perioden: zum ersten Mal von 1957 bis 1960 und dann noch einmal von 1965 bis 1969. Seine Position war aber in einem, für ihn vielleicht wichtigsten, Bereich nicht gestärkt worden: in dem nach sowjetischem Muster eingeführten Qualifikationsprozeß erhielt er nicht den einem ordentlichen Universitätsprofessor entsprechenden Grad. Das hatte zur Folge, daß er nicht zum Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften berufen werden konnte. Die Mitgliedschaft war aber die Voraussetzung für eine entscheidende Einflußnahme auf die wissenschaftliche Forschung in Ungarn. Die erste Zurückweisung erfolgte 1963. Als ihm 1972 endlich der Titel „Doktor der Literaturwissenschaften" für sein Buch über die Geschichte der deutschen Literatur zugesprochen wurde, war es schon zu spät: er gab seine Jugendziele endgültig auf und die Jahre bis 1984, wo er von Szeged nach Budapest zurückgekehrt war, brachten wenig für die Germanistik und noch weniger für seine Umgebung an der Fakultät. Er hat zwar nach 1957 viel dazu beigetragen, daß sich die Lehrstühle für Italianistik und Romanistik wieder festigten, er ließ auch den Lehrstuhl für Anglistik 1965 neu beleben. Der Anfang war sehr groß, aber scheinbar unzeitgemäß — und der Schein des Unzeitgemäßen umgab das Wirken von Halász immer wieder. Er promovierte 1942 mit einem Buch über „Nietzsche und Ady" — über den bedeutendsten deutschen Philosophen des ausgehenden 19. Jahrhunderts und den bedeutendsten ungarischen Lyriker am Anfang des 20. Jahrhunderts. Ady war ein kritischer Beobachter der ungarischen Gesellschaft und wurde eine zentrale Gestalt des neuen offiziellen Kanons nach 1945. Nietzsche wurde in dieser Zeit als geistiger Ziehvater des Nationalsozialismus eingestuft. Diese beiden Gestalten vergleichend zu behandeln, und zwar ohne die Behandlung der Frage des direkten Einflusses, galt sowohl während des zweiten Weltkrieges als auch danach als provozierend. Dabei ging es Halász, von seinen Meistern angeregt (Thienemann in Sachen Nietzsche, Vajthó in Sachen Ady), um etwas, was nicht mit den sozialen Aspekten der revolutionären Dichtung von Ady oder etwa mit dem Willen zur Macht des germanischen Übermenschen zu tun gehabt hatte. Ihm ging es um ein Thema, das in allen seinen späteren bedeutsamen Arbeiten zum Vorschein kommt: um die Zeit. Hier, in der ersten Arbeit ging es konkret um die

Zeit und das Individuum, genauer gesagt: Um die Zeitauffassung und Zeiterfahrung eines schöpferischen Individuums, eines Individuums, das in seiner Schöpfung nicht weniger als die Totalität, was auch heißt, die Zeitlosigkeit oder die Ewigkeit, eine zeitlose und ewige Existenz erreichen will. Gesucht wurde das Gemeinsame in Nietzsches und Adys schaffendem Individuum, das alles Vergangene aufnimmt und das Zukünftige ohne Rest antizipiert. Der Gegenstand der Forschung war also letzten Endes nicht das Lebenswerk, sondern die Strukturprinzipien des Ich, die das bekannte Lebenswerk hervorbrachten, denn erst durch die Aufdeckung dieser Prinzipien konnte das Lebenswerk als generatives Resultat dieser Prinzipien erkannt werden. Diese Forschungsrichtung war in den 50er Jahren weder thematisch noch methodologisch fortzuführen: So war es eine Erlösung für Halász, daß 1950 die Ungarische Akademie der Wissenschaften ein großes Lexikonprogramm gestartet hat — nicht zuletzt um für die arbeitslos gewordenen Philologen eine sinnvolle Arbeit zu schaffen. Er war auch Mitglied des Akademie-Ausschusses für Lexikographie von 1952 bis 1984; diese Zeitspanne zeigt auch an, daß das Arbeitsprojekt Wörterbuch im Leben des Literaturwissenschaftlers — trotz der nicht geringen Veränderungen bzgl. der wissenschaftspolitischen Umstände — zentral geblieben ist. Im Jahre 1952 erschien in zwei Bänden sein *Deutsch-ungarisches Wörterbuch* in erster Auflage. Das ebenfalls in zwei Bänden angelegte *Ungarisch-deutsche Wörterbuch* erschien im Jahre 1957 in erster Auflage. Größere Umarbeitungen und Erweiterungen folgten 1967 (deutsch-ungarisch) und 1970 (ungarisch-deutsch), danach sind die Wörterbücher bis 1994 in insgesamt mehr als zehn Auflagen und in zahlreichen „Verkleinerungen" (in Form von Handwörterbüchern und Klein- oder Taschenwörterbüchern) erschienen. Die Großwörterbücher sind, da es kein weiteres zweisprachiges Wörterbuch in dieser Sprachkombination von vergleichbarem Umfang gibt, bis heute konkurrenzlos geblieben.

Der Neuanfang für den Literaturwissenschaftler Halász war mit dem Einstieg in die Thomas Mann-Forschung gegeben. Thomas Mann war in Ungarn sehr populär, stand auch persönlich in Kontakt mit Akteuren des ungarischen literarischen Lebens, und war — nicht zuletzt durch Georg Lukács — auch in den 50er, und besonders Anfang der 60er Jahre als „fortschrittlicher, antifaschistischer" Autor eingestuft. Unzeitgemäß, „formalistisch" wurde aber die Methode, mit der sich Halász einem seiner Hauptwerke näherte — von der marxistischen Literaturwissenschaft beurteilt. Er hatte nämlich vor, die Zeitstruktur des Romans *Der Zauberberg* zu beschreiben. Es ist leicht zu erkennen, daß die Fragestellung von Nietzsche und Ady geblieben ist, nur war der Gegenstand nicht mehr das Individuum als Autor — ein Gegenstand übrigens, der schwer aus einem psychologischen Kontext herauszulösen ist, sondern die direkt zugänglichen Zeitverhältnisse der epischen Dar-

stellung. Ihre Beschreibung — aufgrund der Arbeiten von Günther Müller über Erzählzeit und erzählte Zeit — konnte freilich nicht mehr einem generativen Prinzip folgen, brachte aber vergleichbare Ergebnisse, vergleichbar zunächst mit der Beschreibung der Zeitstruktur anderer epischer Werke. Die Ergebnisse sollten aber auch auf andere Strukturen beziehbar sein — in den Arbeiten von Halász auf Strukturen musikalischer Formen. So konnte *Der Zauberberg* als Nachahmung der Sonaten-Struktur — und in dieser ihrer Eigenschaft — als Fortschreibung von Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften* erfaßt werden. Durch die formalen Attribute konnte darüber hinaus die Möglichkeit der zeitlichen Totalität, die Aufhebung der linear unendlichen Zeit in einem begrenzten Zeitabschnitt als das zentrale Thema des Romans bestimmt werden, die Gegenüberstellung der linearen Zeit der Ebene und der mythischen Zeit des Zauberberges. Halász veröffentlichte einige Studien zu dieser Problematik, sogar ein Büchlein über Thomas Mann in ungarischer Sprache. Seine Dissertation *Über die Krise des bürgerlichen Bewußtseins und über die Strukturprobleme des modernen Romans* blieb jedoch ungedruckt. Es entstanden noch zu dieser Zeit Einzeluntersuchungen über so verschiedene Autoren wie Goethe, Trakl, Heinrich Böll und eine Darstellung des Wirkens von Gerhart Hauptmann zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages. Die Einzeluntersuchungen wurden aber bald abgelöst durch die Arbeit an einem zweibändigen Überblick der Geschichte der deutschsprachigen Literatur, der zuerst 1971, dann erweitert und überarbeitet 1987 noch einmal erschienen ist.

Die Zeitverhältnisse und die Ansprüche, nicht nur die konkret politischen, sondern auch die des Gelehrten Halász führten zu einem Lebenswerk, in dem das Eigentliche und das Uneigentliche vermischt vorzufinden sind. Das Bleibende und das Unumgehbare: die Grundwerke der ungarischen Germanistik, seine Wörterbücher und seine Literaturgeschichte sind Leistungen eines Germanisten mit enzyklopädischem Wissen. Sein höchst persönlich motiviertes Forschungsvorhaben: die Möglichkeit, die Zeit durch Schaffen zu überwinden, blieben jedoch Stückwerke, vielleicht mehr Stückwerke als notwendig, aber zuletzt auch aus prinzipiellen Gründen, denn weder die Vollkommenheit noch die Totalität sind für Menschen erreichbar. Diese Ahnung, viel mehr diese Einsicht ist freilich bereits am Anfang seiner Arbeit über Nietzsche und Ady festgehalten. Halász zitiert — vielleicht auch seinen Meister, Thienemann, mitgedacht — aus Hegels *Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte* die Anekdote über Ahnenkult der Chinesen, die den europäischen Individuumbegriff nicht zu kennen scheinen: „Der Sohn hatte alles das getan, was hier dem Vater zugeschrieben wird. Auf diese Weise gelangen die Voreltern (umgekehrt wie bei uns) durch ihre Nachkommen zu Ehrentiteln."

Árpád Bernáth

BIBLIOGRAPHIE 1996

Bibliographie

Die Bibliographie enthält im Jahre 1996 in Ungarn oder im Ausland erschienene Publikationen ungarischer oder in Ungarn ansässiger Germanisten (selbständige Werke und in Sammelbänden bzw. Zeitschriften veröffentlichte Aufsätze). Nachträge von 1995 sind mit * gekennzeichnet. Belletristische Veröffentlichungen, Buchbesprechungen, Theaterkritiken, Chrestomathien, Übersetzungen sowie Texte aus Tageszeitungen wurden nicht aufgenommen.

- ÁGEL, VILMOS: *Finites Substantiv.* — In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik.* 1996 (Jg. 24), S. 16-57.
- ÁGEL, VILMOS: *Ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft die Sprache?* — In: KERTÉSZ, ANDRÁS (Hg.): *Metalinguistik im Wandel. Die 'kognitive Wende' in Wissenschaftstheorie und Linguistik.* Frankfurt am Main u.a.: Lang 1996. (= Metalinguistica.) S. 57-97.
- ÁGEL, VILMOS: *Passiv und kein Ende: Rezipientenpassive.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 3/1996, S. 48-62.
- ÁGEL, VILMOS: *Von der Sprache — über den Gegenstand der Sprachwissenschaft und die Natur des sprachlichen Zeichens — zur Literatur.* — In: *Zeitschrift für Germanistik.* 1996 (Jg. 3, N.F.), S. 596-611. [auch abgedruckt] In: KURDI, IMRE - ZALÁN, PÉTER (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest ELTE, 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 13-34.
- ÁGEL, VILMOS: *Was gibt's Neues übers Passiv? Funktion, Typen, Bildung.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 2/1996, S. 76-87.
- AMBRUS, ÉVA (Hg.): *Huszonöt fontos német regény. [Fünfundzwanzig wichtige deutsche Romane].* Budapest: Maecenas-Lord 1996.
- BACSÓ, BÉLA: *Művészet komor ég alatt. (Paul Celan művészetéről). [Kunst unter düsterem Himmel. Über Paul Celans Kunst.]* — In: *Jelenkor* 4/1996 (Jg. 39) S. 324-329.
- BAKSAY, SAROLTA: *Die Schweiz als fremdes Land. Arbeit mit einer Kurzgeschichte im 1. Studienjahr.* — In: BEKE, KATALIN (Hg.): *Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdsprache 1.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996, S. 62-65.
- BALASSA, PÉTER: *A Hang és a Látvány. Miért olvassák a németek a magyarokat? [Der Ton und der Anblick. Warum lesen die Deutschen die Ungarn?]* — In: PAETZKE, HANS-HENNING (Hg.): *Előadások a műfordításról.* Budapest: Collegium Budapest 1996, S. 47-54.
- BALOGH, F. ANDRÁS: *Az erdélyi szász irodalom magyarságképe. [Das Ungarnbild der siebenbürgisch-sächsischen Literatur]* Budapest: Litera Nova 1996.
- BALOGH, F. ANDRÁS: *„Az igazság, amely az áhított földet hazúdja nekem". Az 1989-es fordulat és a romániai német próza Németországban. („[...] eine Wahrheit, die mich / zum Ort hinüberlügt") Die 1989er Wende und die rumäniendeutsche Prosa in Deutschland.]* — In: *Helikon* 3/1996 (Jg. 43), S. 330-339.
- BALOGH, ANDRÁS: *Zäsur und Zensur. Bemerkungen zu drei Gedichten aus Siebenbürgen.* — In: KURDI, IMRE - ZALÁN, PÉTER (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 69-77.
- BARTHA, MAGDOLNA: *Diákolimpia német nyelvből. [Schülerolympiade in deutscher Sprache]* — In: *Nyelv*Infó* 3/1996 (Jg. 4), S. 20-21.
- BARICS, VERONIKA: *Jüdische Motive in Elias Canettis Roman „Die Blendung".* — In: *Studien zur Germanistik.* Pécs. 1996 (Jg. 4), S. 145-160.

- Beke, Katalin: *Gegenwart und Zukunft der Lehrerausbildung für Deutsch als Fremdsprache.* — In: Beke, Katalin (Hg.): *Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdsprache 1.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996, S. 3-6.
- Bernáth, Árpád: *Erőszak és antiművészet. Heinrich Böll művészetfelfogása és a nyugatnémet társadalmi mozgások. [Gewalt und Antikunst. Heinrich Bölls Kunstauffassung und die westdeutschen gesellschaftlichen Bewegungen.1965-1975]* — In: *Holmi* 11/1995 (Jg. 7), S. 1596-1603.*
- Bernáth, Árpád: *Heinrich Böll: És száját nem nyitotta szóra. (Und sagte kein einziges Wort).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 239-253.
- Bernáth, Árpád: *Johann Wolfgang Goethe: Werther szerelme és halála. (Die Leiden des jungen Werthers).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 5-15.
- Bernáth, Csilla: *Wortzusammensetzung und Bedeutungsveränderung. Zu einem produktiven Wortbildungsmuster der deutschen Gegenwartssprache.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1/1996, S. 3-10.
- Bikics, Gabriella: *Elmélet és gyakorlat a német szakos tanárjelöltek módszertani felkészítésében. [Ausbildung von Deutschlehrern in Methodik-Didaktik — Theorie und Praxis].* — In: Székely, Gábor - Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): *VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia. Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében 1.* Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó 1996, S. 416-422.
- Bikics, Gabriella - Kósa, Zoltánné - Siebeil, Alfons: *Modell der methodisch-didaktischen Ausbildung von Deutschlehrerstudenden im dreijährigen Studium an der Miskolcer Universität.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1/1996, S. 63-70.
- Bíró, Zsuzsanna: *Grammatik-Lexikon des Deutschen (in Vorbereitung).* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 2/1996, S. 23-40.
- Bitskey, István: *Hungariából Rómába. (A római Collegium Germanicum-Hungaricum és a magyarországi barokk művelődés) [Aus Hungaria nach Rom. Das Collegium Germanicum-Hungaricum in Rom und die Kultur des Barock in Ungarn]* Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó 1996.
- Bódyné Márkus Rozália: *Néhány adalék az 1780-as évek sajtótörténetéhez. [Einige Angaben zur Pressegeschichte der 1780er Jahre]* — In: *Magyar Könyvszemle* 2/1996 (Jg. 112), S. 235-244.
- Bogner, István: *Periphrastische Futurformen im Frühneuhochdeutschen.* 2.,verb. Aufl. Wien 1996.
- Bombitz, Attila: *Thomas Bernhard: A mészégető. (Das Kalkwerk).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 296-308.
- Bombitz, Attila: *Változatok a monomániára. Peter Handke: Az ismétlés. [Variationen über die Monomanie. Peter Handke: (Die Wiederholung)]* — In: *Tiszatáj* 6/1996 (Jg. 50), S. 47-55.
- Boócz-Barna, Katalin: *DaF-Stunden in Ungarn. Mit Kamera unterwegs. Videoaufzeichnungen im Primar- und Sekundarbereich.* — In: Székely, Gábor - Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): *VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia. Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében 1.* Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó 1996, S. 422-429.
- Bori, Imre: *Bajcsy-Zsilinszky — Kosztolányi — Mann. A német kultúra a Nyugatban a 20-as években. [Bajcsy-Zsilinszky — Kosztolányi — Mann. Die deutsche Kultur in der Zeitschrift 'Nyugat' in den 20er Jahren]* — In: *Forrás* 9/1996 (Jg. 28), S. 58-64.
- Brdar-Szabó, Rita: *Aspekte der Wortbildung in der zweisprachigen Lexikographie — unter besonderer Berücksichtigung eines neuen deutsch-ungarischen Handwörterbuchs.* — In: Hessky, Regina (Hg.): *Lexikographie zwischen Theorie und Praxis. Das deutsch-ungarische Wörterbuchprojekt.* Tübingen: Niemeyer Verlag 1996. (= Lexikographica. Series Maior 71.) S. 75-98.

- Brdar-Szabó, Rita: *Zur Aufhebung von Blockaden in der Derivationsmorphologie. Ein Beitrag zur Klärung des Verhältnisses von Produktivität und Synonymie in der Wortbildung.* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE, 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 293-306.
- Brdar-Szabó, Rita - Brdar, Mario: *Problemi kontrole i mit o kompetenciji. [Kontrollprobleme und der Kompetenzmythos].* — In: *Jezik i komunikacija.* Hg. Andrijaševiæ, Marin, Zergollern Miletiæ, Lovorka. Zagreb: Hrvatsko društvo za primijenjenu lingvistiku, 1996, S. 230-234.
- Breier, Zsuzsa: *Das Feuer des rechtschaffen-entsetzlichen Kohlhaas. Eine vergleichende Studie zu Heinrich von Kleists „Michael Kohlhaas" und Hajnóczy Péters „A fűtő" (Der Heizer).* — In: Kárpáti, Paul - Tarnói, László *(Hg.): Identität und Korrelationen. Zu Fragen der Ideen- und Beziehungsgeschichte.* Berlin-Budapest 1996. (= Berliner Beiträge zur Hungarologie. 9.) S. 205-219.
- Breier, Zsuzsa: *Mensch oder Vieh? Zu Ödön von Horváths „Geschichten aus dem Wiener Wald".* In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 79-91.
- Breier, Zsuzsa: *Muszáj néha behúzni a függönyt. [Manchmal muß man den Vorhang zuziehen].* Gespräch mit Peter Turrini. — In: *Élet és irodalom* 49/1996 (Jg. 40), S. 8.
- Breier, Zsuzsa: *Opus metaphysikum avagy lázadás a másodlagosság világa ellen. Botho Strauß művéről a kortárs német irodalom kontextusában. [Opus metaphysikum oder Revolte gegen die sekundäre Welt. Zu Botho Strauß im Kontext der gegenwärtigen deutschen Literatur]* — In: *Helikon* 3/1996 (Jg. 43), S. 296-307.
- Breier, Zsuzsa: *Késsel a csigaház ellen. Peter Turrini megszelidült radikalizmusáról. [Mit dem Messer gegen das Schneckenhaus. Zu Peter Turrinis gesänftigtem Radikalismus]* — In: *Élet és Irodalom* 49/1996 (Jg. 40), S. 9.
- Breier, Zsuzsa: *Léle(k)ző költészet. Paul Nizon élet-képei. [Atmende Dichtung. Die lebenden Bilder des Paul Nizon]* — In: *Élet és Irodalom* 37/1996 (Jg. 40), S. 9.
- Buzinkay, Géza: *Der Österreicher in der ungarischen Massenkunst.* — In: *Neohelicon* 1/1996 (Jg. 23), S. 95-104.
- Canisius, Peter: *„Er hatte keine Zeit — Tom nem ért rá". Probleme der Übersetzung erlebter Rede vom Deutschen ins Ungarische.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1996, S. 67-81.
- Canisius, Peter - Sennholz, Klaus: *Grundzüge der Deixis.* Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 1996 (= Pécser Beiträge zur Sprachwissenschaft. 2.)
- Corbea-Hoisie, Andrei: *Urbane Kohabition in Czernowitz als Modell einer gespannten Multikulturalität.* — In: *Neohelicon* 1/1996 (Jg. 23) S. 77-93.
- Czigány, László: *Sprachliche Manipulation in der Werbung.* — In: *JuG.* 1996, S. 209-221.
- Csáky, Moritz: *A bécsi operett. (Széljegyzetek társadalmi-művelődési környezetéhez)[Die Wiener Operette. Randbemerkungen zu ihrer gesellschaftlichen-bildungsgeschichtlichen Umgebung].* — In: *Azok a szép(?) napok ...* Szeged: JATE 1996, S. 71-81.
- Csáky, Moritz: *Pluralität. Bemerkungen zum „dichten System" der zentraleuropäischen Region.* — In: *Neohelicon.* 1/1996 (Jg. 23), S. 9-30.
- Csúri, Károly: *Ein Präzedenzfall für die Internationalisierung der Wissenschaften. Zur semiotischen Literaturtheorie von Zoltán Kanyó.* Hg. Danneberg, Lutz - Vollhardt, Friedrich - Böhmen, Hartmut - Schönert, Jörg. Stuttgart: Metzler 1996, S. 403-424.
- Csúri, Károly: *Existenzsphären des Ich. Ein Beitrag zum Aufbau der Gedichtwelten bei Georg Trakl.* — In: Weichselbaum, Hans - Methlagl, Walter (Hg.): *Deutungsmuster.* Salzburg - Wien: Otto Müller 1996, S. 69-102.

- Csúri, Károly: *Grundprinzipien in statu nascendi. Zyklus-Schemata und Transparenzstruktur in Trakls frühen Gedichten.* — In: Csúri, Károly (Hg.): *Zyklische Kompositionsformen in Georg Trakls Dichtung.* Tübingen: Niemeyer 1996, S. 49-85.
- Csúri, Károly: *Semantische Feinstrukturen: Literaturästhetische Aspekte der Kompositionsform bei Wolfgang Borchert.* — In: Burgess, Gordon - Winter, Hans-Gerd (Hg.): *„Pack das Leben bei den Haaren". Wolfgang Borchert in neuer Sicht.* Hamburg: Dölling und Galitz 1996, S. 155-169.
- Csúri, Károly: *Zum poetischen Prozeß der Ich-Spaltung. Über die semantischen Mikrostrukturen von Georg Trakls „Das Grauen".* — In: Auckenhthaler, Karlheinz F. (Hg.): *Lauter Einzelfälle. Bekanntes und Unbekanntes zur neueren österreichischen Literatur.* Bern u.a.: Lang 1996, S. 227-255.
- Csúri, Károly [Hg.]: *Zyklische Kompositionsformen in Georg Trakls Dichtung.* Tübingen: Niemeyer 1996.
- Danyi, Magdolna: *Paul Celan költészetéről. [Über Paul Celans Dichtkunst]* — In: *Átváltozások* 3/1995, S. 37-39.*
- Dietz, Gunther: *Formale Aspekte der Textproduktion. Ein Leitfaden für Studierende.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996.
- Drescher, J. Attila: *Joseph von Eichendorff: Egy mihaszna életéből. (Aus dem Leben eines Taugenichts).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest 1996, Maecenas-Lord. S. 70-84.
- Droste, Wilhelm: *Mehr als ein Umweg. Rilke in Spanien. Ausgesetzt dem Übermaß von Einfluß.* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest : ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 93-115.
- Eisemann, György: *Hermann Hesse: Narziss és Goldmund. (Narziss und Goldmund).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 176-188.
- Erb, Mária - Knipf, Erzsébet: *A magyarországi németek nyelvi jelene a 90-es években. [Sprachliche Präsenz der Ungarndeutschen Ende der 90er Jahre].* — In: Székely, Gábor - Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): *VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia. Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében 1.* Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó 1996, S. 499-506.
- Erdélyi, Ilona T.: *Nach dem Mauerfall.* — In: *Helikon.*3/1996 (Jg. 43), S. 346-347.
- Erdélyi, Ilona T. - Mádl, Antal: *Újraegyesült Németország — egységes irodalom? [Wiedervereinigtes Deutschland — einheitliche Literatur?]* — In: *Helikon.* 3/1996 (Jg. 23), S. 199-201.
- Eredics, Péter: *Früchte einer literarischen Freundschaft (Die Emblembücher von Joannes Sambucus und Hadrianus Janius).* In: Lichtmann, Tamás - Fanta, Walter - Tronka, Krisztián (Hg.): *Zwischen Erfahrung und Erfindung.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996, S. 27-40.
- Fábri, Anna: *Das Bild Wiens in den Werken von Gyula Krúdy.* — In: *Neohelicon.* 1/1996 (Jg. 23), S. 127-142.
- Fanta, Walter: *Die aufgeschobene Reise. Zu Robert Musils Hemmungen im Umgang mit Reisemotiven bei der Arbeit am 'Mann ohne Eigenschaften'.* — In: Lichtmann, Tamás - Fanta, Walter - Tronka, Krisztián (Hg.): *Zwischen Erfahrung und Erfindung.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996, S. 103-127.
- Fanta, Walter: *Authentizität und Poesie. Zu Peter Handkes jüngster Reise.* — In: Lichtmann, Tamás - Fanta, Walter - Tronka, Krisztián (Hg.): *Zwischen Erfahrung und Erfindung.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996, S. 131-144.
- Fanta, Walter - Lichtmann, Tamás - Tronka, Krisztián (Hg.): *Zwischen Erfahrung und Erfindung. Reiseliteratur einst und heute.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996.(= Arbeiten zur deutschen Philologie — Német filológiai tanulmányok 23.)
- Fleischer, Gundula-Ulrike: *Übersetzungstheorien und -praxis im 16. und 19. Jahrhundert.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1996, S. 159-172.

- Forgács, Erzsébet: *Spielerische Verwendung vorgeprägter Sprachformeln (Literalisierung in der Werbsprache und in Witzen).* — In: Pongó, Štefan (Hg.): *KontaktSprache Deutsch. Sammelband der germanistischen Tagung Nitra-Passau am 26. und 27. Oktober 1995 in Raèkova dolina (Hohe Tatra).* Nitra/Passau 1996, S. 85-103.
- Forgách, András: *Heiner Müller.* — In: *Színház* 3/1996 (Jg. 29), S. 2.
- Földényi, F. László: *A szellem anarchistái. Tiszteletadás a fordítóknak a Bábel utáni korból, Kleist leveleinek magyarra fordítása közben [Anarchisten des Geistes. Ehrenerweisung den Übersetzern im Zeitalter nach Babel, im Laufe der Übersetzung von Kleists Briefe.]* — In: Paetzke, Hans-Henning (Hg.): *Előadások a műfordításról.* Budapest: Collegium Budapest 1996, S. 16-23.
- Földes, Csaba: *Das Bild Deutschlands und der Unterricht des Deutschen als Fremdsprache.* — In: *Deutsch als Fremdsprache* 1/1996 (Jg. 33), S. 43-45.
- Földes, Csaba: *Deutsch im Konzert der europäischen Fremdsprachen — aus der Perspektive Mittel- und Osteuropas.* — In: Wierlacher, Alois - Stötzel, Georg (Hg.): *Blickwinkel, kulturelle Optik und interkulturelle Gegenstandskonstitution. Akten des III. Internationalen Kongresses der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik.* München: Iudicium 1996. (= Publikationen der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik. 5.) S. 371-381.
- Földes, Csaba: *Deutsche Pharseologie kontrastiv: Intra- und interlinguale Zugänge.* Heidelberg: Groos 1996. (= Deutsch im Kontrast. 15.)
- Földes, Csaba: *Eine besondere Strukturgruppe: Eigennamen im Bestand deutscher Verbidiome.* — In: Korhonen, Jarmo (Hg.): *Studien zur Phraseologie des Deutschen und des Finnischen.* Bochum: Brockmeyer 1996. (= Studien zur Phraseologie und Parömiologie. 10.) S. 245-256.
- Földes, Csaba: *Gesucht ... und gefunden? Idiomlexika und Deutsch als Fremdsprache.* — In: *Fremdsprache Deutsch.* 15/1996 (Jg. 2), S. 64-67.
- Földes, Csaba: *Kétnyelvűség, interferencia, kódváltás. [Zweisprachigkeit, Interferenz, Kodewechsel.]* — In: Rozgonyiné Molnár, Emma (Hg.): *Absztrakció és valóság. Békési Imre köszöntése.* Szeged: JGYTF Kiadó 1996, S. 127-142.
- Földes, Csaba: *Kontaktsprache Deutsch. Entwicklungen im Deutschen unter Mehrsprachigkeitsbedingungen.* — In: *Sprachreport* 4/1996, S. 11-16.
- Földes, Csaba: *Mehrsprachigkeit, Sprachenkontakt und Sprachenmischung.* Flensburg: BWU 1996. (= Flensburger Papiere zur Mehrsprachigkeit und Kulturenvielfalt im Unterricht. 14/15.)
- Földes, Csaba: *Ortsnamen als phraseologische Strukturkomponenten im Deutschen.* — In: Debus, Friedhelm - Seibicke, Wilfried (Hg.): *Reader zur Namenkunde III. I. Toponymie.* Hildesheim - Zürich - New York 1996, S. 219-232.
- Földes, Csaba: *Phraseologie und Idiomatik.* Heidelberg: Groos 1996. (= Studienbibliographie Sprachwissenschaft. 17.)
- Földes, Csaba: *Verbidiome im österreichischen Deutsch.* — In: Korhonen, Jarmo (Hg.): *Studien zur Phraseologie des Deutschen und des Finnischen.* Bochum: Brockmeyer 1996. (= Studien zur Parömiologie. 10.) S. 441-459.
- Frank, Karsta: *Sprache und Gewalt. Entwicklungen und Perspektiven linguistischer Geschlechterforschung in der Bundesrepublik Deutschland.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1/1996, S. 21-37.
- Frey, Pascal: *Was hatte Goethe gegen Wieland? Goethes frühe Satiren und das Selbstverständnis des Sturm und Drang.* — In: *Studien zur Germanistik.* Pécs. Jg. 4. (1996) S. 7-34.
- Fried, István (Hg.): *„Azok a szép (?) napok ..." (Tanulmányok a Monarchia irodalmairól). [In den schönen (?) alten Zeiten ... Studien über die Literaturen der Monarchie]* Szeged: JATE 1996.
- Fried, István: *„... bécsi nyárspolgár és fenség ..." (Márai Sándor Ferenc Józsefről). [Wiener Spießbürger und Hoheit. Sándor Márai über Franz Josef I]* — In: Fried, István (Hg.): *Azok a (szép?) napok ...* Szeged: JATE 1996, S. 52-61.

- Fried, István: *„Ein Kroate aus Altösterreich."* — In: Fried, István (Hg.): *A „szükséges népszövetség" a művelődés történetében.* Szeged: JATE 1996, S. 79-95.
- Fried, István: *Előszó. [Vorwort].* — In: Fried, István (Hg.): *A „szükséges népszövetség" a művelődés történetében. [Der „notwendige Völkerbund" in der Geschichte der Kulturgeschichte].* Szeged: JATE 1996, S. 5-14.
- Fried, István: *Osztrák összeállításunk elé. [Vor unsere österreichische Auswahl].* — In: *Tiszatáj.* 6/1996 (Jg. 50), S. 45-46.
- Fried, István: *Das Wien-Bild Sándor Márais.* — In: *Neohelicon.* 1/1996 (Jg. 23), S. 143-152.
- Fried, István (Hg.): *A „szükséges népszövetség" a művelődés történetében. (Irodalmi-kulturális érinkezések a Monarchiában). [Der notwendige Bund in der Geschichte der Bildung. Literarisch-kulturelle Begegnungen in der Monarchie].* Szeged: JATE 1996.
- Gaál, B. Márta: *M. Bulgakov i Goethe. Obras Margariti v svete goethevskovo „Fausta".* — In: Kovács, Árpád - Nagy, István (Hg.): *Materiali III i IV Puskinologièeskovo kollokviuam v Budapeste.* Eötvös Füzetek. 22/1995, S. 313-318. *
- Gaál, B. Márta: *Novalis: Heinrich von Ofterdingen.* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 25-37.
- Gaál, B. Márta: *A romantikus mese mint antimese. [Das romantische Märchen als Antimärchen]* — In: *Új tendenciák a komparatisztikában II.* Szeged: Amiens: Juhász Gyula Tanárképző Főiskola 1996, S. 269-374.
- Gent, Uta: *Stilistik in der Lehrerausbildung an der Universität Veszprém.* — In: Székely, Gábor - Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): *VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia. Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében 1.* Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó 1996, S. 506-516.
- Gent, Uta: *Tempusgebrauch und Tempusperspektive der Verben in ausgewählten Märchentexten verschiedener Entstehungszeiten.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1996, S. 193-207.
- Grossmann, Gerda E.: *Anna Freud bőrnadrágja. [Die Lederhose von Anna Freud].* Reporter: Schultz, Katalin. — In: *Élet és Irodalom.* 40/1996 (Jg. 40), S. 6-7.
- Grotjahn, Rüdiger: *Der C-Test.* — In: *Nyelv*Infó* 5/1996 (Jg. 4), S. 17-23.
- Grudl, József: *Max Frisch: Stiller.* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 254-268.
- Györffy, Miklós: *Die Darstellung von Triebleben und Sexualität bei Musil und Csáth. Österreichisch-ungarische literarische Parallelen an der Jahrhundertwende.* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 117-125.
- Györffy, Miklós: *De hiszen akkor minden lehetséges. Musil és Csáth. [Dann ist aber alles möglich. Musil und Csáth.]* — In: *Holmi* 8/1996 (Jg. 8), S. 1134-1140.
- Györffy, Miklós: *Hermann Broch: Vergilius halála. (Der Tod des Vergil).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 228-238.
- Györffy, Miklós: *Robert Musil: A tulajdonságok nélküli ember. (Der Mann ohne Eigenschaften).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 189-200.
- Györffy, Miklós: *Thomas Mann: A varázshegy. (Der Zauberberg).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 148-161.
- Györgyey, Klára: *Ellenportré. [Gegenporträt].* — In: *Színház* 3/1996 (Jg. 29), S. 3-5. Über Heiner Müller.
- Hajdú, Elisabeth: *Kommunikationsmöglichkeiten zwischen zwei Ortschaften. Schorokschar und Schambek.* — In: *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen.* 1995, S. 21-27. *
- Harmat, Márta: *Regénytipológia és mikroelemzés: Bovaryné, Effi Briest, Anna Karenina. [Romantypologie und Mikroanalyse: Madame Bovary, Effi Briest, Anna Karenina]* — In: *Új tendenciák a komparatisztikában II / Nouvelles tendences en littérature comparée II.* Szeged 1996, S. 313-318.
- Hárs, Endre: *Allegória és narráció. Botho Strauß Genet-olvasata avagy A fiatalember és A cselédek. [Allegorie und Narration. Both Strauß' Genet-Auffassung oder „Der junge Mann" und „Les Bonnes"]* In: Hárs, Endre - Szilasi, László (Hg.): *Lassú olvasás. Történetek és trópusok.* Szeged: deKON 7, 1996, S. 118-141.
- Hessky, Regina: *Ein weißer Fleck weniger.* — In: *Finnisch-Ugrische Forschungen* 53/1996, S. 273-281.
- Hessky, Regina: *Einige Überlegungen zum Verhältnis von Grammatik und Rahmencurriculum.* — In: Popp, Heidrun (Hg.): *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag.* München: Iudicium 1996, S. 707-716.
- Hessky, Regina (Hg.): *Lexikographie zwischen Theorie und Praxis. Das deutsch-ungarische Handwörterbuch.* Tübingen: Niemeyer 1996. (= Lexikographica Series Maior 71)
- Hessky, Regina: *„Die Spieler — zwei nebeneinander dahinstehende Lokomotiven". Einige Reflexionen aus linguistischer Sicht.* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 253-262.
- Hetyei, Judit: *Die Faustgeschichten und die Bibel.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1996, S. 173-180.
- Hopper, Emma Emilie: *Ortographieerwerb. Ein Vergleich einsprachiger und zweisprachiger Alphabetisierung.* — In: Székely, Gábor - Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): *VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia. Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében 1.* Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó 1996, S. 450-459.
- Horváth, Géza: *Thomas Mann: Doktor Faustus. A pusztulás dimenziói. [Die Dimensionen des Untergangs].* — In: *Filológiai Közlöny* 3-4 /1996 (Jg. 42), S. 210-233.
- Iker, Bertalan: *Einige Überlegungen zur Feldtheorie.* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 263-275.
- Iker, Bertalan: *Zur Darstellung der Phraseologismen im zweisprachigen Wörterbuch.* — In: Hessky, Regina (Hg.): *Lexikographie zwischen Theorie und Praxis. Das deutsch-ungarische Wörterbuchprojekt.* Tübingen: Niemeyer 1996. (Lexikographica Series Maior 71) S. 49-58.
- Iker, Bertalan: *Zur Passivbildung verbaler Idiome.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1996, S. 223-236.
- Illés, László: *Georg Lukács' Verteidigungsrede.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1996, S. 55-63.
- Illés, László: *Lukács György: Hvosztizmus és dialektika. [Chvostismus und Dialektik.]* (Übs.; Vor- u. Nachwort) — In: *Magyar Filozófiai Szemle* 5-6/1996.
- Iványi, Zsuzsa: *Deskriptive Grammatik. Das Nomen.* Nyíregyháza: Hét nyelv Kiadó 1996 . (= Reihe für Studienmaterialien. 1.)
- Iványi, Zsuzsa: *Die ethnomethodologische Konversationsanalyse. Eine darstellende Beschreibung.* — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik.* Bd.3 1996, S. 61-89.
- Iványi, Zsuzsa: *Wortsuchprozeß und Interaktivität beim Briefübersetzen.* — In: Székely, Gábor - Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): *VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Kondferencia. Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében.* Nyíregyháza: Bessenyei György Kiadó 1996, S. 441-449.
- Jónácsik, László: *Zur Tradition der „Sizilianischen Dichterschule" im Raaber Liederbuch. Ein Interpretationsversuch zum Gedicht Brief solstu mit verlangen.* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 127-145.

- Joó, Etelka - Zsigóné, Vincze Katalin: *A brüsszeli ISTI fordító- és tolmácsképzésének magyarországi alkalmazási lehetőségei. [Ungarische Anwendungsmöglichkeiten der Übersetzer- und Dolmetscherausbildung der ISTI in Brüssel]* — In: *Az Ötödik Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia anyaga* 1996.
- Kajtár, Mária: *Christoph Ransmayr: Az utolsó világ. (Die letzte Welt).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 309-317.
- Kajtár, Mária: *Franz Kafka: A per. (Der Prozeß).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 162-175.
- Kajtár, Mária: *Joseph Roth: Radetzky-induló. (Radetzkymarsch).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 201-215.
- Kallen, Eve-Marie: *Ein Leben für die ungarische Literatur. Gespräch mit der Übersetzerin Hildegard Grosche.* — In: *Der Neue Pester Lloyd* 17/1996 (Jg.3), S. 9.
- Kallen, Eve-Marie: *Faszination des Anderen. Das Institut für Finnougristik an der Universität München.* — In: *Der Neue Pester Lloyd* 36/1996 (Jg.3), S. 11.
- Kallen, Eve-Marie: *Illusionen mit Risiko. (Stätten ungarischer Kultur in Deutschland. Über das Seminar für Hungarologie an der Humbolt-Universität in Berlin).* — In: *Der Neue Pester Lloyd* 7/1996 (Jg.3), S. 9.
- Kallen, Eve-Marie: *Kultur-Brücken. Über zwei Programmatiker des deutsch-ungarischen Verständnisses. (Stätten ungarischer Kultur in Deutschland.)* — In: *Der Neue Pester Lloyd* 6/1996 (Jg.3), S. 9.
- Kálmán, Anat Katarina: *Mit und füreinander. Gespräch mit der Leiterin des Goethe-Instituts Budapest, Frau Dr. Barbara Sietz.* — In: *Der Neue Pester Lloyd* 12/1996 (Jg.3), S. 9.
- Kardos, Viktória: *„Neue" Sprachpraxis in der Deutschlehrer- und Germanistenausbildung an der ELTE.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 2/1996, S. 47-51.
- Katschthaler, Karl: *Reiseliteratur oder Ethnographie? Hubert Fichtes poetische Anthropologie.* — In: Lichtmann, Tamás - Fanta, Walter - Tronka, Krisztián (Hg.): *Zwischen Erfahrung und Erfindung.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996, S. 65-84.
- Kelemen, Zoltán: *Az öregedés dokumentumai. [Dokumente des Altwerdens.]* — In. Fried, István (Hg.): *Azok a (szép?) napok ...* Szeged: JATE 1996, S. 45-51.
- Kemény-Gyimes, Erzsébet: *Látlelet a nyelvtanárképzésről és továbbképzésről a paradigmaváltozások tükrében. [Fundbericht über die Sprachlehrerausbildung- und Weiterbildung im Spiegel der Paradigmenwechsel.]* — In: *Nyelvészeti füzetek* 5. 1996, S. 11-23.
- Kerekes, Gábor: *Ausztria minden idők legklasszabb komédiája. Thomas Bernhard „Heldenplatz" című színműve körüli bonyodalmak 1988-ban. (Die tollste Komödie aller Zeiten ist Österreich. Aus: Th.B.: Claus Peymann kauft sich eine Hose und geht mit mir essen).* — In: *Tiszatáj* 6/1996 (Jg. 50), S. 56-62.
- Kerekes, Gábor: *Franz Werfels Ungarnbild.* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 147-165.
- Kerekes, Gábor: *Prag liegt zwischen Galizien und Wien.* — In: Kárpáti, Pál - Tarnói, László (Hg.): *Berliner Beiträge zur Hungarologie. Bd. 9.* Berlin/Budapest 1996, S. 169-204.
- Kerekes, Gábor: *Die Rezeption Wolfgang Borcherts in Ungarn.* — In: Burgess, Gordon - Winter, Hans-Gerd (Hg.): *„Pack das Leben bei den Haaren." Wolfgang Borchert in neuer Sicht.* Hamburg 1996, 280-294.
- Kerekes, Gábor: *Robert Musil und Ungarn.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1996, S. 43-54.
- Kerekes, Gábor: *Zwischen Leidenschaft und Leitmotiv? Franz Werfels Verdi. Roman der Oper als Roman der Musik.* — In: *Sympaian.* Jahrbuch der internationalen Franz Werfel-Gesellschaft. Bern u.a. 1996, S. 133-146.

- Kertész, András: *Generative Linguistik in wissenssoziologischer Sicht.* — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik. Bd.2.* Debrecen: 1996, S. 112-121.
- Király, Edit: *Was ernstzunehmende Autoren über Drachen zu berichten haben. Versuch über das Drachen-Motiv in „Die Dämonen" von Heimito von Doderer.* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 167-179.
- Kiséry, Eszter: *Der Bericht eines Debrecener Kaufmanns über seine Westeuropa-Reise.* — In: Lichtmann, Tamás - Fanta, Walter - Tronka, Krisztián (Hg.): *Zwischen Erfahrung und Erfindung.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996, S. 41-57.
- Kiss, Endre: *Franz Blei als Repräsentant der europäischen Moderne.* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 181-201.
- Klemm, László: *Adalbert von Chamisso: Schlemihl Péter. (Peter Schlemihls wundersame Geschichte).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 49-57.
- Klemm, László: *Heinrich von Kleist: Kohlhaas Mihály. (Michael Kohlhaas).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 38-48.
- Knipf, Elisabeth - Erb, Maria: *Die Rolle der deutschsprachigen Medien bei den Ungarndeutschen.* — In: *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen.* 1995, S. 28-36.*
- Komlósiné Knipf, Erzsébet: *Bemerkungen zur Zweisprachigkeit und Identität.* — In: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter* 2/1996 (Jg. 45), S. 127-132.
- Komlósiné Knipf, Erzsébet: *Fremdwortsorgen.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 3/1996, S. 38-48.
- Komlósiné Knipf, Erzsébet - Canisius, Peter: *Textgrammatik. Eine Einführung.* Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó 1996. (= Beiträge zur Sprachwissenschaft. 1.)
- Komlósiné Knipf, Erzsébet: *Transparency and Cognitive Word-Semantics.* — In: *Nyelv, nyelvész, társadalom. Emlékkönyv Szépe György 65. születésnapjára.* Pécs: JPTE Projekt Programiroda 1996, S. 114-129.
- Kósáné Oláh, Julianna: *Kommunikative Didaktik und Diskussion um den Einsatz literarischer Texte — Kurzer Überblick über die Fachliteratur.* — In: Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik DaF. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 1996, S. 72-80.
- Kósáné Oláh, Julianna: *Märchengrammatik oder Deutschunterricht einmal anders.* — In: *Märchen in Erziehung und Unterricht heute.* Weingarten: Beltz und Gelberg, 1996, S. 24.
- Kósáné Oláh, Julianna: *Műveltségi területek érintkezése a nyelvoktatásban. [Berührung von verschiedenen Bildungsgebieten im Sprachunterricht.]* — In: Székely, Gábor - Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): *Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében. A VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia anyaga.* Nyíregyháza: Bessenyei Kiadó 1996, S. 356-367.
- Kovács, Edit: *Günter Grass: A bádogdob. (Die Blechtrommel).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Hg.: Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 282-296.
- Kovács, László: *Noch einmal zu Kafkas Text (?) „Die Bäume".* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 203-217.
- Kovács-Kiss, Kálmán: *Heinrich Mann: Ronda tanár úr. (Professor Unrat).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 108-118.
- Kovács-Kiss, Kálmán: *Theodor Storm: A viharlovas. (Der Schimmelreiter).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 85-95.
- Kováts, Judit: *„Fremde in der Heimat und Gäste in der Fremde"- zur Identitätsproblematik deutschjüdischer Schriftsteller.* — In: *Egyetemi Évkönyv:* Miskolci Egyetem.
- Krausz, Piroska: *Továbbképzés némettanároknak. [Weiterbildung für Deutschlehrer.]* — In: *Nyelv*Infó* 4/1996 (Jg. 4), S. 23.

- KURDI, IMRE: *Gemeinplätze zu einer Schlüsselfigur. Heiner Müller (1929-1995).* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1996, S. 33-41.
- KURDI, IMRE: *Heiner Müller „Quartett"-je elé. [Vor Heiner Müllers „Quartett"].* — In: *Átváltozások* 3/1995, S. 103-104.*
- KURDI, IMRE: *Közhelyek egy kulcsfiguráról. — Heiner Müller. [Gemeinplätze zu einer Schlüsselfigur].* — In: *Helikon* 3/1996 (Jg. 43), S. 255-264.
- KURDI, IMRE: *Közhelyek egy kulcsfiguráról. Utószó.* — In: *Heiner Müller: Képleírás [Gemeinplätze zu einer Schlüsselfigur. Nachwort.]* — In: *Heiner Müller: Bildbeschreibung.* Übs.: KURDI, IMRE. Pécs: JAK-Jelenkor 1996. (= Műfordító füzetek.) S. 101-[112].
- KURDI, IMRE - SZÁSZ, FERENC (Hg.): *Textsorten. Zur Einführung in das Studium der neueren deutschen Literatur.* Székesfehérvár. 1996-1997. (= Germanistica Albensia. 4.)
- KURDI, IMRE: *Die Unvergleichbarkeit des Gleichen / Die Gleichheit der Unvergleichbaren. Goethes „Iphigenie" und Kleists „Penthesilea". Versuch einer literaturhistorischen Ortsbestimmung.* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 47-59.
- KURDI, IMRE - ZALÁN, PÉTER (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996, (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.)
- LÁM, FRIEDRICH: *Die ungarische Donau in deutschen Dichtungen.* — In: *Der Neue Pester Lloyd* 20/1996 (Jg. 3), S. 1. Erstveröffentlichung am 7. Juni 1916.
- LÁNYI, DÁNIEL: *Die Faszination des Lesens. Stifters „Der Kondor".* — In: KURDI, IMRE - ZALÁN, PÉTER (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 61-66.
- LICHTMANN, TAMÁS: *Elias Canetti: Káprázat (Die Blendung).* — In: AMBRUS, ÉVA (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 216-227.
- LICHTMANN, TAMÁS: *Das geistig-kulturelle Leben und das Erbe der Österreichisch-Ungarischen Monarchie (1867-1918). Methodische Thesen zu einem Forschungsprojekt.* — In: DAVIAU, DONALD - ARLT, HERBERT (Hg.): *Geschichte der Österreichischen Literatur (Teil 1-2).* St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1996. (= Österreichische und internationale Literaturprozesse. 3. Teil 1.) Bd.1 S. 220-233.
- LICHTMANN, TAMÁS: *Grenzüberschreitung zwischen Wirklichkeit und Phantasie. Das Reisemotiv in Jura Soyfers Theater.* — In: LICHTMANN, TAMÁS - FANTA, WALTER - TRONKA KRISZTIÁN (Hg.): *Zwischen Erfahrung und Erfindung.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996, S. 95-102.
- LICHTMANN, TAMÁS: *Kalauz Jura Soyfer első magyar fordításához. A fordító utószava. [Nachwort des Übersetzers zur ersten ungarischen Übersetzung von Jura Soyfer].* — In: *Jura Soyfer: Drámák. [Dramen].* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996, S. 199-204.
- LICHTMANN, TAMÁS: *Rainer Maria Rilke: Malte Laurids Brigge feljegyzései. (Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge).* — In: AMBRUS, ÉVA (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 119-130.
- LICHTMANN, TAMÁS - FANTA, WALTER - TRONKA, KRISZTIÁN (Hg.): *Zwischen Erfahrung und Erfindung. Reiseliteratur einst und heute.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996.(= Arbeiten zur deutschen Philologie — Német filológiai tanulmányok 23.
- LIELI, PÁLNÉ: *Die Ausbildung zum DaF-Unterricht in Debrecen.* — In: BEKE, KATALIN (Hg.): *Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdsprache 1.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996, S. 7-8.
- LIELI, PÁLNÉ: *Bemerkungen zum Umgang mit literarischen Texten im Fremdsprachenunterricht.* — In: BEKE, KATALIN (Hg.): *Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdsprache 1.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996, S. 5-15.
- LIELI, PÁLNÉ: *Grundlagen der Sprachpädagogik DaF in der dreijährigen Ausbildung.* — In: BEKE, KATALIN (Hg.): *Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdpsrache 1.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996, 8-11.

- LIELI, PÁLNÉ: *Jugendliteratur im Film als Sprechanlaß im Unterricht* — In: BEKE, KATALIN (Hg.): *Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdsprache* 1 Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996, S. 23-28. [abgedruckt auch] In: *Deutschunterricht für Ungarn* 2/ 1996, S. 62-72.
- LOÓS, TIBORNÉ: *Hilfe! Stilistik.* Nyíregyháza: Hét nyelv Kiadó, 1996.
- LOÓS, TIBORNÉ: *Stilistik für DaF-Lehrer.* — In: SZÉKELY, GÁBOR - CS. JÓNÁS, ERZSÉBET (Hg.): *VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia. Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében 1.* Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó 1996, S. 436-441.
- LUKÁCS, ALBIN: *Wolfgang Meissner, der neue Leiter des Goethe-Instituts: Mitteleuropa ist meine kulturelle Heimat.* — In: *Neue Zeitung* 41/1996 (Jg. 40), S. 6.
- LUKÁCS, ISTVÁN: *Friedrich Nietzsche eszméinek hatása Ivan Cankar irodalmi munkásságára. [Die Wirkung der Ideen von Friedrich Nietzsche in der literarischen Tätigkeit von Ivan Cankar.]* — In: *Filológiai Közlöny* 3-04/1996 (Jg. 42), S. 181-209.
- LUKÁCS, ISTVÁN: *Hazájában idegen, idegenben hazátlan. (Ivan Cankar és Bécs)[Fremd in der Heimat, heimatlos in der Fremde. Ivan Cankar und Wien]* — In: FRIED, ISTVÁN (Hg.): Azok a (szép?) napok ... Szeged: JATE 1996, S. 90-99.
- MÁDL, ANTAL: *Lenau 3. Gedichte — Poezii — Versek. Nikolaus Lenau in drei Sprachen.* Hg., eingeleitet und mit einer Zeittafel versehen von A. M. München: Südostdeutsches Kulturwerk 1995.*
- MÁDL, ANTAL: *Újra egyesült Németország — egységes irodalom? [Das wiedervereinigte Deutschland — einheitliche Literatur?]* — In: *Helikon*, 3/1996, S. 199-201.
- MAJOROSI, ANNA - SZABÓ-PERES, ANNA: *Landeskunde als Brücke in der DeutschlehrerInnenausbildung anhand von Beispielen aus der Praxis.* — In: SZÉKELY, GÁBOR - CS. JÓNÁS, ERZSÉBET (Hg.): *VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia. Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében 1.* Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó 1996, S. 459-465.
- MAN, PAUL DE: *Walter Benjamin: „A műfordító feladata" című írásáról [Über Walter Benjamins Artikel: Die Aufgabe des Übersetzers].* — In: *Átváltozások* 2/1994, S. 65-80.*
- MANGASSER-WAHL, MARTINA: *Eine Chronologie der Entstehung und Entwicklung der Prototypentheorie.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1996, S. 83-100.
- MANHERZ, KARL: *Ehrendoktorwürde an Claus-Jürgen Hutterer. (Laudatio)*— In: *Neue Zeitung* 2/1996 (Jg. 40), S. 6.
- MANN, THOMAS *levele Nagy Imre miniszterelnökhöz 1954-ben. [Thomas Manns Brief an den Ministerpräsidenten Imre Nagy 1954].* Hg. eingel. u. übs. GOETTLER, TAMÁS. — In: *Élet és Irodalom* 11/1996 (Jg. 40), S. 5.
- MARGITAY, GEDEON: *Laufbahne. Erinnerungen eines ehemaligen Mitarbeiters an die letzten Tage eines alten Blattes.* — In: *Der Neue Pester Lloyd* 42/1996 (Jg. 3), S. 9.
- MÁRTON, LÁSZLÓ: *Az „igazi" szereplő „igazi" története. [Die „richtige" Geschichte der „richtigen" Gestalt.]* — In: *Liget* 6/1995 (Jg. 8), S. 14-22.*
- MÁRTON, LÁSZLÓ: *A szöveg fonákja avagy Faust mint műfordító. [Die Kehrseite des Textes oder Faust als Übersetzer].* — In: PAETZKE, HANS-HENNING (Hg.): *Előadások a műfordításról.* Budapest: Collegium Budapest 1996, S. 115-122.
- MARIACHER, BARBARA: *„Plattenseefogosch und zerfallene Schweinegrammeln" — Thomas Bernhard in einer Budapester Theaternachtmahlfalle. Aspekte der Bernhard-Rezeption in Ungarn.* In Zusammenarbeit mit Andrea Horváth. — In: *Studien zur Germanistik.* Pécs. Jg. 4. (1996) S. 195-214.
- MOLLAY, ERZSÉBET: *Die Phraseologismen mit Satzstruktur im Deutschen, Niederländischen und Ungarischen.* — In: KURDI, IMRE - ZALÁN, PÉTER (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 277-292.
- MOLNÁRFI, LÁSZLÓ: *Der strukturelle Dativ — zur syntaktischen Begründung des Dativpassivs im Deutschen.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1996, S. 101-117.

- Müller, Mónika: *Deutsch als eine nicht-ganz-fremde Sprache für Kindergartenkinder in Ungarn.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1/1996, S. 44-56.
- Nagy, András: *Pontatlanságok és ferdítések. Bertolt Brecht és a Magyar Nagylexikon. [Unrichtigkeiten und Entstellungen. Bertolt Brecht und das Große Ungarische Lexikon]* — In: *Ezredvég* 9/1996 (Jg. 6), S. 66-71.
- *Nietzsche-tár. Szemelvények a magyar Nietzsche-irodalomból 1956-ig. [Nietzsche-Sammlung. Auswahl aus der Literatur über Nietzsche in Ungarn bis 1956].* Budapest: Comitatus Társadalomkutató Egyesület 1996.
- Orosz, Magdolna: *E.T.A. Hoffmann: Murr kandúr ... (Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johann Kreisler).* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 38-69.
- Orosz, Magdolna: *Irodalomelmélet — irodalomtörténet. [Literaturtheorie — Literaturgeschichte]* — In: *Helikon* 3/1996 (Jg. 43), S. 246-253.
- Orosz, Magdolna: *Lebenslaufsvarianten — Zeichen von Veränderungen der Welterfahrung in der modernen Literatur.* — In: *Kodikas / Code. An International Journal of Semiotics* 3/1996 (Vol.19), S. 213-225.
- Orosz, Magdolna: *Verba volant ... 'Schrift' und 'Gespräch' bei E.T.A. Hoffmann.* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 219-234.
- Paetzke, Hans-Henning: *Megjegyzések a műfordításról. [Bemerkungen über die Übersetzung.]* — In: Paetzke, Hans-Henning (Hg.): *Előadások a műfordításról.* Budapest: Collegium Budapest 1996, S. 24-29.
- Panagl, Oswald: *Verbale Feindbilder am Ende der Donaumonarchie und im Umfeld des Ertsten Weltkriegs.* — In: *Neohelicon* 1/1996 (Jg. 23), S. 31-59.
- Pavercsik, Ilona: *David Fröhlich saját kezű feljegyzései műveiről. [David Fröhlichs Aufzeichnungen über seine eigenen Werke]* I. Teil. — In: *Magyar Könyvszemle* 3/19956 (Jg. 112), S. 292-319. II. Teil *Magyar Könyvszemle* 4/1996 (Jg. 112), S. 429-450.
- Péter, László: *Móra és Bécs. [Móra und Wien].* — In: Fried, István (Hg.): *Azok a (szép?) napok ...* Szeged: JATE 1996, S. 24-44.
- Péteri, Attila: *Partikeln im deutsch-ungarischen Wörterbuch.* — In: Hessky, Regina (Hg.): *Lexikographie zwischen Theorie und Praxis.* Tübingen: Niemeyer 1996, S. 59-74.
- Petneki, Katalin: *Iskolai nyelvoktatásban használt nyelvkönyvek minősítési rendszere. [Kriterienliste für Sprachbücher im schulischen Fremdsprachenunterricht].* — In: Székely, Gábor - Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): *VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia. Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében 1.* Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó 1996, S. 474-484.
- Petneki, Katalin: *Literarische Texte in Lehrbüchern des Deutschen für ungarische Gymnasiasten.* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 309-325.
- Petneki, Katalin: *A nyelvkönyvválasztás néhány aktuális kérdése egy felmérés tükrében. [Einige aktuelle Fragen der Lehrbuchwahl im Spiegel einer Umfrage].* -In: *Magyar pedagógia,* 1/1996 (Jg. 96), S. 95-103.
- Petneki, Katalin: *Wer die Wahl hat, hat die Qual. Über die Situation auf dem Lehrbuchmarkt in Ungarn und über die Lehrbuchwahl.* — In: *KDV-Info,* 9/1996 (Jg. 4), S. 101-105.
- Pilarsky, Jiri: *Die Arealtypologie der orthographischen Systeme Europas und die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung.* — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik.* Bd. 3 Debrecen 1996, S. 49-60.
- Pilarsky, Jiri: *Deutsche Phonetik. Ein praktischer Abriß mit Elementen deutsch-ungarischer Kontrastivität.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996.

- Pilarsky, Jiri: *Didaktische Probleme der deutschen r-Laute im Rahmen des Donausprachbundes.* — In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* Bd. 3 Debrecen 1996, S. 41-48.
- Popa, Klaus: *Neue Erkenntnisse über den siebenbürgischen Buchdrucker Lucas Trapoldner.* — In: *Magyar Könyvszemle* 3/1996 (Jg. 112), S. 358-361.
- Poprády, Judit: *Keleten és Nyugaton a helyzet ... — Német irodalmi folyóiratok az újraegyesülés időszakában. [Im Osten und im Westen ist die Lage ... — Deutsche literarische Zeitschriften in der Zeit der Wiedervereinigung].* — In: *Helikon* 3/1996 (Jg. 43), S. 340-345.
- Racker, Márta: *Patrick Süskind különcfigurái a XX. századi német irodalom tükrében. [Sonderlinge von Patrick Süskind im Spiegel der deutschen Literatur des XX. Jahrhunderts].* — In: *Helikon* 3/1996 (Jg. 43), S. 287-295.
- Rada, Roberta V.: *Seminar „Sprachpraxis" für angehende Lehrkräfte.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1/1996, S. 57-62.
- Radványi, Zsuzsa - Katschthaler, Gabriella - Katschthaler, Karl: *Überlegungen zur Reform der reformierten schriftlichen Aufnahmeprüfung.* — In: Beke, Katalin (Hg.): *Beiträge zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdsprache 1.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996, S. 65-69.
- Roessler, Paul: *Aichinger und Popowitsch. Eine antigottschedische Parallelaktion oberdeutscher Grammatiker?* — In: *Sprachnorm und Sprachplanung. Festschrift zum 70. Geburtstag von Otto Back.* Wien: Edition Praesens 1996, S. 263-286.
- Roessler, Paul - Ernst, Peter: *Zur Phänomenologie des Erinnerungszeichens.* — In: *Lesezirkel. Literaturbeilage der Wiener Zeitung.*
- Roessler, Paul: *Zweiter Internationaler Workshop „Österreichisches Deutsch" im Rahmen der 24. Arbeitstagung österreichischer Linguisten. Graz, 24-26. Oktober 1996.* — In: *Lern-Sprache Deutsch.* Heft 2 1996 (Jg. 4), S. 183-188.
- Rösler, Dietmar: *Interkulturális kommunikáció alapfokú tananyagokban a német mint idegen nyelv oktatásában. [Interkulturelle Kommunikation in Lehrmaterialien für die Grundstufe im Unterricht des Deutschen als Fremdsprache. Aus: Zielsprache Deutsch 1/1987]* Übs. Gelegonya, Diana. — In: *Modern nyelvoktatás* 1-2/1996 (Jg. 2), S. 35-43.
- Rózsa, Mária: *A bécsi „Wanderer" magyar munkatársai . [Ungarische Mitarbeiter des Wiener „Wanderers"1814-1873.]* — In: Fried, István (Hg.): *Azok a (szép?) napok ...* Szeged: JATE 1996, S. 62-70.
- Rózsa, Mária: *A bécsi „Wanderer" magyar vonatkozású közleményei . [Auf Ungarn bezügliche Berichte des Wiener „Wanderers" 1851-1861.]* — In: *Magyar Könyvszemle* 1/1996 (Jg. 112), S. 41-66.
- Rózsa, Mária: *A bécsi „Wanderer" magyar vonatkozású közleményei. [Auf Ungarn bezügliche Berichte des Wiener „Wanderers" 1851-1861.]* — [abgedruckt auch] In: Fried, István (Hg.): *A szükséges népszövetség a művelődés történetében.* Szeged: JATE, 1996, S. 37-62.
- Rózsa, Mária: *Die deutschsprachige Presse in Ungarn im Überblick. Eine Budapester Dokumentation.* — In: Schwob, Anton - Fassel, Horst (Hg.): *Deutsche Sprache und Literatur in Südosteuropa. Archivierung und Dokumentation. Beiträge der Tübinger Fachtagung vom 25-27. Juni 1992.* München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk 1996, S. 265-277.
- Rózsa, Mária: *Stilistische und sprachliche Probleme in den Onegin-Übersetzungen von Friedrich Bodenstedt und Károly Bérczy.* — In: *Studia Slavica Hungariae* 40 (1995), S. 33-42.*
- Sáfár, Éva: *Erhebung einer Argumentationsstrategie in Leitartikeln von Tageszeitungen.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1/1996, S. 11-20.
- Sata, Lehel: *„Phänomen" als „negative Wahrheit" oder: Wahrheit „lügen". Überlegungen zu Franz Kafkas Auffassung über die Aufgaben und Möglichkeiten der Kunst.* — In: *Studien zur Germanistik.* Pécs. Jg. 4. (1996) S. 131-144.
- Schauer, Hilda: *Die Kunstthematik in Wolfgang Koeppens Roman „Der Tod in Rom".* — In: *Studien zur Germanistik.* Pécs. Jg. 4. (1996) S. 177-194.

- Schmidt, Hans-Werner: *Ungarische LehrerInnen — deutsche LehrerInnen. Vergleichende Wahrnehmungen aus der Sicht deutscher GastlehrerInnen.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 2/1996, S. 41-46.
- Schütz, Sonja: *Zur Entwicklung des Hörverstehens.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1/1996, S. 38-43.
- Schweitzer, Pál: *Bepillantás Thomas Mann műhelyébe. [Einblick in die Werkstatt Thomas Manns].* — In: *Nagyvilág* 3-4/1996 (Jg. 41), S. 247-258.
- Sietz, Barbara: *Bemutatjuk a budapesti Goethe Intézetet. [Wir stellen das Budapester Goethe Institut vor].* — In: *Modern nyelvoktatás* 3/1996 (Jg. 2), S. 56-60.
- Sramóné Klingenberg, Anette: *Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften" im Spiegel der Literaturgeschichtsschreibung.* — In: *Studien zur Germanistik.* Pécs. Jg. 4. (1996) S. 35-50.
- Stagl, Justin: *Fremdheit und Akkulturation.* — In: *Neohelicon* 1/1996 (Jg. 23), S. 61-76.
- Stalfort, Anne: *Von Goethes Drama zum nationalen Mythos: Die Karriere des „Faust".* — In: *Studien zur Germanistik.* Pécs. Jg. 4. (1996) S. 51-74.
- Stoyan-Peér, Hajna: *Moderne Kinder-und Jugendliteratur im Fremdsprachenunterricht Deutsch.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 2/1996, S. 52-61.
- Strelka, Joseph P.: *Postmodernismus als Literatur der Krise.* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 235-249.
- Stummer, Andrea: *Pszichikai vagy/és egzisztenciális. Gondolatok „A tulajdonságok nélküli ember" Schärer-féle értelmezéséről. [Psychisch und/oder existentiell. Gedanken zu Schärers Deutung des Romans „Der Mann ohne Eigenschaften".]* — In: *Thalassa* 1-2/1995 (Jg. 6), S. 83-93.*
- Szablyár, Anna: *Ausztria fővárosa Bécs — Németországban németül beszélnek. Német nyelvkönyvek a középiskolákban. [Österreichs Haupstadt ist Wien — in Deutschland wird Deutsch gesprochen. Lehrbücher des Deutschen, eingesetzt an Mittelschulen.]* — In: *Tandem* 1/1996 (Jg. 1), S. 51-53.
- Szablyár, Anna: *Multinationale Lehrwerke im ungarischen Kontext.* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 327-340.
- Szablyár, Anna: *Magyarország regionális német tankönyvekben. [Ungarnbild in regionalen Sprachbüchern des Deutschen].* — In: Székely, Gábor - Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): *VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia. Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében 1.* Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó 1996, S. 484-493.
- Szablyár, Anna: *Regionale Lehrbücher des Deutschen in Ungarn seit 1990: Änderungen, Tendenzen, Aufgaben.* — In: *KDV-Info*, 9/1996 (Jg. 4), S. 110-113.
- Szabó, Erzsébet: *Theodor Fontane: Effi Briest.* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 96-107.
- Szabó, László, V.: *Von Mythos zu Ironie und Humor in Thomas Manns „Tristan".* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1996, S. 181-191.
- Szabolcsi, Miklós: *Thematische und stilistische Aspekte des Eintretens der Juden in die ungarische Literatur.* — In: *Neohelicon* 1/1996 (Jg. 23), S. 105-113.
- Szász, Ferenc: *Der entdämonisierte Künstler und sein entteufelter Teufel. Eine Interpretation von Günter Grass' Roman „Ein weites Feld".* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1996, S. 13-32.
- Szász, Ferenc: *Hugo von Hofmannsthals „Ein Brief". Privatbriefe im Umfeld eines fiktiven Briefes.* — In: Kurdi, Imre - Zalán, Péter (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.) S. 35-46.
- Szász, Ferenc: *Rainer Maria Rilke levelei a magyar milleniumról. [Rainer Maria Rilkes Briefe über das ungarische Millenium].* — In: *Holmi* 12/1996 (Jg. 8), S. 1737-1745.

- Szaszovszky, József: *Az irodalom mint összekötő kapocs a német megosztottságban. [Die Literatur als ein Bindeglied im deutschen Geteiltsein.]* — In: *Helikon* 3/1996 (Jg. 43), S. 232-238.
- Szatmári, Petra: *Du mußt die Macht von de Wörters richtig erkenn! Gedanken zur Jugendsprache.* — In: *Deutschunterricht für Ungarn* 1/1996, S. 17-22.
- Szendi, Zoltán: „Bürgerliches Künstlertum, ein verwirklichtes Paradoxon" in der Struktur von „Tonio Kröger". — In: *Studien zur Germanistik.* Pécs. Jg. 4. (1996)
- Szendi, Zoltán: *Lélek és kép. Világkép és kompozíció Thomas Mann kisepikájában. [Seele und Bild. Weltbild und Komposition in Thomas Manns Novellistik].* Pécs 1996. (= Pannónia Könyvek.)
- Szendi, Zoltán: *Max Frisch: Homo faber.* — In: Ambrus, Éva (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 269-281.
- Szendi, Zoltán: *Mózes, a kiválasztott. (Modernség és mitoszértelezés Thomas Mann A törvény c. elbeszélésében). [Moses der Erwählte. Modernität und Mythos in Thomas Manns Erzählung „Das Gesetz"].* — In: *Szigeti Lajos Sándor (Hg.): „Modernnek kell lenni mindenestül" (?) (Irodalom, átértelmezés, történetiség).* Szeged: JATE PRESS, 1996. S. 85-95.
- Szilágyi, Madolna: *Lehetünk-e kommunikációs társadalom? [Auf dem Wege zu einer Gesellschaft der Kommunikation? Bedenken die westeuropäische Integration betreffend].* — In: Székely, Gábor - Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): *VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia. Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében 1.* Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó 1996, S. 493-499.
- Tarnói, László: *Vorwort.* — In: Tarnói, László (Red. u. hrsg.): *Deutschsprachige Lyrik im Königreich Ungarn um 1800.* Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1996, S. 7-12.
- Thiering, Etelka: *A „Jugendmagazin" nyelvórán. [Das „Jugendmagazin" in der Sprachstunde].* — In: *Nyelvinfó 5/1995 (Jg. 4), S. 11-13.*
- Tóth, Barbara: *"Eltemetem Európát játékautomaták ajkain" ... Az 1945 utáni osztrák líra. [Ich begrabe Europa an den Munden von Spielautomaten ... Die österreichische Lyrik nach 1945.]* — In: *Tiszatáj* 6/1996 (Jg. 50), S. 63-67.
- Tronka, Krisztián - Fanta, Walter - Lichtmann, Tamás (Hg.): *Zwischen Erfahrung und Erfindung. Reiseliteratur einst und heute.* Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó 1996. (= Arbeiten zur deutschen Philologie — Német filológiai tanulmányok 23.
- Uzonyi, Pál: *Nyelvtan-e a hangtan? [Ist Phonologie Grammatik?].* — In: Székely, Gábor - Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): *VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia. Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében 1.* Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó 1996, S. 429-436.
- Uzonyi, Pál: *Wieder einmal zur Kompatibilität von Dependenz und Konstituenz.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* 1996, S. 119-138.
- Vágyi, Vata: *Einer meiner Freunde — eine Sondergruppe partitiver Genitivattribute.* — In: *Nyelv, nyelvész, társadalom. Emlékkönyv Szépe György 65. születésnapjára.* Pécs: JPTE Projekt Programmiroda 1996, S. 295-302.
- Vágyi, Vata: *A szintaxis helye az egyetemi germanisztikában.* In: Székely, Gábor - Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): *VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia. Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében 1.* Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó 1996, S. 276-280.
- Vajda, György M[ihály]: *Kontakt und Konflikt in der Monarchie. Gedanken über ein kulturelles Mitteleuropa.* — In: *Neohelicon* 1/1996 (Jg. 23), S. 155-172.
- Vajda, György M[ihály]: *The World of the Central-European Monarchy.* — In: *Neohelicon* 2/1996 (Jg. 23), S. 65-77.
- Varga, Péter: *„Ich bin ein Ungar mosaischer Konfession" — Ungarische Juden am Scheideweg von Identitäten und Sprachen.* — In: Kárpáti, Paul - Tarnói, László (Hg.): *Identität und Korrelationen. Zu Fragen der Ideen- und Beziehungsgeschichte.* Berlin-Budapest, 1996. (= Berliner Beiträge zur Hungarologie. 9.) S. 112-136.

- VARGA, ZOLTÁN: *Párhuzamok találkozása — visszapillantás két nagyregény optikájával. [Begegnung von Parallelen — Rückblende durch die Optik von zwei großen Romanen].* — In: *Forrás* 3/1996 (Jg. 28), S. 69-85. Thomas Mann: Der Zauberberg; Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften.
- VARGÁNÉ-DREWNOWSKA, EWA: *Themenentfaltung und Tempora als Indikatoren der kommunikativen Textfunktion.* — In: SZÉKELY, GÁBOR - CS. JÓNÁS, ERZSÉBET (Hg.): *VI. Országos Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia. Nyelvek és nyelvoktatás a Kárpát-medencében 1.* Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó 1996, S. 465-474.
- WALKÓ, GYÖRGY: *Johann Wolfgang Goethe: Wilhelm Meister vándorévei. (Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden).* — In: AMBRUS, ÉVA (Hg.): *Huszonöt fontos német regény.* Budapest: Maecenas-Lord 1996, S. 16-24.
- WEISS, WALTER: *Ungarn (und die Ungarn) bei Grillparzer, Lenau, Stifter und Musil.* — In: *Neohelicon* 1/1996 (Jg. 23), S. 115-127.
- WENNEK, ÉVA: *Valóság és illúzió a XX: század elejének trieszti irodalmában. [Wirklichkeit und Illusion in der Literatur von Triest am Anfang des 20. Jahrhunderts.]* — In: FRIED, ISTVÁN (Hg.): *A szükséges népszövetség (Irodalmi-kulturális érintkezések a Monarchiában)* Szeged: JATE 1996, S. 105-114.
- WILD, KATALIN: *Der Hutzelsonntag in Südungarn (I). Hutzelsingen, Hutzellieder.* — In: *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen.* Budapest 1996, S. 7-20.
- WILD, KATALIN: *Statistisch-syntaktische Untersuchungen ungarndeutscher Mundarten.* — In: SCHWOB, ANTON - FASSEL, HORST (Hg.): *Deutsche Sprache und Literatur in Südosteuropa — Archivierung und Dokumentation.* München 1996, S. 94-98.
- WILD, KATALIN: Vertikale Schichtung der Fuldaer Mundarten. — In: *Szederkény* 1995 Pécs 1996, S. 25-27.
- ZALÁN, PÉTER - KURDI, IMRE (Hg.): *Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Festschrift für Zsuzsa Széll.* Budapest: ELTE 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. 28.)
- ZALÁN, PÉTER: *Világ világ ellen (?) Jegyzetek egy változatlanul időszerű kérdéshez. Uwe Johnson „Das dritte Buch über Achim" című regénye kapcsán. [Welt gegen Welt (?) Anmerkungen zu einer unverändert aktuellen Frage anhand des Romans „Das dritte Buch über Achim" von Uwe Johnson].* — In: *Helikon* 3/1996 (Jg. 43), S. 239-245.

Zusammengestellt von

Mária Rózsa
(Budapest)

Die Autoren des Bandes

Prof. Dr. John Ole Askedal
Universität Oslo
Germanistisches Institut
PF 1004 Blindern
N-0315 Oslo

Dr. András Balogh
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Prof. Dr. Péter Bassola
Institut für Germanistik der József-Attila-Universität,
Lehrstuhl für Germanistische Linguistik
Egyetem utca 2
H-6722 Szeged

Szabolcs Boronkai
Márvány u. 31. IV/8
H-1126 Budapest

Anita Czeglédy
Silvanus sétány 1
H-1031 Budapest

Szilvia Deminger
Kastellweg 10
D-69120 Heidelberg

Dr. Gunther Dietz
Institut für Germanistik der Kossuth-Lajos-Universität
Lehrstuhl für germanistische Linguistik
Egyetem tér 1.
H-4010 Debrecen

Prof. Dr. Ilona T. Erdélyi
Institut für Literaturwissenschaft der
Ungarischen Akademie der Wissenschaften
Ménesi út 11-13
H-1118 Budapest

Dr. Erzsébet Forgács
Juhász-Gyula-Pädagogische-Hochschule
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
Hattyas sor 10
H-6701 Szeged

Mihály Harsányi
Eszterházy-Károly-Pädagogische-Hochschule
Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur
Egészségház út 4
H-3300 Eger

Dr. Thomas Herok
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Prof. Dr. Regina Hessky
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Márta Horváth
Nyitra u. 17/a
H-6724 Szeged

Dr. Gábor Kerekes
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Isabella Kesselheim
Mester u. 33-35 II/27 A
H-1095 Budapest

Tamás Kispál
Institut für Germanistik der József-Attila-Universität
Egyetem utca 2
H-6722 Szeged

Gabriella Kiss
Rákosszeg park 3/a
H-1142 Budapest

Prof. Dr. Antal Mádl
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Prof. Dr. Wolfgang Martens
Institut für Deutsche Philologie
der Ludwig-Maximilians-Universität
Schellingstr. 3
D-80799 München

Dr. Márta Murányiné-Zagyvai
Eszterházy-Károly-Pädagogische-Hochschule
Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur
Egézségház u. 4.
H-3300 Eger

Doz. Dr. Magdolna Orosz
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Peter Plener
Westbahnstr. 31/28
A-1070 Wien

Gabriella Rácz
Universität Veszprém
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
Füredi utca 2
H-8201 Veszprém

Roberta Rada
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Prof. Dr. Michel Reffet
7, Rue Sainté Claire Deville
F-21000 Dijon

Bettina Rieber
Brühler Str. 95/a
D-50968 Köln

Dr. Mária Rózsa
Margit krt. 56. II/2
H-1027 Budapest

Erich W. Schaufler
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Dr. Hans-Werner Schmidt
Goethe-Institut
PK 206, Beyoglu
TR-80060 Istanbul

Prof. Dr. Gerd K. Schneider
Syracuse University
Dept. of Languages, Literatures and Linguistics
340B H.B. Crouse
Syracuse, New York
USA - 13244-1160

József Szaszovszky
Eötvös-Loránd-Universität, Pädagogische Fakultät
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
Kazinczy u. 23-27
H-1075 Budapest

József Tóth
Berzsenyi-Dániel-Pädagogische-Hochschule
Deutscher Lehrstuhl
Berzsenyi Dániel tér 2
H-9700 Szombathely

Dr. Péter Zalán
Germanistisches Institut der ELTE
Ajtósi-Dürer sor 19-21
H-1146 Budapest

Anikó Zsigmond
Berzsenyi-Dániel-Pädagogische-Hochschule
Deutscher Lehrstuhl
Berzsenyi Dániel tér 2
H-9700 Szombathely

Ulrike A. Kaunzner

AUSSPRACHEKURS DEUTSCH

Bestell-Nr. 809

Kaunzner, *Aussprachekurs Deutsch:* Text- und Übungsbuch, 200 Seiten broschiert,
ISBN 3-87276-809-3 DM 28,-- / SFr. 26,-- / ö.S. 205,--

Bestell-Nr. 477

6 CDs, Spieldauer ca. 6,5 Stunden DM 138,-- / SFr. 129,-- / ö.S. 1015,--

Einsatzbereiche:

Alle Institutionen, in denen Deutsch als Fremdsprache unterrichtet wird (Universitäten, Schulen, Goethe-Institute im Ausland und Inland, Sprachinstitute).

Inhalt:

- Vokale
- Diphthonge
- Stimmeinsätze (nicht aspiriert, aspiriert)
- Nicht akzentuierte vokalisierte Endungen
- Konsonanten
- Konsonantenverbindungen
- Wortgrenzen
- Prosodische Merkmale (Wortakzent, Satzakzente, Melodieführung)
- Intonationsmuster: Dialoge
- Sprechbeispiele aus dem Alltag: Vortrag, Nachrichten, Interview, Gespräch

Der Kurs bietet das derzeit umfangreichste verfügbare Übungsangebot mit Aufnahmen. Für fortgeschrittene Deutschlerner in Unterricht und Selbststudium konzipiert, ist Kaunzners Aussprachekurs auch für den Anfängerunterricht unter fachlicher Anleitung bestens geeignet.

Aus dem Gutachten des Goethe-Instituts, München (Dr. Ortmann):

"Das Kaunzner-Material schneidet im Vergleich mit anderen Materialien höchst achtbar ab. Es hat das umfangreichste Übungsangebot, das v.a. auf Fortgeschrittene zielt. Die Übungsformen sind einfach, so daß sich der Lerner rasch eingewöhnt und ganz auf die Übungsinhalte konzentrieren kann." --- "Die Übungen überzeugen durch ihre Qualität; die Qualität der Tonaufnahmen ist vergleichsweise konkurrenzlos."

FORDERN SIE AUCH UNSEREN GESAMTKATALOG AN!

http://www.geist.spacenet.de

JULIUS GROOS VERLAG

Hertzstrasse 6 • D-69126 Heidelberg

Eduard Werner / Otto Ertl

Deutsche Impressionen – 40 Übungstexte für die Mittel- und Oberstufe

1997 · 3-89129-605-3 · 176 S., kt. · DM 24,– · SFr 22,– · ÖS 175,–

Lösungsschlüssel · 3-89129-610-X · 32 S., geheftet · DM 12,– · SFr 11,50 · ÖS 88,–
Kassette · 100 Min. · DM 20,– · SFr 19,– · ÖS 146,–

Dieses Buch wendet sich an Jugendliche und Erwachsene mit Kenntnissen in der deutschen Sprache, die das Niveau des „Zertifikats Deutsch als Fremdsprache" übersteigen. Es bietet 40 zumeist landeskundliche Aufgabengruppen. Zu jeder Aufgabengruppe gehört ein Basistext (Diktattext), von dem die Lese-, Hör-, Schreib- und Sprechübungen ausgehen. Bei extensivem Einsatz füllt jeder Basistext mindestens eine Unterrichtsstunde von 45 Minuten. Der Basistext kann als Gesprächsanlaß genommen werden oder als Diktattext dienen und durch Fragen zum Text und einen Lückentext intensiviert werden.
Bei intensivem Einsatz dagegen kann ein Basistext mit der dazugehörigen Aufgabengruppe bis zu vier Unterrichtsstunden füllen. Mit Hilfe der Texte wird im Verbund verschiedener Übungsformen und Aufnahmekanäle ganzheitliches Lernen in einem Zehn-Stufen-Modell angestrebt: Interesse wecken (Überschrift, Bilder), stilles Lesen des Textes, Lehrerdiktat, Selbstkorrektur des Diktats durch die Lernenden, schriftliches Beantworten der Fragen zum Text, Ausfüllen eines Lückentextes, freies Gespräch, Grammatikübungen, Hör- und Ausspracheschulung, Projektvorschlag.

Die Aufgabengruppen:

Raum und Zeit: Deutschland / Österreich / Die Schweiz / München – die Hauptstadt von Bayern / Der Rhein / Das Weltall ist grenzenlos / Zeitmessung mit Uhr und Glocke / Zeit ist mehr als Geld
Sprache: Das Wort „deutsch" / Die Namen der Flüsse in Mitteleuropa / Die Namen der Länder und Völker
Persönlichkeiten: Carl Orff / Robert Schuman / Johann Wolfgang von Goethe
Geschichte: Das Reich Karls des Großen / Europa / Deutsche Geschichte I / Deutsche Geschichte II / Die deutsche Hauptstadt / Industriegesellschaft
Kulturgeschichte: Baugeschichte ist Kulturgeschichte / Die europäischen Baustile / Literaturgeschichte / Der Beginn der Universitäten
Feste: Karneval, Fasenacht und Fasching / Ostern / Nikolaus
Wirtschaft und Recht: Das Geld / Arbeit und Sozialprestige / Wirtschaftswunder / Rechtssicherheit und Chancengleichheit / Föderalismus
Ernährung und Gesundheit: Brot / Das Bier und der Verbraucherschutz / Das Essen in Mitteleuropa / Konservierungsstoffe und Gesundheit
Verkehr: Elsbett-Motor / Geschwindigkeit auf der Autobahn / Eisenbahn / Lemminge

Anhang I: Wortakzent und Satzakzent / Intonation · *Anhang II:* Projektvorschläge · *Anhang III:* Die Rechtschreibreform auf einen Blick

Unser aktuelles Verlagsprogramm via Internet: ***http://www.iudicium.verlag.de***

iudicium

Postfach 701067 • D-81310 München • Tel. 089/718747 • Fax 089/714239

Sammlung Metzler

GRUNDWISSEN FÜR DAS STUDIUM

Wolfgang Albrecht
Gotthold Ephraim Lessing
SM 297. 1997. IX, 178 S., DM 24,80
ISBN 3-476-10297-1

Bernhard Asmuth
Einführung in die Dramenanalyse
SM 188, 5. Auflage, 1997. VII, 226 S., DM 22,80
ISBN 3-476-15188-3

Dieter Burdorf
Einführung in die Gedichtanalyse
SM 284. 2. Auflage. 1997. X, 276 S., DM 26,80
ISBN 3-476-12284-0

Terry Eagleton
Einführung in die Literaturtheorie
SM 246. 4. Auflage. 1997. VIII, 259 S., DM 24,80
ISBN 3-476-14246-9

Hartmut Eggert/Christine Garbe
Literarische Sozialisation
SM 287. 1995. 214 S., DM 26,80
ISBN 3-476-10287-4

Thomas Gil
Ethik
SM 276. 1993. XIV, 193 S., DM 24,80
ISBN 3-476-10276-9

Helmut Glück/Wolfgang Werner Sauer
Gegenwartsdeutsch
SM 252. 2. Auflage. 1997. XV, 199 S., 9 Abb., DM 26,80
ISBN 3-476-12252-2

Knut Hickethier
Film- und Fernsehanalyse
SM 277. 2. Auflage. 1996. VII, 228 S., DM 26,80
ISBN 3-476-12277-8

Benedikt Jeßing
Johann Wolfgang Goethe
SM 288. 1995. XX, 260 S., DM 26,80
ISBN 3-476-10288-2

Hermann Korte
Geschichte der deutschen Lyrik seit 1945
SM 250. 1989. X, 247 S., DM 26,80
ISBN 3-476-10250-5

Lena Lindhoff
Einführung in die feministische Literaturtheorie
SM 285. 1995. XIV, 192 S., DM 24,80
ISBN 3-476-10285-8

Joachim Paech
Literatur und Film
SM 235. 2. Auflage. 1997. X, 224 S., 112 Abb., DM 24,80
ISBN 3-476-12235-2

Dietmar Rösler
Deutsch als Fremdsprache
SM 280. 1994. VII, 207 S., DM 24,80
ISBN 3-476-10280-7

Walter Schönau
Einführung in die psychoanalytische Literaturwissenschaft
SM 259. 1990. X, 238 S., DM 26,80
ISBN 3-476-10259-9

Jürgen Schutte
Einführung in die Literaturinterpretation
SM 217. 4. Auflage. 1997. VIII, 232 S., DM 24,80
ISBN 3-476-14217-5

Jeder Band kartoniert. Bisher über 300 Bände;
Prospekt in Ihrer Buchhandlung oder direkt beim Verlag.
Postfach 103241 · 70028 Stuttgart ·
Fax 0711/2194-249 · Internet http://www.metzler.de

VERLAG J.B. METZLER

Bücher fürs Studium

Christa Baufeld
Kleines frühneuhochdeutsches Wörterbuch

Lexik aus Dichtung und Fachliteratur des Frühneuhochdeutschen

1996. XXXII, 264 Seiten. Kart. DM 29.80.
ISBN 3-484-10268-3

Das kleine frühneuhochdeutsche Wörterbuch ist ein pragmatisch determiniertes, benutzerfreundliches, leicht und schnell handhabbares einbändiges Nachschlagewerk für die Erschließung von Texten aus dem Zeitraum von 1350 bis 1600. Es ist als Lektürehilfe intendiert, die dem Studenten der Germanistik, aber auch dem Sprach- und Literaturhistoriker. Volkskundler und Wissenschaftshistoriker den Zugang zu literarischen Denkmälern unterschiedlicher Textgattungen und -typen aus Dichtung und Fachliteratur erleichtern möchte.

Jean Aitchison
Wörter im Kopf

Eine Einführung in das mentale Lexikon
Aus dem Englischen von Martina Wiese

1997. XII, 367 Seiten. Kart. DM 39.80.
ISBN 3-484-22056-2

Dieses Buch behandelt den menschlichen Wortspeicher, das ›mentale Lexikon‹, und damit die Frage, wie wir Wörter lernen, verstehen, produzieren, speichern und finden.
Im Mittelpunkt des Originals (1994 ist bei Blackwells die zweite, erweiterte Auflage von »Words in the Mind – An Introduction to the Mental Lexicon« erschienen) steht die Betrachtung und Erforschung der englischen Sprache; die deutsche Fassung enthält jedoch auch zahlreiche Beispiele aus dem Deutschen. Das Buch gibt einen ausführlichen Überblick über ältere und neuere Forschungen zum mentalen Lexikon und enthält eine Fülle von Literaturangaben zur weiterführenden Lektüre.

Norbert Dittmar
Grundlagen der Soziolinguistik – Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben

1997. XIV, 359 Seiten. Kart. DM 39.80.
ISBN 3-484-22057-0

Diese Einführung in die begrifflichen, theoretischen und wissenschaftsgeschichtlichen Grundlagen der Soziolinguistik ist als Arbeitsbuch mit Aufgaben für Studenten konzipiert. Die aktuellen Methoden und Forschungsparadigmen der Soziolinguistik werden unter Rückgriff auf ihre wissenschaftsgeschichtlichen Wurzeln vorgestellt. In den zentralen Kapiteln 3 und 4 wird der Stand der Forschung zu den sprach-soziologischen Grundbegriffen (Sprachgemeinschaft, Diglossie, Status und Funktion von Sprachen u. a.) und den varietätenlinguistischen Grundlagen (Standard, Dialekt, Soziolekt, Register, Stil etc.) anhand von Beispielen erläutert. Dabei werden die Möglichkeiten von ›Sprache und sozialer Ungleichheit‹ thematisiert. Das abschließende Kapitel widmet sich soziolinguistischen Regeln. Vor- und Nachteile regulativer, konstitutiver und interaktionsspezifischer Regeln werden diskutiert. Die Arbeitsaufgaben sollen die kontrollierte Erarbeitung soziolinguistischer Grundlagen im Selbststudium und in Seminaren erleichtern.

Moderne Literatur in Grundbegriffen

Herausgegeben von
Dieter Borchmeyer und Viktor Žmegač
2., neu bearbeitete Auflage

1994. 471 Seiten. Kart. DM 39.80; Geb. DM 86.–.
ISBN 3-484-10652-2/10687-5

Die Neuauflage dieses Standardwerks der modernen Literatur wurde inhaltlich und bibliographisch aktualisiert und verzeichnet zudem eine Reihe von neuen Artikeln (z.B. Exotismus, Gesamtkunstwerk, Literaturkritik). Charakteristika seiner Konzeption sind die komparatistische Ausrichtung und die Einbeziehung anderer Künste.

Peter J. Brenner
Neue deutsche Literaturgeschichte

Vom »Ackermann« zu Günter Grass

1996. VIII, 379 Seiten. Kart. DM 29.80.
ISBN 3-484-10736-7

Die »Neue deutsche Literaturgeschichte« vergegenwärtigt in zwölf einprägsamen Epochenporträts die Literaturentwicklung von 1400 bis 1995. Besonderes Augenmerk gilt den Autoren und ihrer Stellung im sozialen und literarischen Leben ihrer Epoche.

Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG
Postfach 21 40 · D-72011 Tübingen

Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG · Postfach 21 40 · 72011 Tübingen